

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

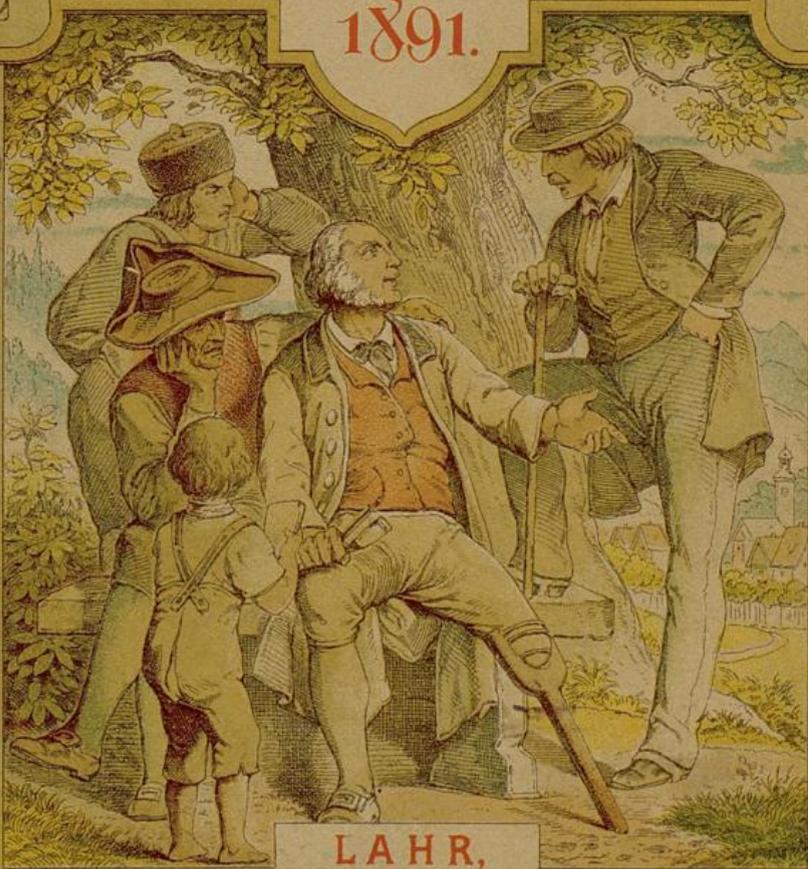
Jahrgang 1891

urn:nbn:de:bsz:31-62042



07
A 22

**Großer
Volkskalender
des
Lehrer Einkenden Boten
für
1891.**



LAHR,
Druck und Verlag **von J. H. Geigen** (Moritz Schauenburg.)

C. Schuren, fec.

F. Reiff, lith.

Der Kalender enthält als Beilage das Genrebild „Stadt und Land“, nach der Originalzeichnung von Erdmann Wagner, sowie einen künstlerisch in Farbendruck ausgeführten Wandkalender.

07
A 22, 1891

Inhalt.

	Seite		Seite
Zum Neuen Jahr! Gedicht von Adolf Bartels. Mit Bild von Erdmann Wagner	3	Das ewige Heute. Mit 2 Bildern von Chr. Speyer	78
Wagabunden. Von H. Billinger	29	Das erste deutsche Reichswaisenhaus in Lahr. Mit Bild	79
Fluchen. Mit Bild von H. Plinke	30	Der Professor und sein Hund. Von Dagobert von Gerhardt Amynstor. Mit 3 Bildern von C. Becker	81
Die Unterjuchung	31	Eine Dorfgeschichte. Mit 3 Bildern von Erdmann Wagner	89
Oh' du von deinen Lieben gehst. Gedicht von R. Bötkel	31	Stadt und Land. Gedicht von Adolf Bartels	93
Große deutsche Litteraturballade. Von L. Eichrodt. Mit 4 Bildern von C. Jße.	32	Geisterspuk und Giftmischer. Mit 2 Bildern von C. Unger	94
Ungleiche Kameraden. Von H. Billinger	35	Die größte Freude. Von Emil Rindt	94
Zwölf unfehlbare Bauernregeln	37	Der Jubelstrei von der hohen Kampenwand. Eine Orientaler Alpenfage. Mit 3 Bildern von Erdmann Wagner	97
König Wenzels Rheinfahrt. Von Friedr. Hornseck. Mit Bild von C. Oßterdinger	38	Veröhnt und vereint. Erzählung von Mary Dobson. Mit 5 Bildern von C. Limmer	100
Schimpfen. Mit 2 Bildern von H. Plinke	39	Die Cholericagarre. Von Ernst von Wolzogen. Mit 2 Bildern von C. Limmer	107
Zweierlei Wirtschaft. Mit 4 Bildern von Georg Hahn	41	Friedrich der Große und die Jesuiten. Mit 3 Bildern von Georg Hahn	110
Noch ein Stücklein vom Herrn Martin. Mit 2 Bildern von Erdmann Wagner	48	Knopf und Flint. Schwanf von Karl Georges. Mit 2 Bildern von Erdmann Wagner	114
Das Stiftungsfeft in Nummelsburg Mit 3 Bildern von Erdmann Wagner	49	Die Macht des Gewissens. Erzählung von Friedr. Roscius. Mit 3 Bildern von C. Becker	117
Anipferdolling. Eine Hundegeschichte von Herrn. Heiberg. Mit 2 Bildern von Chr. Speyer	54	Die Wirtin von Borna. Von Heinr. Seidel. Mit 3 Bildern von Chr. Speyer	124
Die Nikolobefcherung. Heitere Geschichte von Aug. Silberstein. Mit 3 Bildern von C. Becker	58	Zur Unzeit. Mit Bild von Erdmann Wagner	128
Die Lust am Wald. Von Julius Groffe. Mit 3 Bildern von Chr. Speyer	66	Zwei Zigeunerlieder	128
Schneiders Nase. Erzählung eines alten Herrn. Von M. Schwarz. Mit 2 Bildern von Erdmann Wagner	72	Weltbegebenheiten. Mit 18 Bildern	129
Aus dem dunkeln Weltteil. Mit 5 Bildern von W. A. Wellner	74		
Treu bewahrt. Von Wilh. Fischer. Mit Bild von H. Plinke	76		

B. 592

OZ
A 22, 1891



Erdm. Wagner.

← Stadt und Land. →

Großer
Volks-Kalender

des

Jahres Hinkenden Boten

für das Jahr

1891.

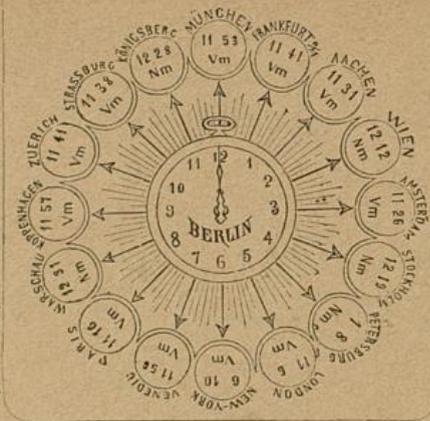


Jahr.
Druck und Verlag von J. H. Geiger.
(Moriz Schauenburg.)

Chronologische Elemente und bewegliche Feste.

(Nach dem Gregorianischen Kalender.)
 Die Goldene Zahl ist 11.
 Die Epacte XX.
 Der Sonnenjunkt 24.
 Zinszahl der Römer 4.
 Der Sonntagsbuchstabe D.
 Septuagesimä 25. Januar.
 Aschermittwoch 11. Februar.
 Ostersonntag 29. März.
 Himmelfahrt Christi 7. Mai.
 Pfingstsonntag 17. Mai.
 Trinitatissonntag 24. Mai.
 Fronleichnamfest 28. Mai.
 Erster Adventssonntag 29. November.
 Zahl d. Sonntage nach Trinit 26.
 Das Jahr 1891 ist ein gemeines Jahr von 365 Tagen.
 Von Weihnachten 1890 bis Heiligabend 1891 sind es 6 Wochen und 3 Tage.
 Die vier Quatember: 18. Febr., 20. Mai, 16. Sept., 16. Dez.

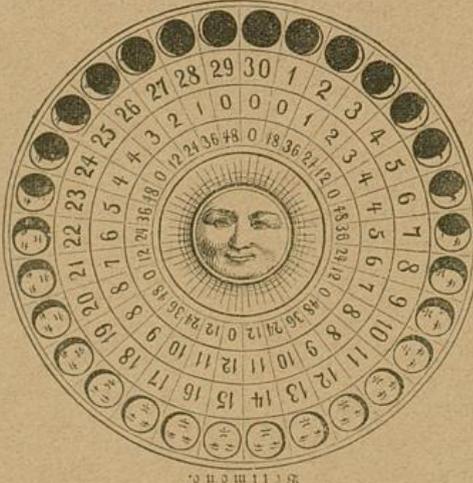
Stand der Uhren verschiedener Städte, wenn es in Berlin 12 Uhr mittag ist.



Die Mondscheibe

gibt an, wie viele Stunden der Mond vor und nach Mitternacht, von 6 Uhr nachm. bis 6 Uhr vorm. gerechnet, scheint. Der äußere Kreis zeigt die Ab- und Zunahme des Mondes; der zweite giebt die Tage, der dritte die Stunden und der vierte die Minuten nach dem Neumond an, bis auf den Tag, den man wissen will. Ist z. B. der Mond 8 Tage alt, so scheint er 6 St. 24 M. vor Mitternacht; ist er 22 Tage alt, so scheint er wieder 6 St. 24 M., aber erst nach Mitternacht.

Neumond.



- Der Neumond ☉
- Das erste Viertel ☾
- Der Vollmond ☽
- Das letzte Viertel ☾
- Stunde vorm. v.
- Stunde nachm. n.
- Himmelszeichen.**
- Widder ♈
- Stier ♉
- Zwillinge ♊
- Krebs ♋
- Löwe ♌
- Jungfrau ♍
- Wage ♎
- Skorpion ♏
- Schütze ♐
- Steinbock ♑
- Wassermann ♒
- Fische ♓

Die Aspekten.

- Zusammenkunft ☉☽
- Gegenschein ☉☽
- Dritterschein ☉☽
- Vierterschein ☐
- Sechsterschein ✳
- Aufsteig. ☾
- Absteig. ☽

Himmelskörper.

- Sonne ☉
- Mond ☾
- Mercurius ☿
- Venus ♀
- Mars ♂
- Jupiter ♃
- Saturnus ♄
- Uranus ♅

Kalender der Juden.

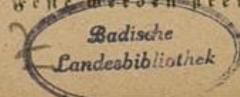
Das 5651. Jahr der Welt und der Anfang des 5652. Jahres.

1891.	Neumonde und Feste.
10. Jan.	1. Schebat des Jahres 5651.
9. Febr.	1. Adar.
22. "	14. " Klein Purim.
11. März	1. Beadar.
23. "	13. " Fasten Esther.
24. "	11. " Purim o. Hamansf.
25. "	15. " Schüchan-Purim.
9. April	1. Nisan. [Anfang.*]
23. "	15. " Passah o. Osterfest.
24. "	16. " Zweites Fest.*
29. "	21. " Siebentes Fest.*
30. "	22. " Passah-Ende.*
9. Mai.	1. Ijar. [Schülerfest.]
26. "	18. " Lag Bomer oder

1891.	Neumonde und Feste.
7. Juni.	1. Sivan.
12. "	6. " Boch. o. Pfingstf.*
13. "	7. " Zweites Fest.*
7. Juli.	1. Thamus. [Eroberung.]
23. "	17. " Fasten. Tempel-
5. Aug.	1. Ab. [brennung.]
13. "	9. " Fasten. Tempel-Ver-
4. Sept.	1. Elul.
Das 5652. Jahr.	
3. Okt.	1. Tischri. Neujahrsfest.*
4. "	2. " Zweites Fest.*
5. "	3. " Fasten-Gedaliah.
12. "	10. " Versöhnungsf. o. lange Nacht.*

1891.	Neumonde und Feste.
17. Okt.	15. Tischri. Laubhüttenfest.*
18. "	16. " Zweites Fest.*
23. "	21. " Palmfest.
24. "	22. " Versammlung o. Laubhütten-Ende.*
25. "	23. " Geseßesfreude.*
2. Nov.	1. Marcheschwan.
2. Dez.	1. Kislew.
26. "	25. " Tempelweihe.
1892.	
1. Jan.	1. Tebat.
10. "	10. " Fast. Belagerung Jerusalems.

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.



Zum neuen Jahr!



Verzeih uns mild die bange Frage:
 Was hältst du in der festgeschlossnen Hand?
 Ist's eine Reihe goldner Friedenstage
 Fürs heißgeliebte deutsche Vaterland?
 Ist es der Krieg mit Not und Tod und Klage,
 Der Kampf fürs Reich, das hoch und hehr erstand?
 Ach, du bist stumm, kannst nicht dein Schweigen
 brechen. —
 So mag das Herz in unserm Busen sprechen.

Das deutsche Herz, in schweren Stunden,
 Viel' lange, graue Jahre bitterhart
 Geprüft und allzeit fest und treu erfinden,
 Ein Menschenherz von alter guter Art,
 Das das Vergangne mannhafst überwunden
 Und wohlgerüstet für die Gegenwart:

Erblasste selbst der letzten Hoffnung Schimmer,
 Es spräche dennoch mutig: Deutsch für immer!

O, alle wollen wir den Frieden,
 Vom Kaiser bis zum letzten Mann herab,
 Doch ist er hold uns länger nicht beschieden,
 Dann auf zum Kampf und, will es Gott,
 ins Grab!

Wir haben weise alles gern vermieden,
 Was Anlaß euch zu blut'gem Hader gab —
 Wollt ihr nicht anders, gut, ihr sollt ihn
 haben
 Den Krieg, und sollt' er eine Welt be-
 graben.

Nicht mühlos in den Schoß gefallen
 Sind uns der Sieg, der Ruhm, das neue
 Reich;

Es rangen drum die Besten von uns allen
 Jahrzehntelang mit Wort und Schwertes-
 streich,
 Sie starben drum! — Doch in der Väter
 Hallen

Blüht ein Geschlecht, im Wollen ihnen gleich,
 Und wollt ihr unsres Schwertes Kraft er-
 proben,
 So soll wie einst das Werk den Meißter
 loben.

Ihr hofft vielleicht, uns werde trennen
 Die innre Zwietracht, rings umher entloht —
 O lernt die deutschen Männer besser kennen:
 Es trennt sie nichts in Vaterlandes Not;
 Wir, die wir unsre Mutter Mutter nennen,
 Wir stehn zusammen treulich bis zum Tod.
 Der Deutsche läßt sich seiner Väter Glauben
 Und seine Heimateerde nimmer rauben.

Ihr Völker all der weiten Erde,
 Zum Friedenskampfe laden wir euch ein;
 Ja, strebt mit uns, daß alles besser werde,
 Verdientes Glück ein jeder nenne sein!
 Es giebt genug zu thun am eignen Herde —
 Denkt eurer Armen, sorgt für Brot und
 Wein!

Und geht dies Jahr dem Ende dann ent-
 gegen,
 So preise alles seinen reichen Segen!

Adolf Bartels.

1891. I. Monat.	Januar oder Schneemonat		C- u. Planetenlauf		Mond		Sonnen	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Wutmaßl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Untg. U. M.
Donn.	1 Neujahr, JESUS	Dילו		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}} \text{ } \text{\textcircled{h}}$	10.36	11.24	7.54	4.14
Freit.	2 Abel, Seth, Matar.	Meinolf		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ schön	11.41	11.42	7.54	4.15
Samst.	3 Naak, Genoveva, Gn.	Adelfried		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ 10.44 v.	verm.	11.58	7.54	4.16
1. Prot. Der Geist der Herrlichkeit. 1. Petr. 4, 12-19. Kath. Weise aus Morgenland. Matth. 2, 1-12.			Sei doch nicht flüchtig, Jede Stund' ist wichtig;		Tageslänge 8 Stunden 23 Minuten.			
Sonnt.	4 D. Elias, Tit., Isab.	Rigobert		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ retr.	0.48	nachm.	7.54	4.17
Mont.	5 Simeon, Telesph.	Roger, Rando		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ frisch	1.57	0.35	7.54	4.18
Dienst.	6 Hl. 3 Kön. G. Chr.	Eckfried		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ jur.	3. 9	0.58	7.53	4.19
Mittw.	7 Isidorus, Lucianus	Alderich		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$	4.24	1.27	7.53	4.20
Donn.	8 Erhardus, Severin.	Vilmut		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$	5.42	2. 5	7.53	4.22
Freit.	9 Julianus, Martial.	Gudula		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$	6.56	2.57	7.52	4.23
Samst.	10 Samson, Paul, Ag.	Hartmut		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ 3.56 u. $\text{\textcircled{h}}$ Metzeufern in gr. Man.	8. 2	4. 2	7.52	4.24
2. Prot. Der vernünftige Gottesdienst. Röm. 12, 1-2. Kath. Jesus 12 Jahre alt. Luk. 2, 47-52.			Jeder bist du pflichtig; Müßiggang ist nichtig;		Tageslänge 8 Stunden 34 Minuten.			
Sonnt.	11 D. 1. n. E. Gerson	Hilde, Had.		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ kalt	8.55	5.19	7.51	4.25
Mont.	12 Reinhold, Ernestus	Mildrande		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ Ordn.	9.36	6.44	7.51	4.27
Dienst.	13 F. Dag, Hilarius	Dietmar		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ wird Morgen- stem.	10. 8	8. 9	7.50	4.28
Mittw.	14 Felix, Priester	Geb. d. Fürsten zu Waldeck.		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$	10.33	9.33	7.50	4.29
Donn.	15 Maurus, Habakuk	Itha, Warb.		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$	10.55	10.52	7.49	4.31
Freit.	16 Marcellus, Heinrich	Chusnelde		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ trüb	11.15	verm.	7.48	4.32
Samst.	17 Antonius, Ulfried	Ulfried		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ 6.49 v.	11.36	0.10	7.47	4.34
3. Prot. Die Christenheit ein Leib. Röm. 12, 3-8. Kath. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11.			Arbeit nur macht tüchtig, Müßig, stüßig, züchtig.		Tageslänge 8 Stunden 48 Minuten.			
Sonnt.	18 D. 2. Priska, Wilfr.	Mainrad		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ unfreundlich	11.57	1.25	7.47	4.35
Mont.	19 Martha, Sara, Kan.	Wilfried		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$	nachm.	2.39	7.46	4.37
Dienst.	20 Fabian u. Sebastian	Hersf		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ in $\text{\textcircled{h}}$ in $\text{\textcircled{h}}$	0.52	3.51	7.45	4.38
Mittw.	21 Agnes, Meinrad	Sibich		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$	1.28	5. 0	7.44	4.40
Donn.	22 Vinzenz, Anastasius	Hdram		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ Schnee	2.13	6. 2	7.43	4.41
Freit.	23 Bußtag in Württemberg.	Emerentia		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$	3. 5	6.57	7.42	4.43
Samst.	24 Timotheus, Erich	Isberga		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$	4. 5	7.41	7.41	4.44
4. Prot. Die unvergängliche Krone. 1. Kor. 9, 24-27. Kath. Arbeiter im Weinberg. Matth. 20, 1-16.			Führt ans Ziel dich richtig.		Tageslänge 9 Stunden 5 Minuten.			
Sonnt.	25 D. Sept. Pauli Bek.	Poppo, Ingo		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ 0.57 v. $\text{\textcircled{h}}$ dir.	5. 8	8.17	7.40	4.45
Mont.	26 Polykarp., Pauline	Cheodolinde		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ i. $\text{\textcircled{h}}$	6.15	8.45	7.39	4.47
Dienst.	27 Geb. d. deutsch. Kais.	Gotthold		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ Erdferne	7.20	9. 9	7.38	4.48
Mittw.	28 Karl, Charlotte	Karl		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$	8.25	9.29	7.37	4.50
Donn.	29 Valer., Rieger, Franz	Rüdiger		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$ Regen	9.30	9.47	7.36	4.51
Freit.	30 Adelgunde, Martina	Algunde		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$	10.36	10. 3	7.35	4.53
Samst.	31 Virgil, Petrus Nol.	Faramund		$C \circ h \text{ } \text{\textcircled{h}}$	11.42	10.19	7.33	4.55
Laf nur die Menschen denken, Gott wird es dennoch lenken; Rein, möß' auch Gott es lenken, Der Mensch soll dennoch denken.			Aus dem Dünkel eignen Meinens, Nie entleimt die frische Saat; Am Nachdenken nur entschwingt sich Menschengeist zur Schöpfungsthat.		15.-17. Januar 1871. Drei- tägige Schlacht bei Belfort. 18. Jan. 1871. Ausrufung des deutschen Kaiserreichs.			



- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1891. II.	Februar oder Hornung		C = u. Planetenlauf		Mond-		Sonnens-		
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Hg. U. M.	Utg. U. M.
5.	Prot. Getreu ist er, der euch ruft. 1. Theß. 5, 14-24. Kath. Gleichnis vom Säemann. Luf. 8, 4-15.			Die Erfahrung, die man teuer bezahlt, hat erst Gewicht.		Tageslänge 9 Stunden 24 Minuten.			
Samst.	1 D. Ser. Brigitta	Sigebert		5.14	naß	verm.	10.38	7.32	4.56
Mont.	2 Mariä Lichtmess	Bodo, Struth.				0.51	10.58	7.31	4.58
Dienst.	3 Blasius, Hadelin	Hadelin				2. 2	11.24	7.29	5. 0
Mittw.	4 Veronika, Kleophea	Frodobert		C in 8, C □ h		3.17	11.55	7.28	5. 1
Donn.	5 Agatha, Bertolf	Kolant		C ♀ ♀ in ♀		4.31	nachm.	7.26	5. 3
Freit.	6 Dorothea, Alderich	Cheadolf		Wegenstem in größter Ausweichung		5.40	1.36	7.25	5. 5
Samst.	7 Richard, Romuald	Richard		C ♀ ♀ (C □ ♀)		6.39	2.48	7.23	5. 6
6.	Prot. Das Hohelied von der Liebe. 1. Kor. 13. Kath. Der Blinde am Wege. Luf. 18, 31-43.			Die, welche uns geschenkt wird, will man nicht.		Tageslänge 9 Stunden 46 Minuten.			
Samst.	8 D. Est., Hrn.-Fastn.	Romuald		2.44 C Grdnähe		7.27	4.10	7.22	5. 8
Mont.	9 Apollonia, Otto	Berthold		C ♀ h (C ♀ ♀)		8. 1	5.37	7.20	5.10
Dienst.	10 Fastnacht, Scholast.	Vollbert		abwechselnd		8.32	7. 5	7.18	5.11
Mittw.	11 Ascher m., Euphros.	Landolt		C ♀ ♀, C □ ♀		8.56	8.29	7.17	5.13
Donn.	12 Eulalia, Ludovika	Pippin		C ♀ ♀, C □ ♀		9.18	9.51	7.15	5.15
Freit.	13 Fasttag in Odenburg und Weinigen.	Walafried		Wegenstem in größter Ausweichung.		9.38	11.10	7.13	5.16
Samst.	14 Valentin, Idesons	Wilburga		(C ♀ ♀), ♀ in ♀		10. 0	verm.	7.12	5.18
7.	Prot. Die Diener Gottes. 2. Kor. 6, 1-10. Kath. Feins wird vermischt. Matth. 4, 1-11.			Freier Freund ein festner Gast, Der Ketenen gleich zu schätzen.		Tageslänge 10 Stunden 10 Minuten.			
Samst.	15 D. Inv., Fast. i. Bayern u. Württb.			7.1		10.24	0.28	7.10	5.20
Mont.	16 Juliana, Quesimus	Randolt		C i. 8, C □ ♀		10.53	1.42	7. 8	5.21
Dienst.	17 Donatus, Fintanus	Widegern		C □ h		11.27	2.53	7. 7	5.23
Mittw.	18 Quat., Simeon, Slav.	Balderich		reguerisch		nachm.	3.58	7. 5	5.25
Donn.	19 Gabinus, Mansuet.	Humbert		C ♀ ♀, C □ ♀		1. 0	4.54	7. 3	5.26
Freit.	20 Fasttag in Württemberg, Schwerin u. M.-Strelitz.	Elisinde		in ♀		1.57	5.41	7. 1	5.28
Samst.	21 Felix, Cleonora	Uunimund		C ♀ ♀ ♀ △ h		2.59	6.20	6.59	5.29
8.	Prot. Der Reichtum der göttlichen Güte. Rom. 2, 1-10. Kath. Verkürzung Christi. Matth. 17, 1-9.			Künftig Reiner mußt du seyn, Ob' du einen guten hast.		Tageslänge 10 Stunden 34 Minuten.			
Samst.	22 D. Rem., Petri St.	Gosbert		♀ □ ♀		4. 5	6.49	6.57	5.31
Mont.	23 Josua, Petrus Dam.	Gottlieb		7.60 C Grdf.		5.10	7.14	6.55	5.33
Dienst.	24 Matthias, Leutfried	Albrecht		C ♀ h (C ♀ ♀)		6.17	7.35	6.54	5.34
Mittw.	25 Viktorinus, Walb.	Fridegern		sonnig		7.22	7.51	6.52	5.36
Donn.	26 Nestor, Alexander	Otila		♀ * ♀		8.27	8. 9	6.50	5.37
Freit.	27 Fasttag in Sachsen.	Sara, Leand.	Waldemar	C □ ♀, C ♀ ♀		9.33	8.25	6.48	5.39
Samst.	28 Romanus, Viktor	Angelbert		schön		10.41	8.43	6.46	5.41

Sehalb die Sonne der Liebe das Firmament durchs leuchtet, verlieren die Sterne der Freundschaft ihren Glanz. Doch gehen sie nicht ganz unter: wenn jene Sonne sinkt und die Nacht der Trauer sie deckt, erscheinen sie tröstend wieder.

Freßlicher Mut hilft durch; was Freßliche thun, gerät wohl; freßliche Menschen sind nicht bloß glückliche, sondern auch gute Menschen, ohne Reiz und Mißgunst.

Wer das ganze Publikum zum Freunde hat, hat wenige oder keinen Privatfreund; denn die Herzens-Engelbüden eines solchen Menschen sind schon zu oft auf- und zugemacht worden, als daß sie noch fest schließen könnten.

Heiterkeit und Freundschaft ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, und zugleich auch der Boden der Tugend und ihr Kranz.

1. Februar 1871.
80 000 Franzosen stiehn in die Schweiz.
15. Februar 1871.
Welsch übergibt sich den Deutschen.

Ein harmloses heiteres Lachen ist gewiß das beste Schmerzmittel mit dem Leben und der Menschheit.



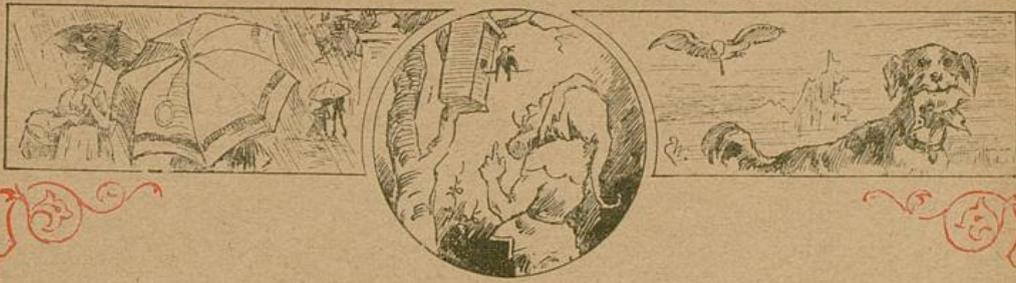
1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.

1891. III. Monat.	März oder Venzmond		C- u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Wutmaßl.	Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
9. Prot. Die Kinder des Lichts. Eph. 5, 1-9. Kath. Jesus treibt Teufel aus. Luk. 11, 24-28.			Geld geht durch alle Thüren, ausgenommen die Himmelsthür.		Tageslänge 10 Stunden 58 Minuten.			
Sonnt.	1 D. Dr. Albinus, Don.	Benno		schön	11.51	9. 1	6.44	5.42
Mont.	2 Simplicius, Luise	Geburtstag des Papstes Leo XIII.			verm.	9.25	6.42	5.44
Dienst.	3 Kunigunde, Titian	Kunigund		im	1. 2	9.52	6.40	5.45
Mittw.	4 Adrian, Mittfaste n	Heimo			2.15	10.30	6.39	5.46
Donn.	5 Friedrich, Eusebius	Walbod			3.24	11.18	6.37	5.48
Freit.	6 ^{Büßtag in Walbeck.} Fridolin	Geburtstag des Königs v. Birtemb.		in	4.26	nachm.	6.35	5.49
Samst.	7 Perpetua, Felicitas	Kero, Gero			5.16	1.37	6.33	5.51
10. Prot. Die Erlösung vom Leibe des Todes. Röm. 7, 18-25. Kath. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1-15.			Fürchte Gott und nach ihm nur den, der Gott nicht fürchtet.		Tageslänge 11 Stunden 21 Minuten.			
Sonnt.	8 D. Pat. Philemon	Manfred		in	5.57	3. 2	6.31	5.52
Mont.	9 A Ritter, Franziska	Hedio			6.28	4.29	6.29	5.54
Dienst.	10 Alexander, 40 Märt.	Wielant		Erduähe	6.55	5.57	6.27	5.55
Mittw.	11 Rosina, Cyrillus	Wittekind			7.18	7.22	6.25	5.57
Donn.	12 Gregor, Theophan.	Asbrant		angenehm	7.39	8.44	6.23	5.58
Freit.	13 Euphrasia, Nicephor.	Giselher			8. 1	10. 6	6.20	6. 0
Samst.	14 Zacharias, Mathilde	Mechtild			8.24	11.25	6.18	6. 2
11. Prot. ^{Rosf. 3} Lasset uns aufsehen auf Jesum. Hebr. 12, 1-3. Kath. Juden wollen Jesum steinigen. Joh. 8, 46-59.			Fürchtbarkeit ist von allen Hindernissen des Glücks das größte.		Tageslänge 11 Stunden 47 Minuten.			
Sonnt.	15 D. Ind. Christoph	Lothar, Roth.		in	8.52	verm.	6.16	6. 3
Mont.	16 Heribert, Henriette	Heribert			9.24	0.41	6.14	6. 5
Dienst.	17 Gertrud, Patrizius	Gertrut			10. 5	1.49	6.12	6. 6
Mittw.	18 Gabriel, Anselm	Anshelm			10.53	2.50	6.10	6. 8
Donn.	19 ^{Büßtag in Württemberg.} Joseph, Nährvater	Geb. des Großherz. v. Mecklenburg-Schw.		Regen	11.49	3.41	6. 8	6. 9
Freit.	20 7 Schm. M.	Gambert		in	nachm.	4.22	6. 6	6.11
Samst.	21 Benedikt, Clementia	Kelinde			1.55	4.54	6. 4	6.12
12. Prot. Der Gehorjam bis zum Tode. Phil. 2, 5-11. Kath. Christi Einzug zu Jerusalem. Matth. 21, 1-9.			Echtheit nach Gultzungen und Auszeichnung erklärt das Herz.		Tageslänge 12 Stunden 12 Minuten.			
Sonnt.	22 D. Palm. B. i. Hessen	Imideo		Erduferne in	3. 1	5.19	6. 2	6.14
Mont.	23 Viktorian, Eberhard	Tüdiger			4. 7	5.41	5.59	6.15
Dienst.	24 Gabriel, Pigmennus	Tieberga		wird Abendst.	5.12	5.59	5.57	6.17
Mittw.	25 ^{1.11} Mariä Verkündig.	Romilda			6.18	6.17	5.55	6.18
Donn.	26 ^{in den K. Bez. Hamm. Laubent., v. Detm., M. Schw. u. in Thüring.} Gründ., Tüdgerus	Guntram		stürmisch	7.25	6.32	5.53	6.20
Freit.	27 ^{Geb. des Fürsten Reinh. d. 2.} Karfr.			unfreund-	8.32	6.49	5.51	6.21
Samst.	28 Priskus, Guntram			lich	9.42	7. 7	5.49	6.23
13. Prot. Der Beweis der Auferstehung. 1. Kor. 15, 1-11. Kath. Auferstehung Christi. Mar. 16, 1-7.			Allzu große Zärtlichkeit der Gefühle ist ein wahres Unglück.		Tageslänge 12 Stunden 37 Minuten.			
Sonnt.	29 D. Alerf. Eustachius	Marbod			10.53	7.28	5.47	6.24
Mont.	30 2. Alerf. Guido	Wido, Udo			verm.	7.54	5.45	6.26
Dienst.	31 Balbina, Kornelia	Kovena			0. 6	8.26	5.43	6.27



- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1891. IV. Monat.	April oder Ostermond		C = u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnens.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Ufg. U. M.	Untg. U. M.	Ufg. U. M.	Untg. U. M.
Mittw.	1 Hugo, Theodora	Hugo, Sibich		1.15	9.10	5.41	6.29
Donn.	2 Theodos., Franz v. P.	Geburts. d. Herzogs von Sachsen-Mein.		2.18	10. 7	5.38	6.30
Freit.	3 Richard, Reinhard	Chrimhild		3.12	11.16	5.36	6.31
Samst.	4 Ambrosius, Isidor	Waltheide		3.55	nachm.	5.34	6.33
14.	Prot. Der Glaubenssieg. 1. Joh. 5, 1-6. Kath. Jesus erscheint den Jüngern. Joh. 20, 19-31.		Wenn das Geld koch das Getrennte ist, der gilt selbst sehr wenig.	Tageslänge 13 Stunden 2 Minuten.			
Sonnt.	5 D. Duaf, Emilie	Ortlieb		4.27	1.58	5.32	6.34
Mont.	6 Cölestiu, Sixtus	Waltrut		4.55	3.24	5.30	6.36
Dienst.	7 Hermann, Egesipp.	Amelgart		5.18	4.48	5.28	6.37
Mittw.	8 Amandus, Anaklet.	Gotelinde		5.39	6.13	5.26	6.39
Donn.	9 Sybilla, Mar. Kleoph	Chadalo		6. 1	7.36	5.24	6.40
Freit.	10 Ezechiel, Daniel	Allmann		6.23	8.58	5.22	6.42
Samst.	11 Leo, Papst	Godebert		6.49	10.18	5.21	6.43
15.	Prot. Die Achtung vor der menschl. Ordnung. 1. Petr. 2, 11-20. Kath. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11-17.		Es ist kein Reichthum zu vergleichen einem gesunden Leibe.	Tageslänge 13 Stunden 25 Minuten.			
Sonnt.	12 D. Mis., Julius, Zeno	Wigold		7.19	11.34	5.19	6.44
Mont.	13 Justinus, Hermeng.	Aduna		7.57	verm.	5.17	6.45
Dienst.	14 Tiburtius, Tiberius	Trudobert		8.13	0.40	5.15	6.46
Mittw.	15 Anastasia, Kreszenz.	Albio		9.37	1.36	5.13	6.48
Donn.	16 Aaron, Paternus	Brigith		10.38	2.21	5.11	6.50
Freit.	17 Pusttag in Würtemberg. Rudolf	Rudolf		11.43	2.57	5. 9	6.51
Samst.	18 Ulmann, Eduard	Geburts. d. Fürsten am Obere.		nachm.	3.24	5. 7	6.53
16.	Prot. Das Vorbild Christi. 1. Petr. 2, 21-25. Kath. Nach Trübsal Freude. Joh. 16, 16-22.		Des Menschen Schicksal ist sein eigenes Gewissen.	Tageslänge 13 Stunden 45 Minuten.			
Sonnt.	19 D. Jub., Werner, Leo	Werner		1.56	3.47	5. 5	6.54
Mont.	20 Hermogen, Sulpit.	Hermann		3. 2	4. 6	5. 3	6.56
Dienst.	21 Anselm, Adolar	Welf		4. 7	4.24	5. 1	6.57
Mittw.	22 Pusttag in Altpreußen und in Anhalt. Kajus	Erchenwall		5.14	4.39	4.59	6.59
Donn.	23 Georg, Adalbert	Geburts. d. Könige v. Sachsen.		6.21	4.55	4.58	7. 0
Freit.	24 Albrecht, Fidelis	Albrecht		7.31	5.13	4.56	7. 2
Samst.	25 Markus, Erwin	Sigmar		8.43	5.32	4.54	7. 3
17.	Prot. Gott, der Geber aller guten Gaben. Jak. 1, 13-18. Kath. Jesus verheißt den Tröster. Joh. 16, 5-14.		Tain getrieben wird kein Blatt, noch ausgerissen.	Tageslänge 14 Stunden 13 Minuten.			
Sonnt.	26 D. Cant., Aletus, M.	Gambrian		9.57	5.57	4.52	7. 5
Mont.	27 Anastasius, Zitta	Geburts. d. Könige v. Bayern.		11. 8	6.27	4.50	7. 6
Dienst.	28 Vitalis, Prudenz	Helise, Else		verm.	7. 8	4.49	7. 7
Mittw.	29 Petrus, Wärt., Rob.	Geburts. d. Herzogs von Anhalt.		0.14	8. 0	4.47	7. 9
Donn.	30 Quirinus, Kathar.	Rudibert		1.10	9. 4	4.45	7.10
<p>Gewebheit ist eine strenge Herrin. Sie macht sich viele unterthan, Perantisch den, und sie zur Herrin, Legt jedem sie die Fesseln an.</p>				<p>Kraft gilt es, ihr sich zu entwinden, Und neu erlarkt an Leib und Weis, Wer mutig seinen alten Sünden Und ihren Banden sich entzieht.</p>			
				18. April 1864. Frühm. der Doppeler Schlangen.			
				Krankheit kommt Hundweise und geht leichweise.			



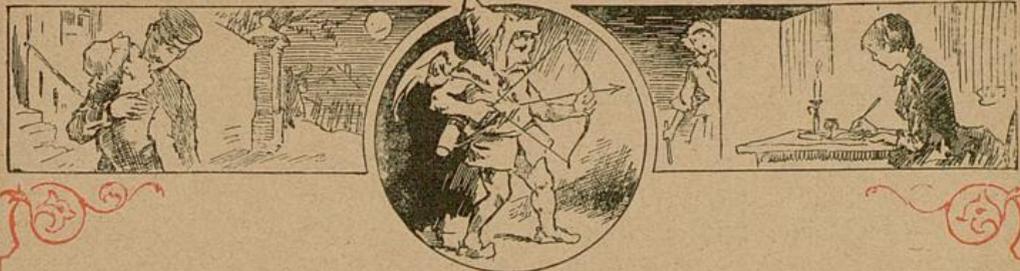
- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

1891. V.	Mai oder Wonnemond		C- u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufa. U. M.	Untg. U. M.	Aufa. U. M.	Untg. U. M.
Freit.	1	Philipp, Jak., Walb.	Walburg		1.56	10.19	4.43	7.12
Samst.	2	Athanasius, Sigm.	Attala		2.30	11.40	4.42	7.13
18.	Prot. Das Gesetz der Freiheit. Jak. 1, 19-27. Kath. So ihr den Vater bittet. Joh. 16, 23-30.			Gefügigt ist das Glück und schwer zu binden.	Tageslänge 14 Stunden 35 Minuten.			
Sonnt.	3	D. Rog. †	Erfindung Friso, Wilb.		2.59	nachm.	4.40	7.15
Mont.	4	Monika, Florian	Wolshelm		3.21	2.24	4.38	7.16
Dienst.	5	Gotthard, Pius V.	Gotthart		3.43	3.46	4.37	7.18
Mittw.	6	Johann v. der Pforte	Kunihilde		4. 2	5. 7	4.35	7.19
Donn.	7	Chr. Himmelf.	Gottf. Gotfried		4.24	6.30	4.33	7.20
Freit.	8	Michaels Erschein.	Ubaldo		4.47	7.51	4.32	7.21
Samst.	9	Beatus, Hiob, Greg.	Emma		5.15	9.10	4.31	7.22
19.	Prot. Die guten Haushalter. 1. Petr. 4, 7-11. Kath. Zeugnis des heil. Geistes. Joh. 15, 16-27.			Nur in verschlossener Fede wird bewahrt.	Tageslänge 14 Stunden 54 Minuten.			
Sonnt.	10	D. Crandi.	Gordian Hulda		5.48	10.22	4.30	7.24
Mont.	11	Erich, Luise, Adolf	Erich, Gundo		6.32	11.25	4.28	7.25
Dienst.	12	Pankratius, Wibert	Tiebhilde		7.23	verm.	4.27	7.26
Mittw.	13	Servatius, Emilie	Wiborade		8.23	0.16	4.26	7.28
Donn.	14	Bonifazius, Epiph.	Hildeburg		9.28	0.57	4.24	7.29
Freit.	15	^{Vastog in} ^{Württemberg.} Sophia	Imhilde		10.35	1.27	4.23	7.30
Samst.	16	Peregrin, Joh. v. N.	Tandila		11.41	1.52	4.22	7.32
20.	Prot. Die Ausgiekung des heil. Geists. Apgsch. 2, 1-13. Kath. Sendung des heil. Geistes. Joh. 14, 23-31.			Das Schweigen ist zum Güter ihm gelehrt.	Tageslänge 15 Stunden 13 Minuten.			
Sonnt.	17	D. Pfingstf.	Bruno Bruno		nachm.	2.12	4.20	7.33
Mont.	18	2. Pfingstf.	Christh. Friedlinde		1.53	2.29	4.19	7.34
Dienst.	19	Potentia, Peter Cöl.	Hildrun		3. 0	2.46	4.18	7.36
Mittw.	20	Anat., Gangolf	Gudrun		4. 7	3. 1	4.17	7.37
Donn.	21	Konstantin, Pruden;	Helmtraut		5.16	3.19	4.15	7.38
Freit.	22	Helena, Julia	Isanthe		6.27	3.37	4.14	7.39
Samst.	23	Desiderius, Bischof	Godoleva		7.42	4. 0	4.13	7.40
21.	Prot. Die Unerforschlichkeit Gottes. Röm. 11, 33-36. Kath. Christus befiehlt zu taufen. Matth. 28, 18-20.			Und rasch entsteht es, wenn Gewissigkeit	Tageslänge 15 Stunden 30 Minuten.			
Sonnt.	24	D. Dreifall.	Johanna Herlinde		8.56	4.28	4.12	7.42
Mont.	25	Urban, Gregor	Freja		10. 6	5. 5	4.11	7.43
Dienst.	26	Philipp Neri, Cleuth.	Goderich		11. 7	5.53	4.10	7.44
Mittw.	27	Entrop, Veda	Eudolf		11.55	6.55	4. 9	7.45
Donn.	28	Fronl., Wilhelm	^{Geburts. des Kaiserin} ^{Neub. f. 2.}		verm.	8. 7	4. 9	7.46
Freit.	29	Maximin, Theodoj.	Amelung		0.34	9.27	4. 8	7.47
Samst.	30	Felix I., Ferdinand	Wigand		1. 2	10.48	4. 7	7.48
22.	Prot. Gott ist die Liebe. 1. Joh. 4, 16-21. Kath. Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 16-24.			Bereitig wagt, die Tede zu erbeten.	Tageslänge 15 Stunden 43 Minuten.			
Sonnt.	31	D. 1. n. Dreifall.	Katwald		1.27	nachm.	4. 6	7.49

Das Gucke bleibt in allen Tanten, Ter grechen Menge unverstanden!

Erst wenn man es zerstückelt und verkleinert, Wird es in Brocken verallgemeinert.

Wo kein Bart ist auch kein Verstand.



- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1891. VI.	Juni oder Brachmond		C=U. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.		
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.	
Mont.	1	Fortunatus, Mikod.	Kuno, Wolo		1.49	1.29	4.5	7.50	
Dienst.	2	Eugen, Erasmus	Sindolf		2.8	2.49	4.5	7.51	
Mittw.	3	Oliva, Klothilde	Klothilde		2.28	4.8	4.4	7.52	
Donn.	4	Quirin, Karpasius	Uta, Walg.		2.49	5.29	4.3	7.53	
Freit.	5	Bonifazius, Winfr.	Winfried		3.14	6.47	4.3	7.54	
Samst.	6	Norbert, Benigna	Norbert		3.44	8.3	4.2	7.55	
23.	Prot. Der Haß der Welt. 1. Joh. 3, 13-18. Kath. Vom verlorenen Schafe. Luf. 15, 1-10.			Haushalten mit der Kraft, haushalten mit der Zeit.	Tageslänge 15 Stunden 54 Minuten.				
Sonnt.	7	D. 2. n. Dr. Robert	Chorismund		4.23	9.10	4.2	7.56	
Mont.	8	Medardus	Wittich		5.11	10.7	4.2	7.56	
Dienst.	9	Kolumbus, Primus	Luitgard		6.8	10.52	4.1	7.57	
Mittw.	10	Margareta, Königin	Salaburg		7.11	11.27	4.1	7.58	
Donn.	11	Barnabas, Iduna	Iduna		8.19	11.54	4.1	7.58	
Freit.	12	^{Bisitag in Württemberg} Basildes	Harduin		9.26	vorm. 4.0	7.59		
Samst.	13	Anton von Padua	Nordhild		10.32	0.17	4.0	8.0	
24.	Prot. Allesamt seid untereinander unterthan. 1. Petr. 5, 5-11 Kath. Berufung Petri. Luf. 5, 1-11.			Mit solcher Kunst bringt's auch ein kurzes Leben weit.	Tageslänge 16 Stunden 0 Minute.				
Sonnt.	14	D. 3. Basilius, Glif.	Manna		11.39	0.34	4.0	8.0	
Mont.	15	Vitus, Modestus	Bo'so		naehm.	0.52	4.0	8.1	
Dienst.	16	Iustina, Ludgard	Volker		1.50	1.7	4.0	8.1	
Mittw.	17	Hortensia, Rainer	Cheobald		2.58	1.22	4.0	8.2	
Donn.	18	Marcellus, Arnulf	Arnulf		4.8	1.41	4.0	8.2	
Freit.	19	Gerhard, Gervasius	Gerhart		5.21	2.14	4.0	8.2	
Samst.	20	Sylverius, Regina	Alalinde		6.37	2.27	4.0	8.2	
25.	Prot. Die selbge Freiheit der Kinder Gottes. Röm. 8, 18-23. Kath. Der Phariseer Gerechtigkeit. Matth. 5, 20-24.			Hoffen und Gatten macht manchen zum Narren.	Tageslänge 16 Stunden 3 Minuten.				
Sonnt.	21	D. 4. Albanus, Mloj.	^{Geburt des Herz. v. Sachf. Kob. Göttha.}		7.50	2.59	4.0	8.3	
Mont.	22	Paulin, 10000 Ritt.	Similde		8.57	3.44	4.0	8.3	
Dienst.	23	Edeltrud, Agrippina	Edeltrud		9.51	4.42	4.1	8.3	
Mittw.	24	Johannes d. E. Geb.	^{Geb. d. Großherz. v. Sachf. Weim. Gifen.}		10.34	5.54	4.1	8.3	
Donn.	25	Eulogius, Prosper	Eberhart		11.6	7.13	4.1	8.3	
Freit.	26	Joh., Paul, Jeremias	Kotruda		11.33	8.36	4.2	8.3	
Samst.	27	Schläfer, Ladisl.	Gunilde		11.54	9.58	4.2	8.3	
26.	Prot. Der Weg zum Leben. 1. Petr. 3, 8-16. Kath. Jesus speist 4000 Mann. Marf. 8, 1-9.			Aber Gatten und Hoffen hält den Himmel offen.	Tageslänge 16 Stunden 1 Minute.				
Sonnt.	28	D. 5. ^{Vusitag in Wetttenburg-Schwerin.}	Iduberga		vorm.	11.18	4.2	8.3	
Mont.	29	Petrus, Paulus	Edburga		0.14	naehm.	4.3	8.3	
Dienst.	30	Lucina, Pauli Ged.	Edwin		0.33	1.56	4.4	8.3	
<p>Ein Mädel ist das Menschensber, In ihm ist Geligkeit und Samere; Deut ist's nicht, wie es gestern war, Und ewig bleibt es wandelbar.</p>					<p>Die Hoffnung ist der Seele Atemloren; Und darum hängt der Mensch, sobald ein Laufend Geträuschter Hoffnungen vollzählig ist, Ein neues Laufend an.</p>				
<p>18. Juni 1815. Schlacht bei Waterloo.</p>					<p>Es vffegt das Heimgeißel in euren Kindern! Der Jugend heile Pfanz- statt bleibt das Haus.</p>				



1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1891. VII.	Juli oder Heumond		C = n. Planetenlauf		Mond		Sonnens	
			Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.						
Mittw.	1 Cheobald, Simeon	Cheobald					0.54	3.14 4. 4 8. 3
Donn.	2 Mariä Heiml., Otto	Otto, Otthild					1.16	4.31 4. 5 8. 2
Freit.	3 Kornelius, Gulogius	Hagen					1.45	5.47 4. 5 8. 2
Samst.	4 Ulrich, Bisch., Hatto	Ulerich					2.19	6.57 4. 6 8. 2
27.	Prot. Das Sterben und Leben in Christo. Röm. 6, 1-11. Kath. Vom falschen Propheten. Matth. 7, 15-21.		D schilt das geldne Jugendalter nicht,		Tageslänge		15 Stunden 54 Minuten.	
Sonnt.	5 D. 6. Wendelin, Zoe	Wendelin					3. 3	7.57 4. 7 8. 1
Mont.	6 Esajas, Dominika	Herrich					3.56	8.47 4. 8 8. 1
Dienst.	7 Wilibald, Joachim	Karlmann					4.58	9.26 4. 8 8. 0
Mittw.	8 Kilian, Elisabeth	Geburts. des Großh. von Oldenburg.					6. 3	9.56 4. 9 8. 0
Donn.	9 Cyrillus, Zeno, Luise	Wolfram					7.12	10.20 4.10 7.59
Freit.	10 ^{Buchtag in Württemberg.} 7 Brüder	Gunzo					8.19	10.39 4.11 7.59
Samst.	11 Rahel, Pius I.	Hanno					9.26	10.57 4.12 7.58
28.	Prot. Die Knechtschaft der Sünde u. G. Röm. 6, 15-23. Kath. Vom ungerechten Haushalter. Luf. 16, 1-9.		Der Kopf ist rasch, allein das Herz ist gut.		Tageslänge		15 Stunden 44 Minuten.	
Sonnt.	12 D. 7. Nabor, Joh. G.	Wesso, Hatto					10.30	11.12 4.13 7.57
Mont.	13 Heinrich, Anaklet	Heinrich					11.36	11.28 4.14 7.57
Dienst.	14 Alfred, Bonavent.	Centobert					nachm.	11.44 4.15 7.56
Mittw.	15 Ap. Ceil., K. Heinrich	Hildebrand					1.50	verm. 4.16 7.55
Donn.	16 Ruth, Faustus	Heilwig					3. 0	0. 3 4.17 7.54
Freit.	17 Alexius, Arthur	Fromund					4.14	0.26 4.18 7.53
Samst.	18 Maternus, Rufina	Egenolf					5.28	0.54 4.19 7.52
29.	Prot. Der kindliche Geist. Röm. 8, 12-17. Kath. Jesus weint über Jerusalem. Luf. 19, 41-47.		In der Jugend muß man ertragen,		Tageslänge		15 Stunden 31 Minuten.	
Sonnt.	19 D. 8. ^{Buchtag in W. Sirelig.} Rosina	Hilderich					6.38	1.34 4.20 7.51
Mont.	20 Margareta, Arnold	Arnold					7.39	2.25 4.21 7.50
Dienst.	21 Arbogast, Dietrich	Arbo, Erbo					8.28	3.32 4.22 7.49
Mittw.	22 Maria Magdalena	Alberich					9. 5	4.49 4.23 7.48
Donn.	23 Apollinaris, Libor.	Hermwig					9.35	6.15 4.25 7.47
Freit.	24 Christina, Bernhard	Emich					9.58	7.40 4.26 7.46
Samst.	25 Jakob, Christoph	Hildebert					10.19	9. 4 4.27 7.45
30.	Prot. Wer steht, sehe zu, daß er u. falle. 1. Kor. 10, 12-13. Kath. Pharisäer und Zöllner. Luf. 18, 9-14.		Was uns im Alter Treft soll bringen.		Tageslänge		15 Stunden 15 Minuten.	
Sonnt.	26 D. 9. Anna, Polybins	Sigelinde					10.39	10.25 4.28 7.43
Mont.	27 Pantaleon, Martha	Rutharth					10.59	11.45 4.30 7.42
Dienst.	28 Nazarius, Gelfus	Mangold					11.21	nachm. 4.31 7.41
Mittw.	29 Beatrix, Martha	Egbert					11.48	2.21 4.32 7.39
Donn.	30 Jakobeä, Abdon	Gerold					verm.	3.38 4.33 7.38
Freit.	31 German, Ignaz v. L.	Friedegar					0.19	4.48 4.35 7.37

Kein Mensch geht unverändert durch dieses Zeit. Nur selten verbleibt das Unaltes und meistens das Beste, dessen Herz aus der Klammern des verunkelten Ertruglücks gelüftet hervorgeht.

Es gebürt kein großer Bestand dazu, um von sich selbst auf andere zu schließen; aber gewiß gebürt ein sehr gutes Herz dazu, um von andern immer das Beste zu denken.

3. Juli 1866.
Schlacht bei Königgrätz.
Man läßt das Kaiser, wenn man's nicht tadelt.



- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1891. VIII. Monat.	August oder Erntemonat		C=U. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnens.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Samst.	1 Petri Kettenfeier	Geburtl. d. Fürsten zu Schaumb.-Lippe.	schwül	1. 0	3.51	4.36	7.36
31. Prot. Der Friede mit Gott. Röm. 5, 1-5. Kath. Vom Taubstummen. Mark. 7, 31-37.			Nimm alles leicht! das Träumen laß und Grübeln!	Tageslänge 14 Stunden 58 Minuten.			
Sonnt.	2 D. 10. Gustav, Fort.	Gustav, Eudo	gewitterhaft	1.49	6.44	4.37	7.35
Mont.	3 Steph. Erf., Aug.	Walram	5.44 n.	2.47	7.26	4.38	7.33
Dienst.	4 Dominikus, Jofias	Friedbrant	♀ in ♀	3.51	7.57	4.39	7.32
Mittw.	5 Oswald, M. Schnee	Oswald	♂	4.59	8.22	4.40	7.30
Donn.	6 Sirtus, Berkl. Chr.	Krafft	♂	6. 7	8.44	4.42	7.29
Freit.	7 Bußtag in Württemberg	Afra, Alb.	♂ h, ♂ ♀	7.14	9. 1	4.43	7.27
Samst.	8 Reinhard, Cyriak	Reinhard	♂ Erdferne	8.19	9.18	4.45	7.25
32. Prot. Das unverweilliche Erbe. 1. Petr. 1, 3-9. Kath. Barmherziger Samariter. Lut. 10, 23-37.			Es bleibst du wohlbehabt vor tausend Uebeln.	Tageslänge 14 Stunden 28 Minuten.			
Sonnt.	9 D. 11. Erich, Rom.	Dibold	♂ h Sternschnuppen.	9.24	9.33	4.46	7.24
Mont.	10 Laurentius, Blanka	Sigolf	♂ h Sternschnuppen.	10.30	9.49	4.47	7.22
Dienst.	11 Hermann, Susanna	Bernolt	♂ h Sternschnuppen.	11.36	10. 6	4.49	7.21
Mittw.	12 Klara, Adele	Wolfrade	9.43 n.	nachm.	10.27	4.50	7.19
Donn.	13 Hippolyt, Kassian	Friedhilde	♂ im ♂	1.55	10.51	4.51	7.17
Freit.	14 Eusebius, Warnfr.	Brunhild	♂ h	3. 8	11.25	4.53	7.15
Samst.	15 Mariä Himmelfahrt	Fridegund	♂ ♀, ♂ ♀	4.18	verm.	4.54	7.13
33. Prot. Die rettende Liebe. Philemon 1-21. Kath. Von 10 Aussätzigen. Lut. 17, 1-19.			Das Mitleid ist des Weibes schönster Schmuck;	Tageslänge 14 Stunden 16 Minuten.			
Sonnt.	16 D. 12. Iodokus, Hoch.	Rosamunde	♂ Wind	5.23	0. 9	4.56	7.12
Mont.	17 Verena, Liberatus	Welleda	♂ Mittern in arabischer Anwesenheit	6.17	1. 8	4.57	7.10
Dienst.	18 Klara v. M., Helena	Geburtl. d. Kaisers von Österreich.	♂ h Wolken	7. 0	2.21	4.59	7. 8
Mittw.	19 Sebald, Ludovikus	Sebald, Ruth.	10. 0 n.	7.32	3.44	5. 0	7. 6
Donn.	20 Bernhard, Philibert	Bernhart	♂ Erdnähe	7.59	5.12	5. 1	7. 4
Freit.	21 Privatus, Franziska	Geb. d. Fürsten zu Schwarzb.-Mudelsbad.	♂ ♀, ♂ ♀	8.22	6.39	5. 3	7. 2
Samst.	22 Symphorian, Timot.	Gerbert	♂ ♀ (♂ h)	8.42	8. 45	4. 7	7. 1
34. Prot. Der Eid macht ein Ende alles Haders. Hebr. 6, 16. Kath. Vom ungerechten Rammton. Matth. 6, 24-33.			Ein Herz jedoch, das niemals Mitleid fühlt.	Tageslänge 13 Stunden 53 Minuten.			
Sonnt.	23 D. 13. Philip., Zach.	Roswitha	♂ in ♀	9. 3	9.28	5. 6	6.59
Mont.	24 Bartholomäus, Ap.	Diether	♂ angenehm	9.24	10.49	5. 7	6.57
Dienst.	25 Ludwig, König	Ludwig	♂ ♀, ♂ ♀	9.50	nachm.	5. 8	6.55
Mittw.	26 Samuel, Zephyrin	Edith, Egith	0.41 n.	10.20	1.28	5.10	6.53
Donn.	27 Gebhard, Jos. v. Cal.	Gebhard	♂ Hundstage Ende	10.58	2.42	5.11	6.51
Freit.	28 Augustinus, Adol.	Frodulf	♂ ♀ (♂ ♀)	11.44	3.47	5.13	6.49
Samst.	29 Johann. Enthaupt.	Dietger	♂ ♀ in ♀	verm.	4.42	5.14	6.47
35. Prot. Die Früchte d. Fleisches u. d. Geistes. Gal. 5, 16-24. Kath. Vom Jüngling zu Naim. Lut. 7, 11-16.			Verdient nicht, daß es im Weibe wohnt.	Tageslänge 13 Stunden 30 Minuten.			
Sonnt.	30 D. 14. Felix, Adolf	Adolf	♂ retr. Sonnenschein	0.40	5.26	5.15	6.45
Mont.	31 Raimund, Pauline	Raimund	♂	1.42	6. 1	5.17	6.43



- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1891. IX. Monat.	September oder Herbstmond		C = n. Planetenlauf	Mond-		Sonnen-	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
Dienst.	1 Verena, Egidius	Merlinde		bewölkt		2.49	6.27 5.18 6.41
Mittw.	2 Veronika, Stephan	Wannig				3.58	6.50 5.20 6.39
Donn.	3 Theodosius, Euphem.	Sido				5. 4	7. 8 5.21 6.37
Freit.	4 ^{Pusttag in} ^{Württemberg.} Elher, Ros.	Wangio		C Grdferne, C h		6.11	7.24 5.23 6.35
Samst.	5 Bertinus, Laurent.	Herbold		C O ♀ ♂ in		7.15	7.39 5.24 6.33
36.	Prot. Die Selbstprüf. u. d. helf. Liebe. Gal. 5, 25-26 u. 6, 1-10. Kath. Vom Wasserfüchtigen. Luf. 14, 1-11.		Mode wechselt jedes Jahr, Sittsamkeit bleibt immerdar.		Tageslänge 13 Stunden 5 Minuten.		
Donnt.	6 D. 15. Zacharias	Hach				8.21	7.54 5.25 6.30
Mont.	7 Regina, Alkmund	Alkmund		unfreundlich		9.26	8.11 5.27 6.28
Dienst.	8 Maria Geburt	Chnodomar				10.33	8.29 5.28 6.26
Mittw.	9 Geburtstag des Großh. von Baden			C in ♀		11.42	8.52 5.29 6.25
Donn.	10 Othgerus, Nikol. v. T.	Otger				nachm.	9.21 5.30 6.23
Freit.	11 Felix, Regula, Hyac.	Ingomar				2. 3	9.59 5.31 6.21
Samst.	12 Syrus, Guido, Ottil.	Geburtst. d. Großherz. von Hessen				3. 9	10.50 5.33 6.19
37.	Prot. Gott der rechte Vater. Eph. 3, 13-21. Kath. Vom größten Gebot. Matth. 22, 35-46.		Die Reider werden sterben, der Reid nie.		Tageslänge 12 Stunden 43 Minuten.		
Donnt.	13 D. 16. Hektor	Chusude				4. 6	11.55 5.34 6.17
Mont.	14 † Erhöhung, Cypr.	Malorich				4.53	verm. 5.36 6.15
Dienst.	15 Nikodemus, Roger	Dummelich		regnerisch		5.29	1.11 5.37 6.12
Mittw.	16 Quat. ^{Pusttag in} ^{Laurenburg.}	Geburtst. d. Herz. v. Sachsen-Altenburg.				5.58	2.37 5.39 6.10
Donn.	17 Lambert, Franz	Lidwina				6.22	4. 4 5.40 6. 8
Freit.	18 Richard, Titus	Cheoderich				6.43	5.31 5.41 6. 6
Samst.	19 Januarius, Konst.	Markolf				7. 3	6.58 5.43 6. 4
38.	Prot. Die Einigkeit im Geist. Eph. 4, 1-6. Kath. Vom Sichtbrüchigen. Matth. 9, 1-8.		Des Lebens Last und Ret nimmt keiner einem ab.		Tageslänge 12 Stunden 18 Minuten.		
Donnt.	20 D. 17. Eidg. Bettag	Uring		wechselnd		7.25	8.23 5.44 6. 2
Mont.	21 Matthäus, Evang.	Tandolin				7.49	9.49 5.46 6. 0
Dienst.	22 Moritz, Emerita	Frida		C in ♂, ♀ dir.		8.18	11.11 5.47 5.58
Mittw.	23 ^{Pusttag in} ^{Bremen.} Chekla, Linus	Ruprecht				8.54	nachm 5.49 5.55
Donn.	24 Gerhard, Mar. v. W.	Adelhart				9.38	1.40 5.50 5.53
Freit.	25 ^{Pusttag in} ^{Sippes-Teim.} Kleophas	Friedebert				10.32	2.40 5.51 5.51
Samst.	26 Cyprian, Justina	Amalaberga		ichön		11.34	3.28 5.53 5.49
39.	Prot. Das Reichwerden durch Christum. 1. Kor. 1, 4-9. Kath. Königl. Hochzeit. Matth. 22, 1-14.		Sie trägt ein jeder selbst und legt sie ab am Grab.		Tageslänge 11 Stunden 53 Minuten.		
Donnt.	27 D. 18. Kosmas, Dam.	Audomar		Sonnen-		verm.	4. 5 5.54 5.47
Mont.	28 Wenzeslaus, Adalr.	Irenfried		schein		0.40	4.33 5.56 5.45
Dienst.	29 Michael, Marich	Armgart				1.48	4.57 5.57 5.43
Mittw.	30 ^{Pusttag im} ^{Reich} ^{Schwab. l.} Ursus	Udung				2.55	5.15 5.59 5.41

Die Kraft an Kindern hinterzieht nicht:
Die Huth, das Zwingen, Zehlen, Lachen, Weinen,
Zerbreden, Uebermaß am Nierensteinen,
Den langen Schlaf, die Unverschämtheit;
Denn solche Fehler bringt die Kindheit mit sich,
Und solche Fehler wachsen Kindern aus.

Es auch dein Reich unscheinbar, eng und klein,
Erfülle ihn mit deinem ganzen Wesen,
Bestrebe dich, ein guter Mensch zu sein!
Gelingt dir dies, so bist du auserlesen.
Auf Größe muß der Mensch zumeist verzichten,
Die Güte aber ist der Kern der Pflichten.

2 Sept. 1870. Napoleon III.
bei Sedan gefangen.
28. Sept. 1870. Straßburg
wieder deutsch.

Es thut der Reid
sich selber Leid.



- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

1891. X.		Oktober oder Weinmond		C-u. Planetenlauf	Mond-	Sonnen-	
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Wutmaßl. Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Donn.	1 Nemigius, Julia	Volkmar	C Grdf., C♂♂	4. 2	5.32	6. 0	5.38
Freit.	2 Aufstag in Württemberg Teodegar	Athelm	C♂♂♂, C♂♂♂	5. 7	5.47	6. 2	5.36
Samst.	3 Jairus, Candidus	Alapold	C♂♂♂ 1.30 v. C♂♀	6.12	6. 1	6. 3	5.34
40.	Prot. Der neue Mensch. Eph. 4, 22-28. Kath. Sohn des römischen Beamten. Joh. 4, 46-53.		D zage nicht! Denn alles was geschieht,	Tageslänge 11 Stunden 27 Minuten.			
Sonnt.	4 D. 19. Erntef. i. Bayern u. Preußen		beständig klar	7.18	6.18	6. 5	5.32
Mont.	5 Erntefest in Braunschweig Placidus	Hellmut	C im ♀	8.25	6.35	6. 6	5.30
Dienst.	6 Angela, Bruno	Todemar	♀ in ☿	9.33	6.56	6. 8	5.28
Mittw.	7 Juditha, Amalia	Amelott	C♂♂♂	10.44	7.22	6. 9	5.26
Donn.	8 Pelagius, Brigitta	Traugott	C♂♂♂	11.54	7.56	6.11	5.24
Freit.	9 Dionysius, Abraham	Diegitha	C♂♂♂, C♂♂♂	nachm.	8.41	6.12	5.22
Samst.	10 Gideon, Franz B.	Gerhilde	C♂♂♂ 11.29 v. ♀	2. 0	9.38	6.14	5.20
41.	Prot. Der weisse Wandel. Eph. 5, 15-21. Kath. Des Königs Rechnung. Matth. 18, 23-35.		Geschieht nach weisem Plan und ewigen Gesetzen,	Tageslänge 11 Stunden 3 Minuten.			
Sonnt.	11 D. 20. Burkhard	Burkhardt	C♂♀	2.48	10.49	6.15	5.18
Mont.	12 Walfried, Maximil.	Walther	veränderlich	3.27	vorm.	6.17	5.16
Dienst.	13 Koloman, Eduard	Wallia	♀♂♂♂	3.57	0. 8	6.18	5.14
Mittw.	14 Kalixtus, Kallistus	Hermanarich	C♂♂♂	4.23	1.32	6.20	5.12
Donn.	15 Cheresia, Aurelia	Teupold	C♂♂♂	4.45	2.58	6.21	5.11
Freit.	16 Gallus, Abt	Erlefried	C♂♂♂, C♂♂♂	5. 4	4.23	6.22	5. 9
Samst.	17 Florentin, Hedwig	Geburtst. d. Greßb. v. Westf. u. Sireliy.	C♂♂♂ 2.17 v. C♂♂♂	5.25	5.50	6.23	5. 7
42.	Prot. Die christliche Waffenrüstung. Eph. 6, 10-20. Kath. Vom Zinsgroschen. Matth. 22, 15-21.		Wenn euer schwacher Blick auch nicht das Triebrad sieht.	Tageslänge 10 Stunden 40 Minuten.			
Sonnt.	18 D. 21. Allg. Kirchw.	Hadbürg	C♂♂♀	5.47	7.16	6.25	5. 5
Mont.	19 Ferdinand, Petr. v. A.	Ekkehart	C im ♀	6.15	8.43	6.26	5. 3
Dienst.	20 Wendelin, Sindolf	Agilolf	C♂♂♂	6.47	10. 6	6.28	5. 1
Mittw.	21 Erntefest im Konst. Beizt Stab. Ursula	Chassilo	C♂♂♂ ♀ in ☿	7.29	11.24	6.30	4.59
Donn.	22 Kordula, Mar. Sal.	Baldwin	C♂♂♂	8.21	nachm.	6.31	4.57
Freit.	23 Severinus, Verus	Eisfried	C♂♂♂, C♂♂♂	9.22	1.25	6.33	4.56
Samst.	24 Salomea, Raphael	Harold	C♂♂♂ 2.23 v. C♂♂♀	10.27	2. 6	6.34	4.54
43.	Prot. Die Vollführung des guten Werkes. Phil. 1, 3-11. Kath. Des Obersten Tochter. Matth. 9, 18-26.		Leiden sollen läutern, sonst hat man nichts von ihnen.	Tageslänge 10 Stunden 16 Minuten.			
Sonnt.	25 D. 22. Krispinus	Leutfried	♀ in ☿	11.36	2.38	6.36	4.52
Mont.	26 Amandus, Gvaristus	Erchanger	♀♂♂♂	vorm.	3. 2	6.37	4.50
Dienst.	27 Sabina, Kapitolinus	Eldritha	C♂♂♂	9.44	3.22	6.39	4.48
Mittw.	28 Simon u. Judas	Markwart	♀ wird Abendstern	1.51	3.39	6.41	4.47
Donn.	29 Eusebia, Narcissus	Gisela	C Grdf. C♂♂	2.57	3.55	6.42	4.45
Freit.	30 Aufstag in Württemberg Hartmann	Hartmann	C♂♂♂	4. 2	4. 9	6.44	4.43
Samst.	31 Ref.-Fest in Sachsen u. S.-Altenb.		♀♂♂♂	5. 8	4.25	6.45	4.42
Was mit Selbstverleumdung zu Erträgen hast an Geld und Ehre, ist mehr, als was in Glück und Ruh Dir in den Tschef gefallen wäre.			Das Unrecht dürfen und nicht wollen, Es liebt, auch wenn es leuchtend glänzt; Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen, Ob ihn auch keine Hand betrüzt.			27. Oktober 1870. Übergabe d. Festung Metz. Der letzte Kat ist: selge gutem Kat. *	



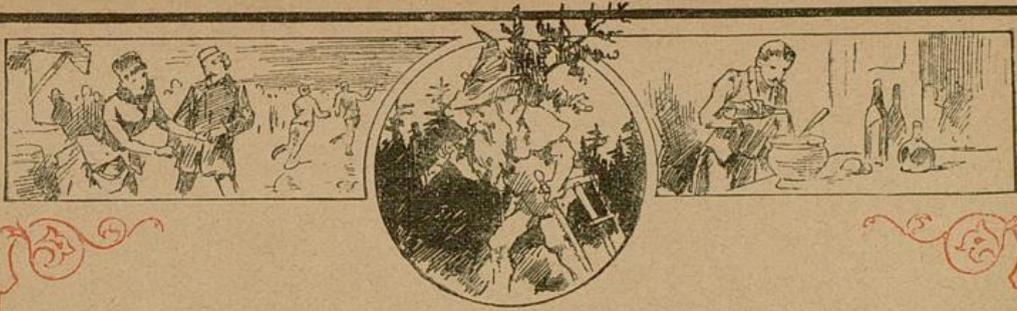
- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1891. XI. Monat.	November oder Windmond		C = u. Planetenlauf	Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
44.	Prot. Frei zu wählender Text. Kath. Schlußlein Christi. Matth. 8, 18-27.		Tod ist der Menschheit allgemeines Loß.	Tageslänge 9 Stunden 53 Minuten.			
Sonnt.	1 D. 23. Ref.-Fest. Aller Heiligen			6.15	4.41	6.47	4.40
Mont.	2 Aller Seelen	Ansgar		7.23	5.1	6.49	4.38
Dienst.	3 Theophil, Pirmin	Winhilde		8.35	5.25	6.50	4.37
Mittw.	4 Sigmund, Karl Bor.	Sigmund		9.46	5.57	6.52	4.35
Donn.	5 Malachias, Zachar.	Komwer		10.54	6.37	6.53	4.33
Freit.	6 ^{Aufstag im} _{Walded.} Leonhard	Alwine		11.56	7.31	6.55	4.32
Samst.	7 Florentin, Engelb.	Angelbert		nachm.	8.37	6.57	4.30
45.	Prot. Errettung v. d. Obrigkeit d. Finsternis. Kol. 1, 9-14. Kath. Vom guten Samen. Matth. 13, 24-30.		Und wen er schreckt, wird niemals groh.	Tageslänge 9 Stunden 31 Minuten.			
Sonnt.	8 D. 24. 4 Gekrönte	Hermingild		1.29	9.51	6.58	4.29
Mont.	9 Theodor, Erbo	Gunila		2.0	11.12	7.0	4.27
Dienst.	10 Iustus, Tryphon	Bardolf		2.26	verm.	7.1	4.26
Mittw.	11 ^{Aufstag im} _{Braunschweig.} Martin, B.	Willimar		2.47	0.33	7.3	4.25
Donn.	12 Martin, Papst, Jon.	Cheuthilde		3.7	1.56	7.4	4.24
Freit.	13 Weibert, Stanisl.	Wibert		3.23	3.19	7.5	4.23
Samst.	14 Helene, Veneranda	Friedrich		3.47	4.43	7.7	4.22
46.	Prot. Frei zu wählender Text. Kath. Das Himmelreich ein Senforn. Matth. 13, 31-35.		Was die Särge in sich bergen, Ist das Groentkei.	Tageslänge 9 Stunden 13 Minuten.			
Sonnt.	15 D. 25. Erntef. i. Bad. u. Württemb.			4.11	6.9	7.8	4.21
Mont.	16 Althmar, Edmund	Landsfried		4.40	7.34	7.10	4.19
Dienst.	17 Florian, Gregor	Sigrade		5.19	8.57	7.12	4.18
Mittw.	18 ^{Aufstag im} _{K. Bez. Kurich.} P. P. Kirchw	Alboin		6.6	10.11	7.13	4.17
Donn.	19 Elisabeth, Kön. v. U.	Wibrant		7.4	11.13	7.15	4.16
Freit.	20 ^{Aufstag im K. Sachf.} _{u. Neug. a. L.} Amos	Ulmann		8.11	nachm.	7.16	4.15
Samst.	21 Mariä Opferung	Angelinde		9.20	0.39	7.18	4.14
47.	Prot. Der Text wird von der Oberkirchenbehörde bestimmt. Kath. Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-35.		Was wir lieben, ist getrieben, bleibt in Ewigkeit.	Tageslänge 8 Stunden 54 Minuten.			
Sonnt.	22 D. 26. P. u. R. i. Bad. Colf. i. Sachf.			10.30	1.6	7.19	4.13
Mont.	23 Klemens, Felicitas	Edmund		11.38	1.28	7.21	4.12
Dienst.	24 Chrysogon., Joh. v. f.	Bathilde		verm.	1.45	7.22	4.11
Mittw.	25 Katharina, Fintan	Ivo, Cillo		0.45	2.2	7.24	4.10
Donn.	26 Konradus, Egbert	Konrat		1.50	2.16	7.25	4.10
Freit.	27 ^{Aufstag in} _{Württemberg, Frankf.} _{surt a. M. und beiden} _{Mecklenburg.}	Willigis		2.55	2.31	7.26	4.9
Samst.	28 Günther, Sophenes	Günther		4.1	2.47	7.28	4.8
48.	Prot. Mache dich auf, werde Licht. Jes. 60, 1-6. Kath. Zeichen des Gerichts. Luk. 21, 25-33.		Wer ein Lieblich der Götter ist, der stirbt in der Jugend.	Tageslänge 8 Stunden 38 Minuten.			
Sonnt.	29 D. 1. Adv. u. H.	Helferich		5.10	3.5	7.29	4.7
Mont.	30 Andreas, Apofstel	Gerwin		6.21	3.28	7.30	4.7
Vom 1. Advent an steht es den evangelischen Geistlichen frei, über die ange- gebenen Evangelien oder über freigewählte Texte zu predigen.				Festebüte ist das Leben, Festebütle ist der Tod.			



1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1891. XII.	Dezember oder Wintermond		C- u. Planetenlauf	Mond-	Sonnen-		
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Ufg. U. M.
Dienst.	1 Eligius, Longinus	Hertha		7.33	8.57	7.32	4. 6
Mittw.	2 Kandidus, Bibiana	Hidulf		8.44	4.35	7.33	4. 6
Donn.	3 Lucian, Franz Xaver	Gotthelf		9.50	5.25	7.34	4. 5
Freit.	4 Fasttag in Meuß j. L., S. Altenburg, S. Koburg-Gettha, S. Weimar-Gienach, S. Weiningen, Schw. Müchelstadt und Schw. Zendershausen.			10.46	6.28	7.36	4. 5
Samst.	5 Lucius, Sabbas	Ingeburg		11.29	7.40	7.37	4. 4
49.	Prot. Die Herrlichkeit des letzten Hauses. Hagg. 2, 7-10. Kath. Johannes im Gefängnis. Matth. 11, 2-10.		Auf Erden nichts geschaffen ist was gleich sich bietet zu jeder Zeit.	Tageslänge		8 Stunden 26 Minuten.	
Sonnt.	6 D. 2. Adv. Nikolaus	Saro		nachm. 9. 0	7.38	4. 4	
Mont.	7 Werner, Ambrosius	Reginald		0.30	10.20	7.39	4. 4
Dienst.	8 Maria Empfängnis	Wiro		0.53	11.41	7.40	4. 4
Mittw.	9 Wilibald, Leofadia	Wilibald		1.13	verm. 7.41	4. 4	
Donn.	10 Walther, Gulalia	Godo, Adolf		1.31	1. 1	7.42	4. 3
Freit.	11 Damasus, Waldemar	Walabrecht		1.50	2.22	7.43	4. 3
Samst.	12 Berthold, Synesius	Gangolf		2.11	3.43	7.44	4. 3
50.	Prot. Der Tag des Herrn. Mat. 3, 1-5. Kath. Beignis Johannis. Joh. 1, 19-28.		Was du auch sündest, was du erdreißt.	Tageslänge		8 Stunden 15 Minuten.	
Sonnt.	13 D. 3. Adv. Lucia	Aldobrant		2.38	5. 5	7.45	4. 3
Mont.	14 Nikasius, Israel	Bertilo		3.10	6.29	7.46	4. 3
Dienst.	15 Abraham, Eusebius	Merwig		3.53	7.47	7.47	4. 4
Mittw.	16 Quat. Fasttag in den Konstit. Bez. Osnabrück, Oterunterj und in Lauenburg.			4.46	8.56	7.48	4. 4
Donn.	17 Lazarus, Albina	Alkwin		5.50	9.51	7.48	4. 4
Freit.	18 Wunibald, Mar. G.	Wunnibald		7. 0	10.34	7.49	4. 4
Samst.	19 Nemefius, Thea	Niblung		8.11	11. 6	7.50	4. 5
51.	Prot. Abrahams Berufung. 1. Moj. 12, 1-4. Kath. Rufende Stimme. Luk. 3, 1-6.		Bedenke, daß du zum Sterben lebst.	Tageslänge		8 Stunden 15 Minuten.	
Sonnt.	20 D. 4. Adv. Christian	Lanzo		9.21	11.31	7.50	4. 5
Mont.	21 Thomas, Apostel	Kioba		10.29	11.50	7.51	4. 6
Dienst.	22 Bertha, Beata, Zeno	Bertha		11.35	nachm. 7.51	4. 6	
Mittw.	23 Dagobert, Viktoria	Dagobert		verm. 0.22	7.52	4. 7	
Donn.	24 Adam, Eva, Herm.	Hermine		0.41	0.36	7.52	4. 7
Freit.	25 Christfest Fasttag in Württemberg.	Etticho		1.46	0.52	7.53	4. 8
Samst.	26 2. Christf., Stephanus	Stilicho		2.54	1. 9	7.53	4. 8
52.	Prot. Wer die Braut hat, der ist der Bräutig. Joh. 3, 27-36. Kath. Beschneidung Christi. Luk. 2, 33-40.		Dem Glücke nachzujagen heißt, sich von der Zufriedenheit entfernen.	Tageslänge		8 Stunden 16 Minuten.	
Sonnt.	27 D. 1. n. W., Joh., Ev.	Dankwart		4. 2	1.30	7.53	4. 9
Mont.	28 Kindleintag	Herwart		5.15	1.55	7.54	4.10
Dienst.	29 Thomas, Bisch.	Ewalt		6.26	2.30	7.54	4.11
Mittw.	30 David, König	Sämund		7.36	3.16	7.54	4.12
Donn.	31 Schlussd. Sylvester	Geiserich		8.37	4.15	7.54	4.13
Was ist des Menschen Denken? Ein Labyrinth voll Nacht!			Was ist des Menschen Wissen? Von einem Meer ein Schaum!	18. Dez. 1870 Siegreiches Gefecht bei Ruit.		Strenge's Recht, griech. Unrecht.	
Was ist des Menschen Können? Ach eines Kindes Nacht!			Was ist des Menschen Leben? Ein kurzer kunter Traum!				



- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

Die vier Jahreszeiten.

Vom Winter.

Der Winter dieses Jahres hat am 21. Dez. des vorigen Jahres abends 9 Uhr 16 Min. seinen Anfang genommen, nämlich am kürzesten Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbocks trat.

Vom Frühling.

Der Frühling dieses Jahres beginnt am 20. März abends 9 Uhr 56 Min., wobei die Sonne in das Zeichen des Widders übergeht.

Vom Sommer.

Der Sommer fängt mit dem längsten Tag an, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, nämlich am 21. Juni abends 6 Uhr 4 Min.

Vom Herbst.

Dieser nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne bei der andern Tag- und Nachtgleiche in das Zeichen der Waage tritt, am 23. September vormittags 8 Uhr 45 Minuten.

Tafel der Tag- und Nachtlänge.

	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	
I.													8 St. 20 M.													Jan.
II.													9 St. 24 M.													Feb.
III.													10 St. 58 M.													März
													20. März Tag- u. Nachtgl.													
IV.													12 St. 48 M.													April
V.													14 St. 29 M.													Mai
VI.													15 St. 45 M.													Juni
													21. Juni 16 St. 03 M. Längster Tag													
VII.													15 St. 59 M.													Juli
VIII.													15 St. 00 M.													Aug.
IX.													13 St. 23 M.													Sept.
													23. Sept. Tag- u. Nachtgl.													
X.													11 St. 58 M.													Okt.
XI.													9 St. 5 M.													Nov.
XII.													8 St. 34 M.													Dez.
													22. Dz 8 St. 15 M. Kz.T.													
	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	

Die Tageslängen.

Nebenstehend bringt der Einkende eine Tafel, in welcher die Sonnen-Auf- und Untergänge übersichtlich dargestellt sind. Diese Tafel ist der Höhe nach in 12 Abteilungen für die 12 Monate und jede dieser Abteilungen nochmals in je 3 Teile für je 10 Tage eingeteilt, ferner der Breite nach in 24 Teile für die 24 Tagesstunden von Mitternacht bis Mittag und von da wieder bis Mitternacht. Die beiden krummen, in der Mitte bauchförmig auseinander gebogenen Linien geben links die Zeit der Aufgänge und rechts die der Untergänge der Sonne an. Die zwischen diesen beiden krummen Linien befindliche, weiß gelassene Fläche stellt deshalb die Tageslängen und die beiderseitigen geschwänzten Flächen links die Nachtlängen von Mitternacht bis Sonnenaufgang und rechts von deren Untergang bis Mitternacht dar. Die bei der mittlern die Mittagszeit bezeichnenden Linie von oben bis unten stehenden Zahlen geben die Tageslängen am Anfange eines jeden Monats an.

Von den Finsternissen und einem Merkursdurchgang im Jahre 1891.

Im Jahre 1891 werden zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse sowie ein Merkursdurchgang stattfinden, welche alle, mit Ausnahme der zweiten Sonnenfinsternis, in unserer Gegend sichtbar sind.

Am 10. Mai von 0 Uhr 23 Min. vormittags bis 5 Uhr 22 Min. geht der Planet Merkur vor der Sonne durch. In Lahe wird man ihn bei Sonnenaufgang als schwarzen Punkt auf der Sonne bemerken bis zu seinem Austritt um 5 Uhr 20 Min. Man wird diese seltene Erscheinung in Nordamerika, Australien, Asien und Europa (mit Ausnahme des Südwestens) beobachten, in ihrem ganzen Verlauf jedoch nur in Australien und der östlichen Hälfte Asiens.

Die erste Finsternis ist eine totale am Monde und findet am 23. Mai statt von nachmittags 5 Uhr 13 Min. bis 8 Uhr 49 Min.; von 6 Uhr 21 Min. bis 7 Uhr 41 Min. ist der Mond gänzlich vom Erdschatten bedeckt. Eine Stunde lang nach der Finsternis ist der Halbschatten der Erde am Monde sichtbar. Diese Finsternis wird im westlichen Teile des Großen Ozeans, in Australien, Asien, Afrika und Europa sichtbar sein.

Die zweite Finsternis ist eine ringförmige an der Sonne, welche sich am 6. Juni abends von 2 Uhr 35 Min. bis 7 Uhr 0 Min. begiebt. In Lahe ist dieselbe partial und beträgt $\frac{1}{4}$ des Sonnendurchmessers; sie beginnt um 5 Uhr 49 Min. und endet um 6 Uhr 58 Min. Man wird sie in Nordamerika, mit Ausnahme des Südostens, in Europa, mit Ausnahme von Portugal und fast ganz Spanien, sowie in den nördlichen Küstengebieten Asiens bemerken.

Die dritte Finsternis ist wieder eine totale am Monde, die sich in der Nacht vom 15. auf den 16. November ereignet von abends 11 Uhr 7 Min. bis 2 Uhr 35 Min. morgens; von 0 Uhr 9 Min. bis 1 Uhr 32 Min. ist der Mond total verfinstert. Eine Stunde vor und nach der Finsternis verweilt der Mond im Halbschatten der Erde. Die Finsternis ist in Asien, mit Ausnahme des Ostens, in Europa, Afrika, im Atlantischen Ozean und in Amerika sichtbar.

Die vierte Finsternis ist eine partiale an der Sonne, welche sich am 1. Dezember von vormittags 10 Uhr 16 Min. bis nachmittags 1 Uhr 50 Min. auf der Südspitze Amerikas und in den nördlichen Polargegenden zeigt.

Januar

Gereimter Witterungskalender.

Bei Donner im Winter ist viel Kälte dahinter. — Morgens Morgenwind, mittags Mittagewind, auf Tage schon Wetter wir sicher sind. — Gut Wetter kündigt Abendrot, doch Morgenrot bringt Wind und Kot. — Der Abend rot und weiß das Morgenlicht, dann trifft den Wandrer böses Wetter nicht. — Auf gut Wetter vertrau, beginnt der Tag nebelgrau. — Die dunkle Nacht heitren Tag macht. — Frühregen entweicht, eh' die Uhr auf zwölf zeigt. — Regen in der Krühe gilt als gut Zeichen aller Welt. — Wenn kleiner Regen will, macht großen Wind er still.



31 Tage.

Festes Viertel den 3. vorm.
10 U. 44 W. Kalte Witterung.
Neumond den 10. nachm.
3 U. 56 W. Kalt und unfreundlich.

Erstes Viertel den 17. vorm.
6 U. 49 W. Schnee und Regen.
Vollmond den 25. vorm.
0 U. 57 W. Raß und windig.

Vagabunden.*)

Auf der staubigen Landstraße längs des Bodensees zog langsam ein Gefährt einher mit übergespanntem Leinwanddache. Ein Knabe von zehn Jahren führte den altersschwachen, tief herabgenommenen Gaul, hinterher schlenderte ein ungefähre vierzehnjähriges Mädchen in vernachlässigter Kleidung, barfuß, mit wirrem Haar. Sie riß von Zeit zu Zeit einen Grashalm ab und zermalmte ihn zwischen den Zähnen. Drinnen im Wagen lag ein blaßes Weib mit einem Wochenkind, und neben ihr saß der Erhalter und Ernährer der Familie — der erste Zauberfünftler der Welt, wie er sich selber nannte. Ein Wagenrad war ihm über die Fehnen gegangen, und nun saß der große Mann gebückt in dem engen Gefäß und starrte trostlos auf seinen verbundenen Fuß. Sein lautes Achzen, das Stöhnen der Frau, das Geschrei des Kindes und das Gefräch der ungeschmierten Wagenräder verursachten ein Konzert, wie man es zum Ausdruck menschlichen Elends nicht passender hätte zusammenfinden können.

Hinter dem Wagen das Mädchen sang ein eigentümliches Lied in fremder Sprache, und die Frau lauschte mit Thränen in den Augen. Ihre Mutter war eine Malayin gewesen und hatte sie das Lied gelehrt; sie hatte es ihren Kindern gesungen, und die sangen es nun wieder mit deutschen Wörtern untermischt. Niemand verstand den Sinn des seltsamen Liedes, das unter blauem, heißem Himmel ein göttliches dolce far niente beschrieb, wo die Frauen am Brunnen lagen und lauschten dem Rieseln des Wassers, und über ihnen sich hohe Palmen leise bewegten im Takte.

Man kam in einem kleinen Dorfe an, und da der Gaul nicht weiter konnte, machte man in respektvoller Entfernung von der wohlwollenden Einwohnerschaft Halt, die fremdes Vagabundenvolk nicht gern zwischen ihren Mauern duldet. Der Bube spannte aus, trankte den Gaul und ließ ihn auf der abgemähnten Wiese in Freiheit weiden; glühendrotes Abendlicht vergoldete die Schreckgestalt des Kleppers, der, wie verlegen ob all der Pracht, rückwärts ging, bis er im Schatten des Karrens den geeigneten Platz fand, seine müden Glieder auszutrecken. Unter dem Leinwanddache wollte das Seufzen, Stöhnen und Schreien kein Ende nehmen.

„Kinder, ihr müßt in Gottes Namen betteln,“

sprach die schwache Stimme der Frau, „der Vater ist so hungrig.“

„Geht ins Dorf und bittet um eine warme Suppe für die Mutter,“ nahm ihr der Mann das Wort aus dem Mund.

Der Bube stand und sann — betteln schien ihm nicht einzuleuchten; plötzlich sagte er: „Wir wollen eine Vorstellung geben,“ und sofort riß das Mädchen ein Bündel hinten aus dem Karren heraus, und da lag nun die Künstlergarderobe auseinandergerissen auf dem Rasen umher. Es wurde nichts weiter gesprochen, man begann sich anzufleiden, der Bube mit ruhiger Bedächtigkeit, das Mädchen mit aufgeregter Hast, immer weiter singend, indes sie um die Taille ein rotes Tuch schlang und das wilde Haar mit Perlen durchzog. Sie nahm die Gitarre, der Bube schnallte sich die große Trommel des Vaters um, hinter der er fast verschwand. So ging's ins Dorf, er voran, einen Wirbel schlagend, hinter ihm die Schwester. Es dauerte nicht lang, so war das halbe Dorf auf den Beinen und zog mit dem seltsamen Paar auf den Marktplatz. Hier stellte sich der Knabe auf den Rand des Brunnens, immer weiter trommelnd, dieweil er ruhigen Blickes die Leute herankommen sah aus den Gassen und Gäßlein des Ortes. Endlich schien der kleine Trommler mit der Schar seiner Zuschauer zufrieden, denn nach einem kräftigen Wirbel begann er: „Herrschaften, der größte Zauberfünftler der Welt ist eingezogen. Achtung! Achtung! Morgen abend Benefiz-Vorstellung erster Klasse — heute keine Vorstellung des weltberühmten Akrobaten Henri und der weltberühmten Tänzerin Romeia!“

Der Knabe vertauschte die Gitarre mit der Trommel, und das Mädchen tanzte; sie war von einer faszinierenden Grazie und setzte das wohlgenährte Bauernvolk in große Verwunderung. Aber eine Viertelstunde flog das dunkle Haar und das rote Tuch mit einer Vehementigkeit im Kreise herum, daß der dicken Schiffswirtin, welche vorn in der Reihe stand, ganz dumm vor den Augen wurde.

„Jetzt fall' ich bald um, wenn's nicht aufgehört,“ sagte sie zu der langen Schuhmachersfrau, ihrer Vaf.

Diese schüttelte den Kopf: „Als noch nicht genug für einen Kreuzer.“

Die Wirtin war anderer Meinung: „Für was Besondres geb' ich immer gern Geld aus, und über ein Thejader geht mir in der ganzen Welt nir — aha, nun kommt der Bub' und sammelt — als raus mit dem Kreuzer, Vaf, da wird sich nicht davon ge-

*) Aus: Aus dem Kleinfeden. Erählungen von H. Billinge r. Zweite vermehrte Auflage. Verlag von Moriz Schauenburg in Frankfurt a. M. und Lahr.

Februar

28 Tage.

Regentagen am Morgen, des Hirten Sorgen, Regentagen am Abend, den Hirten labend. — Wind vom Sinken der Sonn' ist mit Regen verbunden, Wind vom Steigen der Sonn' und mit Wetter verändert. — Der Nebel, wenn er steigend sich erhält, bringt Regen, doch klar Wetter, wenn er fällt. — Dicker Abendnebel hegen öfters für die Nacht den Regen. — Wenn kurz vor Vollmond der Sonn' Aufgang neblig war, wird's Wetter in den nächsten Tagen warm und klar. — Winternebel bringt Tauwetter bei Ostwinde, bei Westwind treibt er weg das Gelinde. — Des Stinfnebel's Gewalt macht's Wetter raub und kalt.



- Letztes Viertel den 2. vorm.
- 5 U. 14 M. Frostige Luft.
- Neumond den 9. vorm.
- 2 U. 44 M. Veränderlich.
- Erstes Viertel den 15. nachm.
- 7 U. 1 M. Kasse Witterung.
- Vollmond den 23. nachm.
- 7 U. 50 M. Aufheitend.

drückt.“ — Und sie reckte den Hals und schaute sich eifrig um, hier einen Bauern am Hockflügel erwischend, dort einem auf die Schulter schlagend, immer mit der Weisung: „Als raus mit dem Kreuzer!“ Und mit der Schiffswirtin stand jeder gern gut, und so hatte der kleine Henri fürs erste gar keine üble Einnahme.

Romeia nahm nun die Gitarre, und der Knabe machte seine akrobatischen Künste; nie flog ein Fächeln über des Burschen Flüge, und was er that, geschah mit so ernsthafter Heierlichkeit, als handle es sich um die Ceremonien eines Gottesdienstes.

Es war dunkler geworden, der Mond stand gerade über dem Brunn und spiegelte sich silbern in dem plätschernden Wasserstrahl; lichtunflößen sah das dunkle Kind mit seiner Gitarre auf dem Brunnemunde und spielte und sang dazu. Es war das Lied aus jenem heißen Lande, wo die Frauen am Brunn lagen und lauschten dem Riesel des Wassers, und über ihnen sich hohe Palmen leise bewegten im Takte. Das Kindervolk und die großen Leute, alles lauschte in atemloser Stille; die traumhafte Sehnsucht des Liebes, die Fremdartigkeit der jugendlichen Gestalten, und der Mondesglanz, der sie verklärte, das alles vereinigte sich wie zu einem Märchengebilde, das alt und jung wunderbar ergriff. Die Wirtin war die erste, welche ihren Empfindungen Ausdruck verlieh. „Du lieber Herrgott,“ sagte sie, „da hinten, wo die daheim sind, da ist vielleicht nie kein Winter.“

„Warum bleiben sie dann nicht daheim?“ grollte die Bas, mit einem unerfreuten Blick auf Romeia, die nun mit der Kasse herumging.

„Warum sie nicht daheim bleiben,“ schrieb die Wirtin, „wie kann man nur so dumm fragen — weil's keine festhaften Leut' sind, das liegt im Blut; — lauf,“ wandte sie sich an ihre Magd, „hol mir aus der Lade eine Handvoll Kupfergeld, aber der Mann brauch't's nicht zu wissen.“

Noch eine ganze Weile dauerte die Vorstellung; Romeia, erhist und atemlos vom Tanzen, schüttelte lustig die wohlgefüllte Kasse; es schien, als könne sie es nicht erwarten, damit fortzueilen, allein ein strenger Blick des Bruders hielt sie im Zaume. Mit ruhiger Würde schnallte er sich die Trommel um, die weil die Wirtin das Mädchen ausfragte, wo denn die Eltern blieben. Sie erfuhr die Sachlage, und ihr Herz floß über in Mitleid.

„Geht nur, Kinder, geht nur, ich schieb' euch noch was Warmes hinaus, und ein bißl Kindersachen — lieber Herrgott, auf freiem Feld!“

Die Leute gingen auseinander, Henri schlug seine Trommel, und so wie sie ins Dorf marschirt waren, so marschirten sie wieder hinaus, von den Kindern geleitet bis hinunter zur Landstraße. Dort blieben die kleinen Dorfbewohner zurück, es war gar so mächtig jetzt, die Bäume warfen lange Schatten über den Weg bis in den See hinein. Eng auseinandergedrückt standen sie und lauschten auf den Trommelschlag und schauten den beiden seltsamen Gestalten nach, bis diese verschwunden waren, dann kehrten sie heim, die Kinder des festhaften Geschlechtes, die Seele voller Eindrücke, an denen sie auf lang hinaus zehrten.

Fluchen



st von Gott verboten und auch bei vornehmen Weltmenschen unerhört. — Und zwar sind nicht nur die offenbaren Flüche und Verwünschungen verpönt, sondern auch die kindlichen Umschreibungen und Aenderungen, daß man z. B. statt „Gottes Bliß!“ sagt „Voy Bliß!“, statt den Namen des Erlösers unnütz zu führen „O Jemine!“, statt „Hol mich der t t t!“ die harmlos unsinnige Redensart „Hol mich das Klöschen!“ anwendet, oder auf französisch „Parbleu!“ statt „Par Dieu!“ Mit Recht, am Klange liegt weniger als am Sinn. Judes-

sen, geflucht wird doch noch immer mehr als zuviel, und auch der ernste Mann wird zuweilen trotz aller guten Vorsätze vom alten Fehler überritt.

Wie jener Fuhrmann, der Kohlen an der Ruhr geholt hatte und sie in einem abseits von der Eisenbahn gelegenen Dorfe feilbot. Eine wirtliche Hausfrau stand an der Thüre und gedachte des kommenden Winters. Er hielt an, sie erkundigte sich nach dem Preise und setzte dann bedenklich hinzu: „Sind die Kohlen auch gut?“ Diese Frage war eigentlich so überflüssig, als wenn man zu einer Bäuerin sagt: Sind die Eier auch frisch? oder zu einem

März

Viel und langer Schnee: viel Heu, aber mager Korn und viele Spren. — Viel Schnee, den uns der Lenz entfernt, läßt zurück uns reiche Ernte. — Meist der Winter zu fern, nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn und ein Tag Regen gleicht aus in Richtung und Höhe den Regen. — Mag der Rauchs nicht aus dem Schornstein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baumkätzlein, die im Herbst kommen, haben künftigen Sommer die Frucht genommen. — Stellen Blätter an den Fischen schon vor Mai sich ein, gedeiht im ranke Korn und Wein. — Verblühen nur die Kirschen gut, auch Roggen im Blühen dann was Rechtes thut.



31 Tage.

Letztes Viertel den 3. nachm.
8 U. 9 M. Schönes Wetter.
Neumond den 10. nachm.
0 U. 22 M. Trüber Himmel.
Erstes Viertel den 17. vorm.
9 U. 42 M. Stürmisch.
Vollmond den 25. nachm.
1 U. 44 M. Raß.

Wirte: Ist der Wein auch rein? Man weiß ja die Antwort schon im voraus. Aber dennoch fragt man oft so, und es ist ein rührendes Zeichen des Glaubensbedürfnisses der Menschen, daß ein fröhliches „Ja“, es komme, von welcher Seite es wolle, unser Vertrauen erweckt und stärkt. Also: „Sind die Koblen denn auch wirklich gut?“ fragte die sparsame Frau. Da sah sie der ehrliche Fuhrmann treuherzig mit seinen pfiffigen Auglein an und erwiderte: „Kuchen und Schwören, das thut' ich nicht, Madämchen, aber hol mich ewig und ewig der Teufel, und ein Donnerkeil soll mich gleich zehn Klaster tief in den Boden ver schlagen: die Koblen sind gut!“

Die Untersuchung.

Wenn meine Ruben mit zerrissenen Jacken und Hosen nach Hause kommen, oder wenn sie mit Kot und Lehm bespritzt sind, als ob sie den Ziegelbrennern ein wenig bei ihrer Arbeit geholfen hätten, und ich fange dann strenge Untersuchung an und will Gericht mit ihnen halten, so sind sie gewöhnlich ganz unschuldig. Die Untersuchung bleibt wenigstens ohne Ergebnis. Wahrscheinlich liegt aber die Schuld an mir, denn welche Folgen eine richtige Untersuchung haben kann, zeigt uns folgendes wahre Geschichtchen:

Anton war der Sohn des Gemeindevorstehers, und er war nicht wenig stolz darauf. Eines Tages aber hatte er in der Schule eine Ohrfeige bekommen, und als er brüllend nach Hause kam, geriet sein Vater in heftigen Zorn. „Was,“ schrie er, „der K...! sich an meinem Kinde zu vergreifen? Meinen Sohn schlagen? Das soll ihm teuer zu stehen kommen; das Amt soll's ihn kosten! Kommi her, mein Sohn, sogleich gehen wir zum Vikar, der soll die Klage aufnehmen.“

Beide trotzteten ab und kamen zum Vikar. Der Vikar, der den Anton sehr gut kannte, und der genau wußte, daß es bei ihm schade war um jeden Streich, der daneben fiel, ließ sich die Sache vortragen, machte ein sehr ernstes Gesicht und sagte: „Die Sache muß allerdings genau untersucht werden, damit man sieht, auf welcher Seite die Schuld liegt. Kommi einmal her, mein Sohn. Hat er dich wohl so hart geschlagen?“ und er strich Anton über die Wange.

„D, nein, Herr Vikar, viel härter!“
„Dann wohl so hart?“ fragte jener weiter und gab dem Anton einen Streich, den er wohl fühlen konnte.

Anton rieb die Wange und meinte: „D, Herr Vikar, noch härter.“

„Dann wohl so hart?“ fragte der Vikar weiter und gab ihm einen Streich, daß er in die Ecke flog.

„D, nein, Herr Vikar, so hart doch nicht,“ heulte Anton.

„Gut,“ sagte der Vikar, indem er sich an seinen Tisch setzte, „der Thatbestand wäre nun festgestellt, jetzt will ich Euch die Schrift auflesen; dann geht ihr zum Dekan, der untersucht die Sache weiter; dann zum Kreisphysikus, der untersucht weiter; und dann zum Landrat, welcher zuletzt untersucht. Dann soll dem Lehrer, wenn er Euren Sohne unrecht gethan, schon seine Strafe zuerkannt werden.“

„Herr Vikar,“ fragte Anton kleinlaut, „untersuchen die alle so wie Sie?“

„Ei freilich, mein Sohn, gerade wie ich.“

„Vater,“ sagte Anton und zupfte denselben am Ärmel, „dann will ich lieber morgen wieder zur Schule gehen.“

Wie ich gehört, hat Anton nie wieder nach einer Untersuchung verlangt.

Eh' du von deinen Lieben gehst —.

Eh' du von deinen Lieben gehst,
Wenn draußen es beginnt zu tagen,
Und dich von neuem ruft die Pflicht,
Vergiß nicht, „Lebet wohl!“ zu sagen.
Wer weiß, ob euch die Abendruh'
Noch einmal liebend kam vereinen,
Wer weiß, ob sie dann nicht vielleicht
An deiner Bahre stehn und weinen?!

Wenn du von deinen Lieben gehst,
So laß es nie im Zorn geschehen;
Das letzte Fältchen glätte sanft,
Das noch auf einer Stirn zu sehen.
Es ist vielleicht zum letztenmal!
Dies Wort laß vor dem Simm dir schweben
Und bitte Gott, daß sie verzeihn
So herzlich, wie du selbst vergeben!

K. Dörfel.

April

Halten Vist' und Weid' ihr Wirtellaub
lange, ist zeitiger Winter und gut Frühjahr
im Gange. — Viel Buchnisse und Fickeln,
dann wird euch der Winter nicht schmeicheln. —
An schönen Herbst und gelinden Winter
glaubt, werden die Bäume schon im September
entlaubt; doch bleibt das Laub bis zum No-
vember hinein, wird strenger Winter kein
kurzer sein. — Wenn am Schleggern vor
Mai schon Blüte hängt, schon Reife der
Reggen vor Jakob empfangt. — Am Heu
und Korn wird schlimmer es stehn, je später
wir Blüten am Schleggern sehn. — Viel
Hopfen, viel Korn, viel Speiß und Trank
und Gott dem Herrn verdoppelten Dant!



30 Tage.

Letztes Viertel den 2. vorm.
7 U. 2 M. Stürmisch u. naß.
Neumond den 8. nachm.
9 U. 29 M. Feuchte Luft.
Erstes Viertel den 16. vorm.
2 U. 12 M. Schöne Witte-
rung.
Vollmond den 24. vorm.
5 U. 37 M. Abwechselfud.

Große deutsche Litteraturballade

vom Schulmeister weiland Gottlieb Biedermeier.



Ans „Hortus deliciarum“ von
Eichrodt. —
Verlag von Moritz Schauenburg in Kahr.

egen Abend in der Abendröte,
ferne von der Menschen rohem Schwarm,
Wandelten der Schiller und der Göthe
Oft spazieren Arm in Arm.
Sie betrachteten die schöne Landschaft,
Drückten sich die großen edlen Händ',
Glücklich im Gefühl der Wahlverwandtschaft,
Unterhielten sie sich excellent.

Dieser war schon etwas grau von Haaren,
Jener zwar nicht weit vom frühen Grab,
Aber grad in seinen besten Jahren
Als ein Dichter und geborner Schwab.
Keiner that dem andern was verkehlen,
Sie vertauschten ihre Lorbeerkränz',
Und die schöne Harmonie der Seelen
Trübte nicht der Wahn der Konventienz.

Sehen Sie, so redete der Göthe,
Dort die edle Pflanze in dem Gras,
Jenes Steingebilde, diese Kröte,
Dort den Schmetterling und dies und das,
Und — die Sonn', erwiderte verwundert
Drauf der Schiller, sehen Sie, o Freund,
Eben, sehn Sie, eben geht sie unter!
So hab' ich's im Ränber Moor gemeint,

Und ein andermal begann der Schiller,
Als sie wandelten am Wiesenbach,
Und der Göthe wurde immer stiller.
Während der entzückte Schiller sprach:
Sehen Sie, wie diese Wellen fliehen,
Ohne Ruh' und ohne Rast dahin,

Wie die Menschen alle wandern müssen,
Und die Zeiten unaufhaltsam fliehn!

Herrlich ist, was Sie mir da bemerkten,
Gab der Göthe seinem Freund zurück:
Sein Sie überzeugt, daß Sie bestärkten
Meine Meinung von des Menschen Glück.
Alles seh' ich gleichsam in dem Wasser,
form und Ordnung, Maßstab und Bezug,
Vieles Trefflichen bin ich Verfasser,
Doch am Ende sei's gerad genug.

„Alexander und Homerus starben,
Dieses ist das Los von allem fast.“
Und was sagen Sie denn von den Farben,
Welchen ich so sorgsam aufgepaßt?

Ma i

Lassen die Krösche sich hören mit Knarren,
 wirft du nicht lange auf Regen barren.
 Wenn der Frosttauch im Lenz tief im Wasser
 war, auf trockenem Sommer deutet das; liegt
 er flach nur oder am Ufer gar, dann wird der
 Sommer besonders naß. — Wenn Johannis-
 würmden schön leuchten und glänzen, kommt
 Wetter zur Luft und im Freien zu Längen;
 verbirgt sich das Viechen bis Johanni und
 weiter, wird's Wetter einweilen nicht warm
 und nicht heiter. — Wenn Spinnen fleißig
 weben im Freien, läßt sich dauernd schön Wet-
 ter prophezeien; weben sie nicht, wird's Wetter
 sich wenden, geschieht's bei Regen, wird bald
 er enten.



31 Tage.

Letztes Viertel den 1. nachm.
 2 U. 24 M. Regnerisch.
 Neumond den 8. vorm.
 6 U. 47 M. Kühle Luft.
 Erstes Viertel den 15. nachm.
 7 U. 36 M. Angenehm.
 Vollmond den 23. nachm.
 6 U. 58 M. Unstet. — Sicht-
 bare Mondfinsternis.
 Letztes Viertel den 30. nachm.
 7 U. 26 M. Schöne Witterung.

„Geht es Ihnen auch so sehr zu Herzen,
 Herr Geheimrat, das Ideal?“
 Mich ergreift, ich weiß nicht, darf ich scherzen,
 Himmlisches Behagen auf einmal!

Unter solchen göttlichen Gesprächen
 Schritten die verklärten Dichter oft
 In des Waldes unbetretenen Schlägen,
 Bis es dunkel wurde unverhofft.

ferner jene Xenien, unergründet,
 Die der Genius des Jahrhunderts sann,
 Wo der Mensch, der solche Bücher findet,
 Vor Erstannen sich nicht helfen kann.

Manchmal blieben sie auf einmal stehen,
 Wie in plötzlicher Versteinering,
 Tief durchschauert von dem heil'gen Wehen
 Gegenseitiger Bewunderung.



Und die weltberühmtesten der Verse
 Mächten miteinander unterwegs
 So der Dichter Cells und der des Lerne,
 Eingedenk des großen Künstlerzwecks.

Zum Exempel jene Prachtballaden
 Von dem frommen Knechte Fridolin,
 Von der Bürgerschaft vielverschlungenen Pfaden,
 Von dem Gotte und der Müllerin;

Auf dem Rücken faltete die Hände
 Dann der Götthe, eh' man sich's versah,
 Und so ganz in seinem Elemente
 War der große Schiller da.

Hoch begeistert schwebten sie nach Hause;
 Jener brannte schon vor Ungeduld,
 Dieser knitterte an seiner Krause,
 Bis er stünd' an seinem Schreibepult.

Juni

Eine Ester allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch steigt das Esterpaar, wird schlechtes Wetter weiden. — Singt die Grasmäde, eh' treiben die Reben, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Steigt die Lerche hoch, singt lange hoch oben, hab! bald ihr das lieblichste Wetter zu loben. — Der Mittag des Freitags prägt oft uns ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Horn noch nichts verderben an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als nah, bringt gut Raß dem Winterjah. — Hat Rebarbus am Regen Begehren, will er ihn auch in die Ernte jagen.



30 Tage.

Neumond den 6. nachm.
4 U. 58 M. Wolken. — Sichtbare Sonnenfinsternis.

Erstes Viertel den 14. nachm.
1 U. 6 M. Bringt Regen.

Vollmond den 22. vorm.
5 U. 44 M. Trüber Himmel.

Letztes Viertel den 28. nachm.
11 U. 48 M. Vständig.

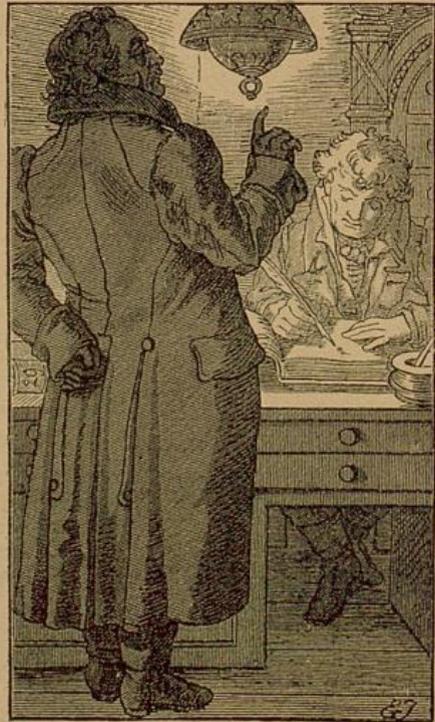
Sehe nun ein jeder, wie er's treibe,
Sprach der Alt're zu dem Jüngeren,
Der verfehlt mit verneigtem Leibe:
Geh du rechtwärts, laß mich linkwärts gehn!



Und bis zu der nächsten Morgenröte
Schrieb der Schiller an dem siebten Band,
Und den dreißigsten diktirt' der Götthe
Seinem Sekretär noch in die Hand.
Still und dunkel auf den Straßen war es,
Nur die Lampe brannte wieder hell

In den Zellen unsres Dichterspaares,
Mahnend an der Wahrheit Strahlenquell.

Frägt ihr nun, ihr lieben deutschen Brüder,
Welche Lehr' aus diesem hohen Lied,



Welche Lehr' aus diesem Lied der Lieder
Der vernunftbegabte Leser zieht?
O begreifet, daß der Freundschaft Flöte
Die Musik der Sphären weiter spinnt,
Daß man spricht vom Schiller und vom Götthe,
Wo zwei Deutsche nur versammelt sind!

z. Eichrodt.

Julii

Dampft das Strohdach nach Gewitterregen, kehrt's Gewitter wieder auf andern Wegen. — Dem Sommer sind Donnerwetter nicht seltener, sie nügen der Luft und dem Lande. — Wert, daß heran Gewitter zieh', schnappt auf der Weid' nach Luft das Vieh; auch wenn's die Nasen anwärts streckt und in die Höh' die Schwänze reckt. — Giebt Ring oder Hof sich Sonn' oder Mond, bald Regen und Wind uns nicht verschönt. — Sommers Höhenrauch in Menge ist Verbote von großer Winterstrenge. — Sind abends über Biesl' und Fluß Nebel zu schauen, wird die Luft schön anhaltend Wetter drauen. — Staubregen wird guter Reie sein, schön trocken Wetter tritt dann ein.



31 Tage.

- Neumond den 6. vorm.
- 4 U. 31 M. Veränderlicher Himmel.
- Erstes Viertel den 14. vorm.
- 6 U. 1 M. Sonnenschein.
- Vollmond den 21. nachm.
- 2 U. 26 M. Schön und warm.
- Letztes Viertel den 28. vorm.
- 5 U. 4 M. Gewitter.

Ungleiche Kameraden.*)

Da wo unsere liebe Stadt nach der östlichen Richtung hin aufhöret, am schwarzen Gitterthor des Kirchhofes, saß seit Menschengedenken ein Höterweib und verkaufte seine Ware, welche in Äpfeln, Nieren und Käse bestand. Wenn die Alte so regungslos, das Haupt gegen das Gitter gelehnt, dasaß, machte sie den Eindruck eines niederländischen Bildes. Daran war der dunkelrote Rattummantel schuld, aus dessen breitausgeschlagener Kapuze ein saltiges Gesicht, blaue Augen und schneeweißes Haar sich scharf abhoben. Sie zählte achtzig Jahre, hatte immer am Kirchhof gesessen, und die Poesie ihres Lebens waren Leichenbegängnisse. All ihre Thränen, Seufzer und Gebete galten den Toten, die in ihrer Lade still an ihr vorüberzogen. Die Armut, welche ohne Blumen und Begleitung daherkam, griff ihr ins Herz, und sie weinte aus Mitleid; über ein reiches Leichenbegängnis zerließ sie in Thränen der Bewunderung; wenn ihr aber gar der Wind einen Grabgang zutrug, über ihr die alten Zitterpappeln rauschten und die Abend- oder Mittagssonne ihr warm auf das Haupt schien, dann war die Alte im siebenten Himmel. Jedoch nicht oft vereinigte sich all dies zu ihrem Behagen; es starben mehr Arme als Reiche, und weit über's halbe Jahr hinaus blies ihr der Wind um die Ohren, und Regen und Schnee klatschten auf ihren großen blauen Schirm. Da nun aber alles, was dies alte Herz zu empfinden vermochte, denen jenseits des Kirchhofthores galt, so blieb natürlicherweise für die Lebendigen diesseits des Thores wenig oder gar nichts übrig. Die Klagen der armen Weiber über die teuern Eier rührten die Alte ebensowenig als das Murren der Männer über den Preis der Käse. Hungrigen Kinderaugen begegnete ihr Blick mit der vollkommensten Empfindungslosigkeit; denn Armut, Hunger und Kälte waren ihr so natürliche Dinge, daß ihr dabei nichts weiter einfiel. Zudem sie nie von dem einmal bestimmten Preis herunterging, kam es ihr auch nicht in den Sinn, wohlhabend aussehende Leute zu überteuern, wenn solche bei ihr anhielten, um etwas Obst zu kaufen. Sie war gerecht, die Alte, sowohl im Geschäft als in ihren Neben.

In der ganzen Gasse gab's keinen, der hätte behaupten können, die Frau habe ein freundliches Wort an ihn verloren, damit sie seine Kundschaft

erhalte. Im Gegenteile, wenn einer sich einmal eine Bemerkung erlaubte, wie: „Heut sind sie aber klein geraten, die Käschen,“ so erwiderte sie kurz: „Geht in den Laden und laßt sie Euch an der Elle abmessen.“

An einem schönen Herbstmorgen — die Alte saß schon auf ihrem Platz — erschien auf der Treppe eines alten Hauses gegenüber ein kleiner, kaum fünfjähriger Bursche und schaute sich ernsthaft in der Welt um; er hielt einen langen Eisenbaken in der Hand, auf dem Rücken hing ihm ein Blechfessel. Die Blicke des Buben und der Höterin begegneten sich; sie hätten können die Betrachtung anstellen, daß man nicht leicht älter und wohl kaum jünger sein konnte, um sein tägliches Brot zu verdienen; aber dergleichen fiel ihnen nicht ein. Der Bube setzte seine krummen, mit alten Lappen umwickelten Beinchen in Bewegung, die ihn schnurstracks vor den Apfelkorb beförderten. „Du,“ sagte er, „gieb mir einen Apfel.“

„Gott bewahre,“ entgegnete die Frau, und nach einer düstern Pause wandte sich der Knabe zum Gehen und nahm seine Beschäftigung auf: er sammelte den Abfall der Gasse.

Zur Pause des Nachmittags kam er etwas müde unter der Last des gefüllten Kessels die Gasse einhergewackelt. Wieder zogen ihn die lachenden Äpfel unwiderstehlich in ihre Nähe. Er schaute sie lange an, endlich sagte er zu der alten Frau, die ihn schauf beobachtete: „Du, ich geb' dir gleich was aus meinem Kessel — wenn du magst.“

„Und ich geb' dir auch gleich was,“ meinte sie mit einer bezeichnenden Handbewegung, „pfui Teufel — fort mit deinem Lumpenzug!“

Berührt schlich er davon.

Am andern Morgen stand er schon wieder da; ein Leichenzug ging eben vorbei, und die Alte weinte. Der Bube wartete den geeigneten Moment ab und fragte dann: „Du, giebst du mir einen Apfel, wenn ich tot bin?“

„Wer tot ist, braucht keinen Apfel mehr,“ entgegnete die Alte.

„Aber ich,“ behauptete er.

„Ist das ein Bengel,“ fuhr sie auf, „nicht einmal seine Leich' kann man mit Ruh' betrachten! Mach dich fort, sag' ich!“

Das nächste Mal blieb der Bube vor dem neugefüllten Eierkorb stehen: „Wo sind denn die alte her?“ fragte er, und als ihm keine Antwort wurde, gab er sich selber eine: „D ich weiß — vom Huhn — es ist sehr schön von einem Huhn, so gute Eier zu legen.“

*) Aus: Aus dem Kleinleben. Erzählungen von S. Hillinger. Zweite vermehrte Auflage. Verlag von Moritz Schauenburg in Frankfurt a. M. und Lahr.

August

Der Eichel vergiß nicht Barnabas, er sorgt gern fürs längste Gras. — W's in der ersten Augustwoche heiß, bleibt der Winter lange weiß. — Im August Wind aus Nord sagt Unbeständigkeit fort. — Weitaun im August ist sehr ungesund, ungereinigt Obi bring nicht in den Mund. — Wenn der Kuckuck lange nach Johanni schreit, so ruft er die teure Zeit. — Sind Laurentius und Bartholomäus schön, ist guter Herbst vorauszusehn. — Schön Wetter zu Maria Himmelfahrt verkündet Wein von besser Art. — Wenn großtunig wir viele Dörfern erkliden, will Gott gar guten Herbst uns schicken. — Bringt Rosamunde Sturmwind, so ist Exzille uns gefinde.



31 Tage.

- Neumond den 4. nachm.
- 5 U. 44 M. Veränderlich.
- Erstes Viertel den 12. nachm.
- 9 U. 43 M. Fröh u. windig.
- Vollmond den 19. nachm.
- 10 U. 0 M. Schöner Himmel.
- Letztes Viertel den 26. nachm.
- 0 U. 41 M. Abwechslend.

„Nun, dafür ist's halt ein Huhn,“ brummte die Alte. Nach einer Pause tiefen Besinnens erklärte der Junge: „Ach könnt's nicht, und wenn ich auch ein Huhn wär.“

Aber auch diese Worte, in denen gewiß eine große Anerkennung ihrer Ware lag, vermochten die Alte nicht zu rühren.

Ein anderes Mal berichtete er voll Eifers: „Du, dort an der Ecke der Gasse steht eine Frau, die ruft dir schon lange, du sollst hinkommen.“

„Geh hin und sag ihr, sie soll herkommen,“ erwiderte die Hölerin, und der kleine Lügner ging und kehrte nicht wieder.

Als einstmals eine feine schwarzgekleidete Dame an dem Hölerweibe und dem Kleinen vorüberging, blies die Alte gar gewaltig die Backen auf. „Huh,“ sagte sie, „das ist eine Noble, die sieht untereins gar nicht, aber wir kommen alle auf denselben Friedhof, das ist immer meine Freund.“

„Ist sie eine, die nicht arbeitet?“ fragte der Kleine, „die kriegen vom Sankt Nikolas hinten drauf.“

„Du meine Güte,“ unterbrach ihn die Frau, „wenn einer auch so gar nichts von der Welt weiß — seit wann arbeiten denn die reichen Leut? dummer Bub!“

Der hielt jedoch an seiner Ansicht fest. „Der Vater sagt: Arbeiten oder Dhrseigen — ja wohl!“ „Hör auf zu reden,“ schrie die Alte, „du bist ein Esel!“

Der Bube bekam sich einen Augenblick, alsdann erklärte er: „Meinetwegen — aber gibst du mir jetzt einen Apfel?“

Die Hölerin griff nach dem Seil, mit dem sie ihre Körbe zu umwinden pflegte, und der Kleine verstand die Gebärde und trollte sich.

Er ging ins Haus, kletterte auf allen vieren die steile Treppe hinauf und trat in die niedrige Dachkammer, die nie verschlossen war. Da drin stand ein Bett, ein Tisch und ein paar Stühle; der Fußboden starrte vor Schmutz, ebenso die Fenster-scheiben, die deshalb nur ein gedämpftes Licht einließen. Ein paar Kleider lagen und hingen herum; frische Luft schien seit Wochen nicht in den Raum gekommen zu sein. Hier war der kleine Lumpensammler aufgewachsen; ganz verlassen von klein auf, lag er fast immer im Bett, bis der Vater heimkam und sein Mittagsbrot mit ihm teilte. Der Mann nahm den Kleinen dann vor sich auf den Tisch, aß sein Brot und seinen Käse und schob von Zeit zu Zeit dem Kind einen Löffel in den Mund. Am Sonntag seifte und wusch er es tüchtig und nahm's mit ins Bierhaus.

Jetzt zählte der Bube fünf Jahre, und der Vater fand es an der Zeit, ihm das Nichtsthun abzugewöhnen. Wenn er des Abends von der Arbeit heimkam — er war Paternenputzer —, fiel sein erster Blick auf den kleinen Kessel. fand er ihn gefüllt, war's gut, war es jedoch nicht der Fall, so erhielt der Bube seine Strafe mit den Worten: „Arbeiten oder Dhrseigen!“ — und das war die einzige Weltweisheit, die der kleine Geselle bislang begriffen, und an der er auch festhielt.

Obwohl sich nun die Hölerin jedesmal ärgerte, so oft er sich vor ihre Körbe pflanzte, so geschah es doch, daß sie plötzlich anfing, die Gasse entlang zu blicken, wenn der Bube einmal länger ausblieb als gewöhnlich. Kam er, so war sie neugierig auf seine neuesten Anschläge, die alle darauf hinausliefen, einen Apfel zu haben. Aber ihre Widerstandskraft war ebenso groß wie seine Sehnsucht, und so übten sie gegenseitig ihren Witz mit löblicher Ausdauer.

Die gelben Blätter über dem alten Kirchhofthore hatten sich allgemach zu den Füßen der Hölerin versammelt; sie zog ihren Mantel fester um sich, je kahler die Alte jenseits des Thores zum Himmel ragten. Jetzt trachten die Räder des Totenwagens über dem frischen Schnee, und nur die dunklen Lebensbäume ragten noch über die Gräberreihen. Ging die Sonne unter, so leuchtete es feuerfarben durch die kahlen Äste, und die Hölerin in ihrem roten Mantel lehnte ein paar Minuten lang wie vergoldet unter dem schwarzen schneebestäubten Thore. An einem solchen kalten Abend hatte die Alte ihren blechernen Topf auf das Kohlenbecken gesetzt und erwärmte sich von Zeit zu Zeit den Magen mit einem Schluck heißen Kaffees. Der Mond stand am Himmel, von fern ertönte das Geklingel der Schlitten, alles, was kam und ging, übereilte und überstürzte sich, um die erstarrten Glieder zu erwärmen. Die Hölerin erhob sich manchmal und blickte die Gasse entlang; er war noch immer nicht zu sehen. Kopfschüttelnd trank sie ihren Kaffee, und da er ihr heute gar nicht den gewohnten Genuß gewährte, fing sie an zu schelten: „Der Bengel — hol ihn der Teufel — treibt sich da im Schnee herum — unnützes Volk, die Kinder — sollten gleich groß auf die Welt kommen.“ Wieder erhob sie sich — richtig, da kam es durch den Schnee gewankt, eine kleine, krummbeinige, vornübergebeugte Gestalt.

„Wenn ich nicht zu faul zum Aufstehen wär, ich wollt' dir Beine machen,“ brummte die Alte und verwandte keinen Blick von dem Bubem.

September

30 Tage.

September-Gewitter sind Vorläufer von hartem Wind. — St. Michael-Wein wird Herren-Wein sein, St. Gallus-Wein in Bauern-Wein. — Sind Zugvögel nach Michaelis noch hier, haben bis Weihnachten sind Wetter wir. — In vielem Herbstnebel sch' ein Zeichen von viel Winter Schnee. — Erste Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Hechtelieber der Galle zu breit, vorn spitz, nimmt harter Winter lange Zeit in Besitz. — Blau Jakobus weise Welt: den in die Höl', sind's Winterblüten in diesem Schnee. — Jakobus in jenenbeller Gestalt macht uns die Weihnacht kalt.



Neumond den 3. vorm.
8 U. 48 M. Unfreundlich.
Erstes Viertel den 11. vorm.
11 U. 39 M. Regen u. Wind.
Vollmond den 18. vorm.
5 U. 36 M. Aufheiternd.
Letstes Viertel den 24. nachm.
11 U. 39 M. Vständig.

Er schien aber heute alle Lust zur abendlichen Unterhaltung verloren zu haben; zitternd erstieg er die paar Stufen, um in das Haus zu gehen, aber als er an der Klinke drückte, fand er die Thür verschlossen.

„Nichtig,“ sagte die Alte, „die Hausleute sind ja zu einer Hochzeit, da haben sie abgeschlossen, und an das Kind hat niemand gedacht.“

Der Bube stellte seinen Kessel samt Haken vor die Thür und setzte sich auf die Schwelle. Da saß er einen Augenblick wie ratlos, dann erhob er sich plötzlich und lief zur Hökerin hinüber, heulend ihr die blaugefrorenen Händchen entgegenstreckend.

„Ja,“ rief sie, „das geschieht dir schon recht — meinst, 's giebt einen Apfel — Ohrfeigen giebt's, aber keinen Apfel.“ Dabei hielt sie ihm die Kaffeeschüssel hin und er trank mit vollen Zügen, die Augen ängstlich auf die Alte gerichtet, welche immer zu schelten fortfuhr.

Plötzlich, sie wußte selbst nicht, wie's zugegangen war, hatte sie den erfrorenen Buben auf dem Schoß, sie schlug den weiten Mantel um ihn und immer weiter scheltend, hielt sie ihn so fest an sich gepreßt. Bald hörte sie an dem ruhigen, tiefen Atem des Kindes, daß es eingeschlafen war, und sie schwieg und rührte sich nicht mehr. An dem Herzen dieser Achtzigjährigen hatte nie ein menschliches Wesen gerührt; weder Liebe noch Wohlwollen, noch Mitleid hatten diese starren Arme zu öffnen vermocht. Denn sie war immer brünnig gewesen und nur für ihren Vortheil interessiert, und der erschien ihr stets zweifelhaft, so oft ein Mann dabei im Spiel war. Jetzt ging von dem jungen Leben da eine wohlthuende Wärme auf sie über; sie lauschte auf die Atemzüge des Kindes, dessen Haupt unter ihrem Kinn ruhte; sie wiegte es sachte, und es fiel ihr ein Lied ein, das sie in der Schule gelernt; sie begann es zu singen, völlig stimmlos, mit zischenden Tönen.

Als der Paternosterpuzer heimkam, rief sie ihn zu sich. „Da habt Ihr auch Euren Buben, hab' ihn Euch zum letztenmal gehütet — bedank' mich —“ und sie legte dem Mann das schlaftrunkene Kind in die Arme. Hierauf fuhr sie über eine Stunde später als gewöhnlich mit ihren Körben nach Hause.

Am andern Morgen trat der kleine Mann zur gewohnten Stunde aus dem Hause, um seinem Beruf nachzugehen. Den Blicken der alten Frau drüben begegnend, blieb er stehen und schaute, wie sich besinnend, ernsthaft zu ihr hinüber. Dunkel erinnerte er sich an das Wohlbehagen, das er am vergangenen Abend empfunden. Er war ohne Mutter aufgewachsen und wußte nichts von der

liebenden Sorgfalt, nichts von dem zarten Berühren einer treuen Mutterhand. War ihm eine Ahnung davon geworden am Herzen der alten Frau?

Plötzlich stand er auf seinem alten Platz vor dem Korbe rotleuchtender Äpfel, aber er schaute über diese hinweg, der Alten ins Antlitz und sagte — diesmal ohne jede Nebenabsicht: „Du, ich heirat' dich.“

Sie mußte lachen — zum erstenmal mußte sie über den kleinen Kerl lachen, und ohne sich zu besinnen, reichte sie ihm den schönsten Apfel im ganzen Korbe hin. Es war aber auch der einzige Heiratsantrag ihres Lebens gewesen.

Zwölf unfehlbare Bauernregeln.

- Januar.
Schreit ein Schwein, indem man's sicht,
Glaubt's mir, es liebt das Stechen nicht.
- Februar.
Raucht zu Lichtmeß der Schornstein sehr,
So kommt dies meist vom Feuer her.
- März.
Balzt der Auerhahn auf der Eichen,
Thut der Truthahn nichts dergleichen.
- April.
Nist zu Georgi der Storch sein Nest,
So ist es meistens schadhast gewest.
- Mai.
Ist es im Mai sehr regenfeucht,
Dann kriegst du nasse Stiefel leicht.
- Juni.
Kräht der Hahn hoch oben auf dem Mist,
So ändert sich's Wetter, oder es bleibt, wie es ist.
- Juli.
Blagen im Juli den Hund die Flöhe,
So sei vernünftig und meid' seine Näh'.
- August.
Wälzt die Sau sich in der Jauche Lachen,
Versuch es nicht, ihr's nachzumachen.
- September.
Brügelt am siebenten der Jäger seinen Hund,
So hat er nicht immer dazu einen Grund.
- Oktober.
Sind gut geraten Hopfen und Reben,
Wird's in der Folge mehr Betrunkene geben.
- November.
Bläst am ersten der Wind aus Nord,
So legt er sich bald oder er weht fort.
- Dezember.
Hörst du am Christfest der Glocke Klang,
So merk's, es zieht einer am Glockenstrang.

Oktober

Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Februar. — Frost und Schnee im Oktober sind Boten, der Januar sei gelind. — Oktober-Gewitter sagen beständig, der künftige Winter sei wetterwendig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln, wollen sie mit dem Winter handeln. — Oktober-Donner ist fürwahr noch besser als im Februar, der kündigt nur wohl der Rucher Schar. — Fällt der erste Schnee in den Schatz, der strengeren Winter kündigt er Schatz. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er die Gottesäcker betacht.



31 Tage.

- Neumond den 3. vorm.
- 1 U. 30 M. Veränderlich.
- Erstes Viertel den 10. nachm.
- 11 U. 29 M. Kalte Nebel.
- Vollmond den 17. nachm.
- 2 U. 17 M. Aufheiternd.
- Letztes Viertel den 24. nachm.
- 2 U. 28 M. Schöne Witterung.

König Wenzels Rheinfahrt.

Aus „Hortus deliciarum“ von Ludwig Eichrodt. — Verlag von Moritz Schauenburg in Kehl.



Er frei und froh den
Becher hebt,
Der trinkt ihn mit
mir aus:
Der beste König,
der gelebt,
War König Wenzel-
seslaus.

Er trank den lieben langen Tag
Und trank die ganze Nacht

In seines Vaters Schloß zu Prag,
Voll märchenhafter Pracht.

November

Aller-Heiligen bringt Sommer für alle Fei-
 der, der ist des Sommers letzter Vertreiber. —
 Aller-Heiligen trägt eigen den Winter zu allen
 Zweigen. — Sankt Martin legt sich schon mit
 Pant am warmen Fien auf die Bank. — Sankt
 Martin weiß nichts mehr von heiß. — Schafft
 Katharina der froh sich Schuy, so wartet man
 lange draußen im Schney. — Kälter Dezem-
 ber und fruchtreich Jahr sind vereintig immer-
 bar. — Kälter Dezember mit Sonne giebt reich-
 lich Korn auf der Höb'. — Frau Lucia findet
 zu kurz den Tag, drum wird er verlängert
 acht Tage darnach. — Der heilige Christ will
 'ne Giebrüde haben, seht sie, wird selbst er
 damit sich begaben.



30 Tage.

Neumond den 1. nachm.
 7 U. 4 M. Rauh u. windig.
 Erstes Viertel den 9. vorm.
 9 U. 18 M. Stürmisch.
 Vollmond den 16. vorm.
 0 U. 48 M. Rasses Wetter.
 Sichtbare Mondfinsternis.
 Letztes Viertel den 23. vorm.
 8 U. 58 M. Aufheiternd.

Was soll mir, sprach er, Zier und Tand?
 Nur Choren bringt er Glück;
 Das goldne Mark von Volk und Land
 Ich geb's dem Volk zurück!
 Was mein Herr Vater mir gespart
 An Gold und Schatzgestein,
 Vertrunken wird's nach Ritterart
 Im allerbesten Wein!

Da hub ein großes Prassen an!
 Ein König hält sein Wort;
 Und wie er sagte, ward gethan:
 Die Gelder flogen fort!
 Die vollen Trühen wurden leer —
 „Herr Truchseß, schreckt Euch das?
 Von Gold die Humpen sind zu schwer,
 Drum nehmt sie jetzt von Glas!

„Es schmeckt aus böhmischem Krystall
 Der Wein noch eins so gut —
 Wie leuchten da die Tröpfen all
 In sonnenhafter Glut!“
 So ging auch der Kleinodienchatz
 Zu Jud und Juwelier;
 Nichts blieb als nur der Bodensatz
 Vom Wein im Faß dafür!

Und was nicht niet- und nagelfest,
 Das folgt der gleichen Bahn;
 Der Kämmerer seufzt beim letzten Rest:
 Mein König, jetzt halt an!
 Herr Wenzel aber rief ihm: „Schweig!
 Soweit sind wir noch nicht:
 Die Kron' vom heilig-röm'schen Reich
 Fällt auch noch ins Gewicht!

„Melnicker schmeckt mir längst nicht mehr!
 Ganz Böhme hab' ich satt!
 Mir wird um Herz und Haupt so schwer
 In dieser tristen Stadt.

Wohlauf, wir ziehen an den Rhein,
 Ins Faß nach Bacharach;
 Aufstapelt dort den Edelweint
 Das Kloster Eberbach!“

Und was zu Rheufe dann geschah
 Mit Ruprecht von Kurpfalz —
 Die Reichsgeschicht' erzählt es ja:
 Zwölf ganze Stückfaß galt's!
 Für solchen Preis das Deutsche Reich?
 O welsch ein Thor warst du!
 Jetzt nimmt man mit den Kronen gleich
 Sich auch den Wein dazu!

So zecht' er bis zum Lebensend'
 In Ehr' und Freuden fort;
 Den Erben blieb vom Testament
 Nichts als das blanke Wort. —
 Und da er starb, befahl er noch:
 Legt mir ein Faß ins Grab,
 Auf daß am jüngsten Tag ich doch
 Gleich was zu trinken hab'!

Friedrich Hornsch.

Schimpfen



st zwar nicht löb-
 lich und fein, er-
 leichtert aber manch-
 mal die Brust und
 kommt zuweilen so-
 gar bei gebildeten
 Leuten vor. Ich selbst hab' einen wadern Gym-
 nassialdirector gekannt, der eines Tags, als ein
 Schüler ihn durch eine Versangabe aufs Ge-
 ratenwohl zu langem vergeblichen Suchen und Nach-
 schlagen verleitet hatte, im Eifer und Arger, da er

Dezember

Je dunkler es über Dezember-Sinne war, je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.
Düngerreime.

Wer spätlich seinen Acker düngt, der weiß schon, was die Ernte bringt. — Hans düngte seine Felder schlecht, war Ackermann, jetzt ist er Knecht. — Wer gute Ernte machen will, der düngt, pflüzt und gäht viel. — Jobs löst die Janghe in den Bach, ein Dummkopf nur thut es ihm nach. — Dünger ist die Seele vom Ackbau, sie gehören zusammen wie Mann und Frau. — Gutes Vieh, gute Stren, reichlich Futter gibt fetten Milk, reiche Ernten, viel Milk, Käs und Butter.



31 Tage.

- Neumond den 1. nachm.
- 0 U. 17 M. Sonnt. Unsichtbare Sonnenfinsternis.
- Erstes Viertel den 8. nachm.
- 5 U. 45 M. Wind u. Schnee.
- Vollmond den 15. nachm.
- 1 U. 25 M. Feuchte Luft.
- Letztes Viertel den 23. vorm.
- 6 U. 10 M. Unfreundlich.
- Neumond den 31. vorm.
- 3 U. 52 M. Veränderlich.

sich den Schuldigen nicht gemerkt hatte, grimmig ausrief: „Der Esel, der das gejagt hat, ist ein Och, und dieser Stockfisch kann unter die Eckensteier gehen!“ Und das nahm ihm der Junge noch gar nicht einmal übel, sondern lachte im Gegentheil mit seinen Kameraden sich ins Häuschen, daß er den „Alten“ einmal so wild gemacht hatte.

Wenn das geschieht am grünen Holz, d. h. bei gelehrten Leuten, wie kann man's dann den Fischweibern und Obsthändlerinnen verargen, wenn sie einmal die Schleusen ziehen und ihren Mund von allerlei saftigen Redensarten überfließen lassen! Sind sie doch von alters her wegen ihrer Zungenfertigkeit berühmt, für die das folgende Stücklein ein neuer Beweis sein mag.

An einem schönen Herbstmorgen ging ein ehrlicher Mann aus dem bergischen Lande langsam über den Altenmarkt zu Köln und betrachtete staunend die großen Fische, das köstliche Gemüse, dergleichen in seiner rauheren Heimat selten gedeiht, die frühreifen Trauben und saftigen Früchte aller Art. Doch vom Zusehen wird man nicht satt, eher umgekehrt, er zählte heimlich seine paar überflüssigen Pfennige und wagte

dann, eine Höferin beschiden um den Preis der prächtigen Meinelanden zu fragen, die ihn fast überreiß und zart gesprungen anlachten. Nun, die Forderung war der Ware angemessen, und unvorsichtig rief er: „Das ist zu teuer!“ Er meinte: für meine Verhältnisse, das Weib aber faßte es allgemein auf und runzelte schon die Stirn. „Was sollen denn die Pflaumen kosten?“ fragte er jetzt, seine Begehrlichkeit herabstimmend, und setzte dabei eine prüfend zwischen Daumen und Zeigefinger. „Sind sie auch recht reif? Sind auch keine Würmer darin?“ Darf dem zornmütigen Weibe die Geduld; sie schlug ihm die Pflaume aus der Hand und schrie: „Du bergischer Esel (denn sie hatte seine Herkunft an der Sprache erkannt), du bergischer Esel! du Pfennig-

fischer! du Hungerteiler! du Esel! du Räuber! du Bandit! Mach nicht, daß ich 'mal anfangen zu schimpfen!“ — Daß er sich schleunigst zurückzog, versteht sich wohl von selbst: wenn das noch nicht einmal ein Anfang war, wie mochte die Mitte und erst das Ende werden!

Und doch ist ein gelehrter Professor sogar einmal mit einem Fischweibe fertig geworden, und hat sie im Schimpfen besiegt, zu dem er sie absichtlich gereizt hatte, um eine Wette zu gewinnen — es geht aber nichts über das Studium. Als sie nämlich eben im besten Zuge war und ihm geläufig allerlei Ehrentitel an den Kopf warf, begann er, laut und langsam alle Buchstaben des hebräischen ABC der Reihe nach herzusagen, die allerdings

seltsam genug klingen, und sah dabei seiner Gegnerin starr ins Gesicht: „Du Aleph,“ sprach er, „du Beth, du Gimel, du Daleth, du He, du Waw —“ sie verstummte schon und glogte ihn mit offenem Munde an — „du Sajin, du Cheth, du Lhed, du Jod, du Kapph, du Lamed —“ weiter brauchte er nicht fortzufahren, es war zu viel des Unbekannten und Schrecklichen, das in unerbittlicher Regelmäßigkeit von seinen Lippen fiel; das Weib, das so unerwartet seinen Meister gefunden hatte, brach in Thränen aus und schluchzte: „Nein, das ist unerhört! Das laß ich mir nicht gefallen! Etwas schimpfen kann ich wohl vertragen, aber das laß ich mir nicht gefallen: das kommt vor Gericht! Das zeig' ich dem Polizeikommissar an!“

„Man soll in der Jugend fleißig sein und nichts versäumen,“ scherzte der Professor, als er hinter der Flasche Wein saß, die sein Freund für die verlorene Wette bezahlen mußte; „man soll lernen und mitnehmen, was sich nur darbietet, man weiß nicht, wo man's einmal brauchen kann.“



„Du Aleph“, sprach er, „du Beth, du Gimel.“

Zweierlei Wirtschaft!

„Sechs mal sechs sind sechsunddreißig,
Ist der Mann auch noch so fleißig,
Und die Frau ist liederlich,
Geht doch alles hinter sich!“

Ein uralter Spruch, etwas grob, aber heute noch müßiggütlich, in vornehmen wie in niedern Kreisen. Freilich mit Unterschied. In vornehmen oder vornehm sein wollenden Kreisen, wo die Frau eine „gnädige Frau“ ist, wo der Diener in weißwollenen Handschuhen „serviert“ und die Briefe und unbezahlten Rechnungen auf versilbertem Teller „präsentiert“, da wäre es unanständig, den Ausdruck „liederlich“ zu gebrauchen, da hat man bei der Gnädigen für die „Liederlichkeit“ nur anständige „salonfähige“ Andeutungen.

Bei einem Weibe aus dem Volke aber darf man herzhaft „liederlich“ sagen.

Das Ergebnis bei beiden ist übrigens dasselbe.

Ein schlechtes Weib kann die beste Wirtschaft und den besten Mann zu Grunde richten; ein braves Weib ist ein Segen für die bescheidenste Wirtschaft und kann den leichtfertigen Mann zum Guten leiten.

Dies gilt für die gnädigen wie für die gewöhnlichen, ungnädigen Frauen.

Darüber will der Hinfende eine kleine Geschichte erzählen.

Es war im Juli, ein heißer Sonntagnachmittag, als der Hinfende in das uns bekannte Dorf Vietinghausen einmarschierte. Oder wie wir eigentlich sagen sollten: durchmarschierte, wenigstens war es seine redliche Absicht, diesmal nicht im „Löwen“ einzufehren, da er es eilig hatte, noch vor einbrechender Nacht nach Lahr zu kommen.

Als er von weitem den goldenen Löwen erblickte, der sich behaglich in dem Wirtschaftshilde schaukelte, seine rote Zunge herausstreckte und mit einem schäumenden Bierglas liebäugelte, das er mit seiner Prage dem durstigen Wanderer verlockend entgegenstreckte, — da lachte der Hinfende: „Heute ist es nichts, alter Freund, und wenn du die Zunge noch so weit herausstreckst. Zwar Durst habe ich auch bei dieser Hitze, aber . . .“ und mannhaft beschleunigte er seine Schritte, um aus der verführerischen Nachbarschaft hinwegzukommen.

Da wurden aber fast gleichzeitig sämtliche untern Fenster im Löwenwirtschaftshaus aufgerissen und zu jedem fuhr ein Kopf heraus. Unter dem ersten Fenster schwenkte der Bürgermeister seine Mütze und schrie: „Hurra, der Hinfende!“ Zum zweiten Fenster streckte der Ratschreiber ein überichäumendes Bierglas heraus: „Hinfender! frischer Anstich! Spatenbräu!“ — Unter dem dritten Fenster glänzte des Löwenwirts Vollmondgesicht; er schwenkte ein paar riesige Leberwürste in der Luft: „Hinfender, Miegelsuppe und frische Leberwürste!“

Mannhaft hatte der Hinfende allen diesen Versuchungen widerstanden, denen bei 20° R. im Schatten

selbst der heilige Antonius unterlegen wäre; siegreich hatte er das Bierglas und die Leberwürste passiert, und triumphierend rief er: „Apage Satanas! Heute wird nichts draus, und damit basta!“

Da antwortete aber eine Stimme, bei deren Klang der Hinfende einen kleinen Seitensprung machte, und unter der Hausthür erschien die behäbige Gestalt der Frau Löwenwirtin und mit erhobenen Armen rief sie: „Was muß ich hören? Basta? Aber Hinfender! Soll ich so etwas an Euch erleben?“

Da gab er sich gefangen. Mit dem leichten Geschütz aus den Fenstern hätte er es aufgenommen, aber die schwere Batterie, die sich unter der Hausthür „demaskierte“, machte ihn kampfunfähig.

Er ergab sich auf Gnade und Ungnade, wurde von der siegreichen Frau Martin ins Schlepptau genommen und zwei Minuten darauf von den uns bekannten

Sonntagsgästen mit Jubel begrüßt. Er ließ sich an dem runden Tisch in einen Stuhl fallen mit dem beschämenden Bewußtsein, ein schwacher Mensch zu sein. Nachdem er sich aber seiner Schwachheit pflichtgemäß hinlänglich geschämt hatte, ließ er sich's schmecken, denn die Leberwürste waren delikate und der Spatenbräu nicht minder.

„So, Hinfender,“ sagte Frau Martin, „glaubet Ihr, man läßt Euch an einem Sonntagnachmittag am „Goldenen Löwen“ vorbeilaufen? Wie lange habet Ihr uns nichts mehr erzählt? Mein Standreßstrumpf ist noch nicht am Ferse, und es blangt ihn, endlich einmal Euer rechtes Bein zu zieren. Hier habe ich ihn.“



„Aber Hinfender! Soll ich so etwas an Euch erleben!“

Und da Ihr Euch nun mit Speise und Trank gestärkt habt, leget los, was giebt es Neues?"

"Neues? Nicht daß ich wüßte; ich habe am Alten genug."

"Nun, etwas Neues ist doch jedenfalls der schöne Blumenstrauch auf Eurem Hut?" sagte Frau Martin.

Der Hinkende lachte: "Diese roten Nelken? Die sind ein Geschenk von . . ."

"Doch nicht von einem Frauenzimmer?"

"Doch, und zwar von einem recht hübschen."

"Aber, Hinkender!"

"Keine Sorge, Frau Martin. Hier, ich schenke Euch den Strauß. Die Blumen werden Euch eine kleine Freude machen, wenn Ihr erfahret, von wem sie sind."

Grimmte Ihr Euch noch an die Lüne?"

"Was, die Lüne, die bei mir gedient hat? Die Lüne und ihre Schwester, die Grete? Es sind jetzt zehn Jahre! Gott, was die Zeit vergeht!"

"Zwei bildsaubere Kinder waren es," schnunzelte der Löwenwirt.

"Und brave Mädels," sagte der Bürgermeister.

"Mich wundert, daß Ihr sie fortgeschickt habt," meinte der Herr Lehrer.

"Bah, hoffärtige Dinger waren's, namentlich die Lüne," brummte der Ratschreiber.

"Warum ich sie fortgeschickt habe? Zu ihrem eigenen Besten. Sie waren zu hübsch für eine anständige Wirtschaft. Alle Gäste machten ihnen den Hof. Und nicht nur die jungen Bursche, sogar Ehemänner schmusten um sie herum. Na, Ratschreiber, Ihr brauchet nicht rot zu werden; die Bekanntschaft, die die Hand der hübschen Lüne mit Eurer Bude gemacht hat, ist jetzt zehn Jahre alt und längst verzust."

Der Ratschreiber nahm einen großen Verlegenheits-schluck und murmelte:

"Ein Kuß in Ehren, Wer will ihn wehren?"

"Ach!" rief Frau Martin und fuchtelte energisch mit der Stricknadel. "Ich dulde so etwas nicht. Darum mußten sie fort, auch zu Eurem Besten. Eure Frau hat Euch diesen Kuß heute noch nicht vergessen. Und zudem," fuhr Frau Martin fort, "und zudem hatten die Mädels ernsthaft Bekanntschaften, die mir nicht behagten. Zwei Arbeiter aus der Maschinenfabrik. Jeden Sonntag machten die jungen Leute den weiten Weg aus der Fabrik, nur um eine Stunde bei ihren Schätzen zu sein. Und zwei hübsche Burschen waren's. Namentlich der Christian Berndt, der der etwas leichtfertigen Grete den Hof machte. Ein braver und solider Junge, und

der wäre schon der richtige Mann für das leichtfertige Ding gewesen; aber ein Tagelohnarbeiter, da war geringe Aussicht. Und Anton Schmidt, der Lüne ihr Liebhaber, fast noch hübscher als der Christian, aber ein Leichtfuß, ein Verschwender. Während sein braver Kamerad sparsam war und seinen halben Wochenlohn auf die Sparskaffe trug, verjubelte der Anton seinen ganzen Verdienst, stolzierte am Sonntag in seinen Kleidern und machte der Lüne Präsente, die dem armen Ding noch vollends den Kopf verdrehten. Das hätte eine saubere Wirtschaft gegeben mit diesem Lustibus und die Lüne wäre ein unglückliches Geschöpf geworden. — Da machte ich der Geschichte ein Ende und schickte die Mädels in die Stadt, wo ich ihnen gute Stellen verschaffte. Sie konnten da etwas Tüchtiges lernen und sich die Liebespoffen aus dem Kopfe schlagen. Ich habe seitdem nichts mehr von ihnen erfahren. Und Ihr habt von der Lüne den Blumenstrauch? Ihr habt sie also gesehen und gesprochen?"

Jetzt erzählt, Hinkender!"

"Habe sie gesehen und gesprochen, heute nachmittag, sie und ihre Schwester, die Grete."

"Ach, du meine Güte," rief Frau Martin erstant. "Und wo und wie?"

"Auf der Fabrik!"

"Auf der Fabrik? Ei, da sind ja nur Mannsleute beschäf-

tigt?"

Der Hinkende lachte: "Aber auch Weibsleute."

Freilich nicht am Ambos und Schraubstock, aber daheim am Kochherde, um ihren Männern das Mittagessen zu kochen!"

"Ihren Männern?!" rief Frau Martin und ließ vor Erstannen an ihrem Stricktrumpfe eine Masche fallen. Ja, sind denn die Mädels verheiratet? Und mit wem?"

"Natürlich, mit ihren alten Schätzen. Die brave Lüne mit dem Leichtfuß Anton und die leichtfertige Grete mit dem braven Christian! — Ihr sehet, Frau Martin, die Liebespoffen haben sie sich in der Stadt nicht aus dem Kopfe geschlagen!"

"Daß Gott erbarm!" jammerte Frau Martin. "Die arme Lüne! Und der brave Christian wird auch seine Not haben mit seiner Grete. Nun, und was weiter? Bin doch begierig, ob ich richtig prophezeit habe!"

"Eine ausgezeichnete Prophetin seid Ihr, Frau Martin," schnunzelte der Hinkende, "Ihr könntet für den Kalender das Wetter prophezeien. Nun also paßet auf: Ich war in der Fabrik, in Geschäften mit dem Inspektor. Wie Euch bekannt, hat der Fabrikherr für seine Arbeiter Arbeiterwohnungen gebaut. Kleine, saubere Häuschen, für je eine Familie. Vorne ein hübsches kleines Gärtchen, auf der Rückseite ein Stüd Land und einen Stall für eine



"Eine ausgezeichnete Prophetin seid Ihr, Frau Martin."

Biege oder, wenn's hoch kommt, für eine Kuh. Die Häuschen bilden eine ziemlich lange Straße, und je zwei sind immer zusammengebaut, sozusagen Rücken an Rücken."

"Dos à dos heißt man's beim Tanzen," schaltete der Herr Lehrer ein, der die Dorfjugend neben andern Wissenschaften auch im Tanzen unterrichtete.

"Weinethalben dos à dos," fuhr der Hinkende fort. "Es hat das Gute, daß feindliche Nachbarn sich nicht so leicht in die Haare fahren können und freundliche Parteien nahe genug beieinander wohnen, um friedlich zu verkehren. Diese Arbeiterwohnungen sind eine große Wohlthat für die Fabrikbevölkerung. Der Arbeiter bezahlt nur eine kleine Miete, und wenn er brav und sparsam ist, so kann er sich das Häuschen zu Eigentum erwerben und für sich und seine Familie ein trauliches Heim gründen. Aber auch für den Fabrikherrn ist es eine große Wohlthat. Er fesselt die besten seiner Arbeiter an seine Fabrik, sie bilden gleichsam eine große Familie, und die Kosten, die er aufwendet, tragen ihre reichlichen Zinsen. In einem solchen Doppelhäuschen, so erfuhr ich von dem Inspektor, wohnen nun die beiden Schwestern, Lina und Grete, mit ihren Familien, und ich beschloß, beiden einen Besuch abzustatten und die alte Bekanntschaft zu erneuern. Als ich vor den Häuschen stand, fiel mir der große Unterschied zwischen beiden auf. Das Häuschen links, blink und blank, mit hellen Fenstern und freundlichen Gardinen und einem blumenreichen, sorgfältig gepflegten Gärtchen, machte einen überaus freundlichen Eindruck."

"Aha!" schaltete Frau Martin ein, "das ist die Grete mit ihrem braven Christian."

"Dagegen das andere Häuschen," erzählte der Hinkende weiter: "in dem Gärtchen nichts von Blumen, ein wüster Platz mit einem Misthaufen in der Mitte, der mit ein paar alten Schlappen und einem zerbrochenen Hasen geziert war. Die Fenster schmutzig, ohne Gardinen, einige zerbrochene Scheiben mit Papier verklebt. Ich trat in einen unordentlichen Hausflur, der mit allerlei Gerümpel gefüllt war, und eben war ich im Begriff, an der Zimmerthüre anzuklopfen, da stuzte ich; aus dem Zimmer drangen scheltende Stimmen an mein Ohr; eine Weibestimme kreischte: "Nach, daß du fortkommst, du Ferkel! Der Vater will seinen Sonntagswein haben! Und daß du mir nichts davon lauffst, oder ich schlag' dir alle Knochen entzwei!"

"Eine Kinderstimme erwiderte heulend: "Gieb Geld, Mutter! Ohne Geld wirft mich der Kreuzwirt zur Thür hinaus!"

"Geld?" lachte die zärtliche Mutter. "Geld hab' ich keines. Am nächsten Zahltag bezahl' ich den Wein! Jetzt marsch mit dir!"

"Eine feine Familie!" dachte ich, und schon war ich im Begriff, meinen Rückzug anzutreten, da wurde die Thüre aufgerissen, und heraus flog mit Hilfe eines Fußtrittes ein elend aussehender fünfjähriger Junge, eine leere Flasche in der Hand, und lief heulend zur Hausthüre hinaus. Und vor mir stand unter der geöffneten Thüre die zärtliche Mutter und die ohne Zweifel auch lebenswürdige Gattin des . . ."

Die Frau Löwenwirtin hatte ihr Strickzeug in den Schoß sinken lassen und mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung des Hinkenden gelauscht. Jetzt aber fuhr sie auf und rief: "Gib' ich mir's doch gedacht! Die arme Lina! So weit also hat der Lump, der Anton, das arme Ding heruntergebracht!"

"Ja, so weit ist sie heruntergekommen. Es war aber nicht die Lina, die Frau des leichtsinnigen Anton, sondern Grete, die Gattin des braven Christian!"

"Ach, du lieber Gott!" seufzte Frau Martin.

"Ist nicht die Möglichkeit," meinte der Bürgermeister. Der Hinkende aber fuhr fort: "Guten Tag, Frau Berndt," sagte ich. "Kennen Sie mich noch? Es ist schon lange her!"

"Erst schaute sie mich verblüfft an, aber nach einem Blick auf meinen Stelzfuß kam ihr das Verständnis:

"Ah, der Hinkende! So Ihr seid's? Und was verschafft mir das Vergnügen?"

"Das Vergnügen schien aber bei der Frau Grete nicht sonderlich groß zu sein, denn sie blieb breitspurig unter der Thüre stehen und machte keine Miene, mich zum Eintritt einzuladen. Allerdings war sie nicht in der Verfassung, Besuche zu empfangen, denn obgleich Sonntag und bald Mittag, befand sie sich noch in einem nichts weniger als reizenden Morgenanzuge, Neglige genannt: Nachjade, Unterrock und die bloßen Füße in Schlappen.

"Da sie, offenbar mit einigem Erstaunen, bemerkte, daß ich mich durch diesen Anblick nicht abschrecken ließ, gab sie die Thüre frei: "Nun, tretet ein, Hinkender, und nehmet Platz, dieweil ich mich ein wenig hübsch mache," und damit verschwand sie durch die gegenüber liegende Kammerthüre.

"Ich hatte nun hinreichend Muße, mich in der Stube umzusehen. Die Einrichtung war einst gewiß recht nett. Lauter polierte Rußbaummöbel; aber die Politur erblindet, die Möbel schadhaft und mit Staub bedeckt. Ein Sofa mit zerrissenem Überzug, vor dem Sofa ein Bodenteppich in schreienden Farben und schmutzig, wie auch der Stubenboden. Über dem Sofa ein Spiegel mit Goldrahmen und einem zersprungenen Glaße, an der Wand ein reichgezeichnete Regulator, der aber wegen mangelnden Pendikels längst in Ruhestand gesetzt schien. Der Tisch war bereits fürs Mittagessen gedeckt, aber statt des Tischtuches ein schmutziges Wachs-tuch, ganz ordinäre irdene Teller nebst Blechlöffeln und schadhafte Bestecken. Kurz die Wohnstube des braven Christian Berndt machte den Eindruck einer trostlosen Verkommenheit. Und als nun nach einigen Minuten die Hausfrau wieder erschien, machte sie auf mich, in ihrem aufgedonnerten Sonntagsstaate, fast einen noch widerlicheren Eindruck als in ihrem Nachtmittel. Ihr Haupt war geschmückt mit einer reich ausgestaffierten Haube, die den Verdacht erregte, daß sie, als sie noch neu und sauberer war, in der Residenz salonfähig gewesen, und das reichgarnierte, verblaßte und etwas verschliffene Seidenkleid paßte vollkommen zu dem bedenklichen Kopfputz, und seine umfangreiche "Tourniere" hatte offenbar in ihrer Jugend die Rückseite einer Dame der feinen Gesellschaft geschmückt. Sie machte einen Knix und zwang ihr Gesicht zu einer sauer süßen Miene: "Und was verschafft mir die Ehre, Herr Hinkender?"

"Nun, ich wollt' einmal sehen, wie es Ihnen geht, Ihnen und Ihrer Schwester. Wir sind ja noch alte Bekannte von Vietighausen her. Sie haben in der Residenz gedient, in einem vornehmen Haus?"

"Frau Berndt ließ sich auf dem Sofa nieder und mußte mit ihrem seidenen Kleid geschickt einige zerrissene Stellen des Sofas zu verdecken.

"Ja, beim Bankier Goldfuchs. Ein feines Haus, nicht so weit im Löwen in Vietighausen bei der geizigen Frau Martin und den dummen Bauern."

"Was? Das hat sie gesagt?!" fuhr Frau Martin auf. "Ihre eigenen Worte!"

"Das Laster!" rief die erbohte Frau und machte mit der Stricknadel einen Ansfall, als wolle sie jemand erstechen. Auch die andern Zuhörer fuhren von ihren Sitzen auf.

„Sitzen bleiben, meine Herren, nicht aufregen,“ beschwichtigte der Hinkende, „sonst kann ich nicht weiter erzählen: Die Erinnerung an das Bankierhaus wirkte offenbar erweiternd auf die Greta in ihrem seidnen Rock, sie wurde gesprächig und vertief in einem muntern Plauderton: „Ja wohl, ein guter Dienst nach all' der Pladeret und Hungerleideret im Löwen. Es war wie ein Sprung aus der Hölle in den Himmel!“

Frau Martin frampfte die Hände zusammen, als wolle sie jemand erwürgen.

Der Hinkende nahm von diesem erneuten Mordanfall keine Notiz und ließ Frau Greta weiter erzählen: „Herr Goldfuchs hatte nicht umsonst seinen Namen. Seine Goldfische flogen nur so, daß es eine Freude war, und ist auch für unsereins manches abgefallen.“

„Ei, abgefallen, wie so?“

„Frau Greta lachte verächtlich: „Na, die Gnädige, die kümmerte sich um die Haushaltung gar nichts. Erstens verstand sie nichts davon und zweitens hatte sie keine Zeit dazu. Bis elf Uhr im Nest liegen, Kaffeewisiten, Landpartien, Theater, Konzerte, Vorlesungen, Hofmacherei, und was weiß ich alles. Dem gnädigen Herrn war es nicht gemüthlich im Hause, der suchte sein Vergnügen auch auswärts und ließ die Dienerschaft wirtschaften. Die Gnädige gab mir jeden Tag das Wirtschaftsgeld. Ob ich die Einkäufe bar bezahlte oder auf Rechnung nahm, darnach fragte sie nicht. Ha, ha, ha, Hinkender, Ihr könnt Euch denken, daß ich dabei nicht zu kurz kam.“

„Aber Frau Greta,“ sagte ich, „Sie werden doch nicht unredlich gewesen sein?“

„Ach was,“ erwiderte sie, „wenn man sieht, wie die Herrschaft das schöne Geld verschwendet, und wie die Dienerschaft es treibt. Der Kutscher wurde fett von dem Haber, den die Pferde des gnädigen Herrn nicht zu fressen bekamen; der Diener sagte: „Ich bin auch ein armer Kerl“, und steckte die für die Armen bestimmten Almosen in seine eigene Tasche, und die Köchin fütterte sich und ihren Drogoner mit den feinsten Federbissen. — da mühte man ja ein Narr sein, wenn man nicht auch ein wenig zugreifen wollte.“

„Das ist ja schrecklich! So eine liebedliche vornehme Herrschaft ist ja eine wahre Pflanzschule für Diebe und Verräther!“

„Ganz richtig, Frau Martin, und es ist eine große Verantwortung, die eine so nachlässige gnädige Herrschaft auf ihr Gewissen ladet. Doch lassen wir Frau Greta weiter erzählen: „Und dann die vielen Trinkgelder,“ fuhr diese schmunzelnd fort, „und — na die Gnädige hatte auch ihre Muden, und ich mußte viel Ärger schlucken, aber wenn sie guter Laune war, schenkte sie mir von ihren Kleidern. Der Seidene da,“ — Frau Greta erhob sich und warf einen bewundernden Blick auf ihr Kleid — „der ist auch von der Gnädigen, und ich sag' Euch, Hinkender, am Sonntag in der Kirche hätte man mich für eine Baronin halten können. Fünf Jahre war ich an dem Platz und hatte mir ein schönes Stümchen erspart. Ach wäre ich dort geblieben. Da stach mich aber der Haser, und der Satan trieb mich, meinen alten Schatz, den Christian Berndt, zum Mann zu nehmen, und das war mein Unglück!“

„Ei, ei, der Christian war doch ein so braver, solider junger Mann?“

„Ja, er stunkerte mir viel Schönes vor von seinen großen Ersparnissen, von seinem schönen Verdienst, von dem hübschen Häuschen, das er sich als Eigentum erwerben könne. Da ging ich auf den Heim und — na, und heiratete ihn.“

„Nun, ich denke, Sie werden sich glücklich geschätzt haben, einen so braven Mann zu bekommen. Wie sagt doch Schiller:

Raum ist in der kleinsten Hütte

Für ein glücklich liebend Paar!“

„Was, dummes Zeug,“ erwiderte Frau Berndt gereizt, „kleinste Hütte und liebend Paar! Gleich anfangs gab's Streit. Der geizige Christian wollte alles ganz einfach eingerichtet haben. Tannene Möbel! Lächerlich! Ich aber war es besser gewohnt und setzte es durch. Bei mir mußte alles nobel sein.“

„Ja, ja,“ sagte ich und warf einen Blick auf die noble Einrichtung. „Aber . . .“

„Weiß schon, was Ihr sagen wollt,“ erwiderte Greta mit einem Anflug von Verlegenheit, „aber ich habe keine Magd, um die Sachen in Ordnung zu halten, und habe sonst alle Hände voll zu thun. Im Anfang ging's auch ziemlich gut. Die Einrichtung hatte zwar vieles Geld gekostet, aber meine Ersparnisse hielten noch vor. Ich habe aber nicht geheiratet zum Hungerleiden, bin das Knappen und Geizen nicht gewohnt, da gab es viel Streit und Hader, und als nun ein es Tages der Christian mir in hellem Zorn entgegen schrie: Jetzt ist aufgehaut, mein Erspartes ist beim Teufel, jetzt müssen wir von meinem kleinen Verdienste leben, und an allem sei ich schuld. — da ging das Glend an. Mit dem Christian war kein Auskommen mehr und schließlich fing der Glende auch noch das Saufen an. Um das Unglück voll zu machen, kam auch noch der Bub! Ihr glaubt nicht, was man mit solch einem Valg für eine Last hat. Ach Gott, ach Gott, Hinkender, ich bin ein geschlagenes, ein unglückliches Weib. Und ich hab' es doch vorher so gut gehabt in der Stadt, — ein so schöner Dienst. Da schauet hin,“ dabei zeigte sie auf den gedeckten Tisch, „mit silbernen Löffeln haben wir angefangen und bis zu den Blechlöffeln sind wir gekommen. Nächstens brauchen wir gar keine Löffel mehr. Kartoffeln und Hering! Ist das ein Fressen für den Sonntag? Ha, ha, ha! Darf ich Euch einladen, Hinkender?“

„Ich hatte genug,“ sagte der Hinkende, „bei diesem Weibe war jedes Mahnwort verschwendet, und die Rückkehr ihres Mannes, des braven Christian, den sein Weib zum Lump gemacht, wollte ich nicht abwarten. Ich empfahl mich: „Will Ihrer Schwester Lina nebenan auch einen Besuch machen!“ Da sprudelte aber aus dem Munde des erbosten Weibes ein solcher Schwall von Ehrentiteln über die Lina, daß ich eilig den Rückzug antrat.“

„Und nun, Löwenwirt, noch einen Schoppen, ehe ich die Schwelle des leichtsinnigen Anton betrete. Der Haushalt des armen braven Christian hat mich durstig gemacht!“

„Na, da werden wir auch etwas Schönes erleben,“ jammerte Frau Martin. „Die arme Lina! Die wird der liebedliche Anton auch ruiniert haben wie die Greta ihren Christian!“

„Wollen sehen, Frau Martin,“ fuhr der Hinkende fort. „Wie ich schon gesagt, machte das Häuschen nebenan einen freundlichen Eindruck mit seinem hübschen Blumengärtchen und seinen hellen Fenstern.“

„Natürlich,“ schaltete Frau Martin ein, „der eitle Geiz, der Anton, hat stets sein Geld verschwendet, um sich und sein' Sach' herauszuputzen.“

„Ich betrat einen sauber gehaltenen Hausflur und warf durch die geöffnete Hintertüre einen Blick in einen langgestreckten Nutzgarten, der in wohlgeordneten Beeten mit Erbsen, Bohnen und allerlei Gemüsen be-

pflanzt war. Der Ruggarten war vom Hause durch einen kurz geschorenen Rasenplatz getrennt, der als Bleichplatz diente, denn er war mit blutweißer Leinwand bedeckt. Aus den Fenstern des nebenan liegenden Stalles streckte eine Kuh den Kopf heraus und schien in tiefstimmige Betrachtung versunken beim Anblick einer jungen hübschen Frau, die, hochaufgeschürzt, mit großem Eifer die Leinwand begoß.

„Guten Tag, Frau Schmidt,“ sagte ich. Die junge Frau ließ halb erschreckt die Gießkanne sinken und streifte ihr Kleid herunter. „„Jesses, der Hinkende,““ sagte sie nach kurzem Besinnen.

„Ja, der Hinkende. Wollte mal sehen, wie es Ihnen geht, Frau Vine. Gut, wie es scheint?““

„Je, die Freud! Was wird mein Mann sagen? Seid willkommen, lieber Hinkender!““

„Die Kuh schien es auch für passend zu halten, mich mit einem lauten „Muh“ zu bewillkommen. Frau Vine lachte: „Seht, Hinkender, sogar meine Bleß hat eine Freude, daß Ihr da seid! Sie schaut mir jedesmal zu, wenn ich meine Wäsche begieße!““

„Und sogar am Sonntag sind Sie so fleißig?““

„Soll meine Leinwand, mein Stolz und meine Freude, nicht auch ihren Sonntag haben? Und ich meine, eine Sonntagssonne bleicht noch schöner als an einem Werkeltag. Aber nun kommt herein, Hinkender, es ist gerade Essenszeit, und Ihr werdet uns doch die Ehre schenken und unser Gast sein?““

„In der Stube sah es freilich anders aus als in dem Heim ihrer Schwesternebenan. Das kleine Zimmer glänzte ordentlich vor Nettigkeit und Sauberkeit. Der Boden war mit weißem Sand bestreut, die Wände

waren nicht tapeziert, aber blendend weiß gestrichen und mit einem kleinen Spiegel, mit einer Kuckucksuhr und mit einigen hübschen Oldruckbildern geziert; die Möbel von Tannenholz mit Eichenholzfarbe gestrichen. Neben dem Dien stand eine lange Ruhebank. „Das ist mein Kanapee,““ sagte Frau Vine lächelnd, „und zugleich auch meine Milchstie.““ Dabei hob sie den Deckel und zeigte mir eine Reihe gefüllter Milchbüchsen. „Eßt Ihr gerne Sauermilch oder Pivveleskäs, Hinkender? Es ist meinem Anton sein Lieblingessen.““

„In der einen Fensternische stand ein kleiner Käftchen und daneben ein Spinnrad mit einer vollen Stunfel. „Ei, Frau Vine,““ sagte ich, auf das Spinnrad deutend: „das ist ein seltenes Geräthe, das habe ich schon lange nicht mehr gesehen. Steht es vielleicht nur als Bierat da, oder lassen Sie es wirklich schnurren?““

„Die junge Frau lachte hell auf. „Freilich lasse ich es schnurren. Glaubet Ihr, die Leinwand draußen auf dem Bleichplatz habe ich gekauft? O nein, alles habe ich selbst gesponnen. Ich weiß wohl,““ plauderte sie

weiter, „man kauft es sonst ebenso wohlfeil im Laden, ist aber nicht so dauerhaft wie Handgespinnst. Und dann, was soll ich treiben an den langen Winterabenden? Der Anton kommt erst abends 7 Uhr aus der Fabrik, nach dem Nachtessen geht er auch zum Biere, der gute Mann muß doch auch seine Erholung haben, öfter aber bleibt er bei mir, und während ich spinne, liest er mir etwas vor aus Eurem Kalender, Hinkender, oder aus sonst einem guten Buch. Es sind meine glücklichsten Stunden. Und wenn der Weber mir ein selbstgesponnenes Tuch ins Haus bringt, dann lege ich es mit einem freudigen Stolz in meinen Wäschekrant.““

„Respekt davor,““ sagte ich und gab ihr die Hand, „Sie sind eine brave Frau, Sie . . .““

„Was „Sie,““ unterbrach sie mich eifrig. „Als ich noch ein Mädchen war, da waret Ihr stets liebevoll gegen mich und duztet mich, warum bin ich jetzt auf einmal für Euch eine Sie geworden?““

„Nun denn,““ antwortete ich fast gerührt, „so sei es denn wieder das väterliche Du. Du bist eine brave Frau, Vine, und dein Anton scheint auch ein tüchtiger Mann geworden zu sein. Er war ein bißchen ein leichtlebiger Burche und . . .““

„Freilich,““ lachte Frau Vine, „aber bei seinem Leichtsinne hatte er ein gutes Herz. Da hab' ich es gewagt und durste es nicht bereuen. Im Anfang da wollte er manchmal etwas über die Schmir hauen. Aber eine Frau, die ihren Mann so recht von Herzen lieb hat, die bring's zustande gebracht. Mein Anton ist ein Muster von einem Ehemann, und ich bin eine glückliche Frau.““

„Da ist meine Prophezeiung freilich zu Schanden geworden,““ sagte die Frau Löwenwirtin etwas kleinlaut. „Aber ich sage gottlob! es wäre jammer schade gewesen für die brave Vine. Aber nun weiter, Hinkender, ich bin zu begierig, was jetzt noch kommt.““

Der Hinkende fuhr in seinem Berichte fort: „Der Tisch für das Mittagessen war bereits gedeckt, ein etwas grobes, aber reines Tischtuch, die Teller und Bestecke einfach, aber blank gepulvt.““

„Seid Ihr schon zu viert?““ sagte ich und wies nach dem Tische, auf dem vier Gedecke lagen.

„Ja, viere sind wir schon, aber nicht so, wie Ihr denkt,““ entgegnete die junge Frau lachend. „Mein Mann, mein Bub, ich und der alte Marte.““

„Der Bube ist ja selbstverständlich; aber der alte Marte? Wie ist's mit dem? Ein Verwandter von Euch?““

„Nein, kein Verwandter. Ein alter Hüttenarbeiter, der im vorigen Jahr seine Frau verloren hat. Seine Söhne sind anderwärts in Arbeit, und weil nun der



„Guten Tag, Frau Schmidt!““ sagte ich.

alte brave Mann so allein stand, und fast hilflos, so haben wir ihn aufgenommen. Er wohnt droben im Siebelfämmerchen und hat auch sein Essen bei uns; dafür hilft er mir im Garten und im Feld und besorgt mir die Bleß, und für das Essen giebt er eine kleine Vergütung. Er ist ein recht braver und unterrichteter Mann, und ich bin recht zufrieden."

"Das ist brav von Euch. Und dein Mann, ist er auch einverstanden mit dieser Einquartierung?"

"Ei natürlich! Er hat ihn mir ja ins Haus gebracht! Kameraden müssen einander helfen in der Not, hat er gesagt. Und der alte 68 jährige Mann ist glücklich, daß er ein Plätzchen gefunden hat, wo er sich wohl fühlt und sich auch noch ein wenig nützlich machen kann. Es ist gar so traurig, im Alter so allein in der Welt herumzubantieren."

"Da wurde unsere Unterhaltung unterbrochen durch ein Geschrei in der Nebenkammer."

"Das ist der Christiauchen! Er wacht immer auf, wenn es Essenszeit wird," rief Frau Yine und verschwand eilig durch die Kammerthüre."

"Nach einigen Minuten erschien sie wieder, einen Prachtbuben, von etwa 3 Jahren, an der Hand führend. Sie hatte ihn in der Geschwindigkeit in den Sonntagsstaat gesteckt."

"Er hat heute zum erstenmale Hosen an, ist er nicht ein Staatsjunge? Seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten."

"Und in der That, es war ein hübscher kleiner Bürsche mit roten Bäckchen, blonden Ringelhaaren und blauen Augen. Strogend von Gesundheit."

"Gebe dem Herrn eine Patzschand!"

"Doch der kleine Mann schien keine Lust zu haben, dem Befehl seiner Mutter Folge zu leisten, mit einem bedenklichen Blick auf meinen Stelzfuß trat er schüchtern näher, und statt einer Patzschand berührte er mein hölzernes Bein, und fragend zu seiner Mutter aufschauend, sagte er: "Hotto?"

"Freilich, Hotto," sagte ich und hob den kleinen Schelm auf meine Knie. Und nun ging es los:

"Hotto, hotto, Köhse, 3-Baden ist ein Schöföle"

und der kleine strampelte und jauchzte vor Vergnügen, und die Yine sah mit strahlenden Augen den Reiterkünsten ihres Lieblings zu."

"Christiauchen, der Vater kommt."

"Oha!" rief der kleine Reiter, kletterte von seinem Pferde herunter und rannte gegen die Thüre. Die Schwelle überschritt Anton Schmidt mit seinem alten Kostgänger. Anton in seinen hohen, glanzgewichsten Stiefeln, einer hübschen Toppe und mit seinem braunen Vollbart war eine stattliche Erscheinung. Er hob den

kleinen Strampler in die Höhe und gab ihm einen Schmatz: "Guten Tag, Yine, du hast Besuch? Ah, der Hinkende! Willkommen! Das ist eine Freude," und er schüttelte mir herzlich die Hand. "Ihr seid doch unser Gast? Jetzt zu Tische, ich hab' einen Bärenhunger."

"Das war eine fröhliche Tischgesellschaft, und wader wurde eingehauen. Erbfeinderei mit Sauerkraut und Schweinerippchen. Mein Leibessen. Es war prächtig und ich wunderte mich nicht, daß die guten Leute so behaglich und gut genährt dreinschauten, daß es eine Freude war."

"Unter anderem erzählte ich auch von meinem Besuche bei der Grete."

"Das ist eine tolle Wirtschaft," sagte Anton.

"Der Berndt thut mir leid, denn er war ein braver Kerl, ein guter Kamerad und ein tüchtiger Arbeiter."

"Er war? Ist er's nicht mehr?"

"Leider Gottes nein. Es geht stark bergab mit ihm. Ich fürchte, denen dort drüben ist nicht mehr zu helfen."

"Nicht durch unsere Schuld," eiferte Frau Yine, "sie ist ja meine leibliche Schwester, wir haben für sie gethan, was wir konnten, aber

"Aber," fuhr Anton fort, "aber mehr zu thun, konnte ich nicht verantworten. Ich habe für Weib und Kind zu sorgen, und unser Herzenswunsch ist es, uns dieses Häuschen als Eigentum zu erwerben, da durfte ich nicht fernerhin mein Erspartes zum Fenster hinauswerfen, auf Nimmerwiedersehen."

Und als mein Geldbeutel nicht mehr für sie offen war, da hatte es mit der Freundschaft

und mit der Verwandtschaft ein Ende und sie sind uns jetzt spinnefeind. Die Grete hat die Hauptschuld, bei ihrer vornehmen Herrschaft in der Stadt hat sie die Großthuererei, die Lieberlichkeit und die Schlampererei gelernt, das war für das leichtsinnige Ding eine böse Schule, und das war eine schlimme Aussteuer, die sie mit in die Ehe brachte. So lange seine Ersparnisse und ihr Zusammengestopfenes vorhielten . . ."

"Aber, Anton!"

"Ja, ihr Zusammengestopfenes; — da lebten sie in floribus, der Christian war zu gutmüthig und zu schwach, um seinem leichtfertigen Weibe den Meister zu zeigen, und so war der kleine Haushalt bald ruiniert. Der Mann suchte sein Glend im Wein zu erlösen, sie selbst verlotterte und verschlammte, ihr armer Bub' verflümmert, und das Ende vom Lied wird bald gepiffen sein. Drum sag' ich, so ein städtischer Dienst ist ein Verderben für ein braves Mädel. Hol's der Teufel!"

"Bei diesem Kernspruch fuhr aber Frau Yine etwas



"Hotto, hotto, Köhse, 3-Baden ist ein Schöföle."

erregt auf: „Aber Anton! Man wirft doch nicht so alles in einen Topf. Auch ich hab' in der Stadt im Dienst gestanden und das hast du doch nicht zu beklagen?“

„Nein, mein Schatz,“ sagte Anton beschwichtigend und gab seiner Frau über den Tisch hinüber die Hand.

„Du bist eben eine Ausnahme von der Regel, und eine Ausnahme war auch deine Herrschaft, die war ein wahres Muster!“

„Nun, und wie war denn diese Musterherrschaft?“ fragte ich.

„Im Anfang,“ erzählte Frau Yine, „im Anfang wollte es mir nicht recht behagen. Wenn man aus dem Löwen in Vietighausen kommt, wo die Frau Martin doch auch zum Rechten sieht und keine Unordnung und kein Verschwendung duldet . . .“

„Und keine hübschen Dienstmädchen,“ lachte der Herr Lehrer und warf dem Ratschreiber einen Blick zu.

„Dummes Zeug!“ brummte dieser.

„Unterbrechet doch den Hintenden nicht,“ eiferte Frau Martin.

„Die Yine, das gute Ding!“

„Ja,“ erzählte die Yine weiter, „wenn man aus so einem Hause kommt, da wird es einem etwas kurios bei einer andern Herrschaft. Pohnt bekam ich gerade nur halb soviel als meine Schwester, denn meine Frau war keine reiche Bankiersgattin, sondern die Frau eines kleinen Beamten mit noch kleinerer Besoldung. Da ging es knapp her. In der Küche hütete meine Frau jedes Bröckle Butter, gleich als wäre es Gold, die Eier waren ein Luxus, nur für Sonntage und Familienfeste, und jeder Pfennig wurde genau besehen, ehe er zum Kaufmann wanderte. Diese Küche und die Küche der Frau Martin, — das war ein Unterschied. Ich konnte mich anfangs nur schwer drein finden! Aber da ich einsah, daß es keine Knauferei war, sondern daß die Leuten sich darauf zu schauen hatten, mit dem kleinen Einkommen ohne Schulden auszukommen, da hab' ich rechtlich mitgeholfen und mit meiner braven Frau überlegt, wo etwas zu sparen sei.“

„Und was die Reinlichkeit betrifft, da war ich in einer guten Schule. Kein Eckchen war sicher, daß die Frau nicht hineinschaute, und jedes Stäubchen sah sie. Sie zankte nicht, aber wenn sie sagte: „Yine, bitte, hole einmal das Staubtuch,“ da wußte ich schon, was los war. Das Staubtuch hat mir im Anfang öfters Schreden eingejagt, später kam es zur Ruhe. Und der Herr erst, der war einmal ordnungsliebend, und bei aller Freundlichkeit wußte der sich in Respekt zu setzen. Was die Ordnung betrifft, da hat er mir einmal eine Lehre gegeben, ich muß heute noch darüber lachen. Ich war noch etwas schlauderig, und beim Tischdecken vergaß ich bald das oder das, und da konnte der Herr ganz freundlich sagen: „Yine, bitte, es fehlt mein Glas oder so etwas.“ Wenn sie etwas von mir wollten, sagten sie stets „bitte“ zu mir. Ihr glaubt nicht, Hintender, wie einem das wohl thut. Eines Tages aber, sie saßen schon bei Tische und ich trug eben die Suppe herein, da sagte der Herr, und er lächelte dabei: „Yine,“ sagte er, „bitte gehe einmal auf den Speicher und hole die Stehleiter herunter.“ Ich sah erstaunt auf die Frau, ob es bei dem Herrn nicht ganz richtig sei. Sie aber lächelte auch und sagte: „Bitte, gehe nur, Yine.“ Da schleppte ich die schwere Stehleiter drei Treppen herunter und stellte sie mitten ins Zimmer. „So, Yine, jetzt steige hinauf,“ befahl der Herr. „Ach, Herr,“ sagte ich, „ich fürchte mich, sie wackelt so.“ — „Thut nichts,“ erwiderte er, „nur hinauf, ich halte fest. Bist du oben?“ — „Ja,“ sagte ich zitternd. „Nun, so betrachte dir einmal von oben herab den Tisch, vielleicht

siehst du besser, als zu ebener Erde, was heute wieder an dem Gedecte fehlt.“

„Das Salzfäßchen,“ sagte ich fast weinend.

„Nichtig, das Salzfäßchen. So nun steige wieder herunter, und von heute an wirst du es nicht mehr vergessen. Ich danke!“

„Und der Herr hat recht behalten. Von dem Tag an fehlte niemals mehr etwas am Tischgedecte, und die spaßhafte Lehre über die Ordnung hatte die ernste Folge, daß ich auch in allen andern Dingen strenge Ordnung hielt.“

„Diese kleine Geschichte hatte die ganze Gesellschaft erbeitert, und selbst der kleine Christian lachte der Spur nach mit und strampelte mit den Beinen.“

„Der alte Marte, der sich bis jetzt an der Unterhaltung nicht beteiligt und seine ganze Aufmerksamkeit dem Erbsenbrei zugewendet hatte, ließ jetzt den Köffel sinken und rief: „Recht so, so war's recht! Respekt vor dem braven Herrn, der hat's verstanden!“

„Frau Yine fuhr fort zu erzählen: „Und als nun gar etwas Kleines in die Wirtschaft kam, da kam ein neues Glück, aber auch eine neue Sorge in die Familie, da gab es ein Kopferbrechen, und jetzt mußte gepart werden, daß die frühere Sparsamkeit eine wahre Verschwendung war. Es war keine Kleinigkeit und ich habe alles mit durchgemacht. Ich war Köchin, Stubenmädchen, Kindermädchen und Hausknecht, alles in einer Person. Fünf Jahre bin ich in dem schweren Dienst gewesen, und ich wäre noch da, — aber da meinte der Anton dort, es sei für ihn jetzt hohe Zeit, sich um eine brave Frau anzusehen, und da . . .“

„Und da hab' ich mir halt meinen alten Schatz geholt,“ lachte der junge Mann.

„Und du hast es hoffentlich nicht bereut,“ sagte Yine und nickte ihrem Manne freundlich zu. „Mit Liebe und Dankbarkeit denke ich aber an die braven Leute zurück, die auch ein Herz hatten für ein armes Dienstmädchen. Ich hatte einen schweren Dienst, aber ich war wie das Kind im Hause, während meine Schwester Grete in Hülle und Fülle nichts weiter war als ein Stück des liederlichen Bedientenpacks, zu ihrem und ihrer Familie Verderben.“

„Der alte Kostgänger schlug mit seiner schwierigen Faust auf den Tisch: „Freut mich von Herzen, Frau Yine, daß Ihr eine so schwere Schule durchgemacht habt. Drum ist alles so nett und blank: Mann, Weib und Kind, Haus und Hof, und deshalb fühl' ich alter, einsamer Mann mich hier so wohl, daß es Euch Gott vergelten möge!“

„Inzwischen war die Zeit meiner Mittagsrast verstrichen und ich verabschiedete mich mit herzlichem Dank bei den lieben Leuten. Frau Yine gab mir das Geleite und während sie mir im Gärtchen noch ein Sträußchen band, ward das Fenster im Nachbarhause aufgerissen und ein paar Heringsköpfe flogen auf den Mist.“

Der Hintende trank sein Glas leer und erhob sich: „Die Nacht bricht herein, es ist für mich die höchste Zeit.“ Ich habe Euch jetzt an einem Beispiel die Wahrheit eines alten Sprichwortes, aus dem man vieles lernen kann, gezeigt:

„Sechs mal sechs ist sechsunddreißig.“

„Ist der Mann auch noch so fleißig,“ fuhr der Bürgermeister fort,

„Und die Frau ist liederlich,“ lachte der Herr Lehrer. „Geht doch alles hinter sich,“ schloß der Hintende.

„Ich denke, ich habe meinen Feierabend verdient. Gute Nacht beieinander!“



Noch ein Stücklein vom Herrn Martin.



Der geneigte Leser erinnert sich wohl noch an den Herrn Martin aus dem 86er Kalender und an sein Malör mit dem Kohlkraut, was er nun einmal nicht vertragen kann. Er behauptet nämlich, daß, sobald er Wein daraufsetze, die Weinsäure sich mit dem Kraut chemisch verbinde, der Kohl frei werde und ihm zu Kopf steige. Na, also der Herr Martin ist seinen „Umstand“ noch nicht los geworden, und der Hinkende fürchtet schon, daß sein Freund besagtes Übel überhaupt nie los werden wird, denn sonst wäre ihm das folgende Stücklein nicht passiert.

Der Herr Martin hatte in Freiburg zu thun gehabt und, was auch andern Leuten schon vorgekommen ist, den Zug nach der Residenz verpaßt. Und während er in „Römischen Kaiser“ so den Fahrplan studiert, kommt ihm auf einmal eine famosse Idee (er hat nachher steif und fest

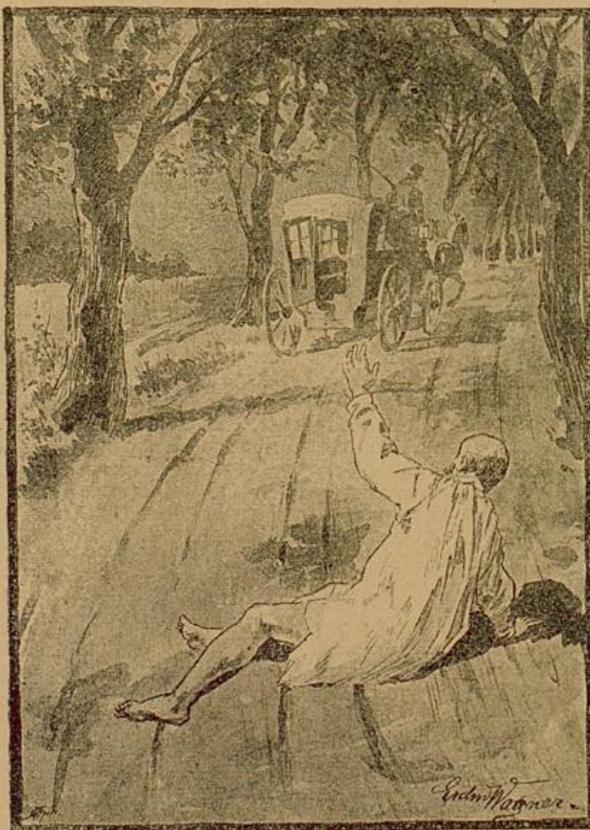
behauptet, die Idee sei nicht seinem Kopf, sondern seinem Magen entsprungen, weil er wieder einmal, trotz seiner guten Vorsätze — Kohlkraut gegessen hatte und Frankfurter Würstle dazu, natürlich auch ein paar Biertele getrunken, zur bessern Verdaunung, wie er sagt). „Halt,“ dachte Herr Martin, „morgen ist ohnedies Sonntag, da machst du eine Fahrt ins Höllethal, es langt gerade noch, wenn man ein bißchen auschreitet, und bis zur Post ist es nicht so weit. Damals ging nämlich die Post noch, wo jetzt das schraubende Dampfros durch das romantische Thal fährt. Herr Martin kam auch noch gerade recht.

„Morgen speisen wir fein,“ jagte er schmunzelnd und rieb sich die Magenregion, „Forellen, im Titiseehotel, — aber halt, vog Blis! soll ich jetzt bis Neustadt fahren oder beim Herrn Eigler in Titisee übernachten? Daß mir das jetzt erst einfällt! Na, ich kann mir's ja unterwegs überlegen.“

Also machte es sich Herr Martin in dem großen Omnibus bequem und er konnte es, denn er war der einzige Passagier, und so streckte er sich der Länge nach auf dem gepolsterten Wagenfis. Wie behaglich! Ganz wie daheim, von den Stößen des Postwagens merkte er einstweilen noch nichts, aber seiner angekohlten Phantastie wurden sie um so verhängnisvoller. Ganz wie daheim! So pflegte er sich ja allabendlich auf seinem alten Sofa von des Tages Last und Mühen auszu-ruhen, und da blieb er auch regelmäßig liegen, bis es

ihm unbequem wurde und er es vorzog, sein Bett aufzusuchen. Bis er sich aber dazu entschließen konnte, dauerte es in der Regel sehr lang, und er war es gewöhnt, daß keine Lampe mehr brannte, wenn er aufwachte, denn seine Frau (sie geht schon um neun Uhr zu Bett) hat die sehr vernünftige Ansicht, daß man zum

Schlafen kein Licht brauche; außerdem fürchtet sie, ihr Mann könne daselbe einmal in der Schlaftrunkenheit umwerfen. So war denn Herr Martin schon seit bald zwanzig Jahren jede Nacht im Dunkeln zu Bette gegangen. Wenn er sich dann von dem Sofa erhob, so hatte er gewöhnlich das dümmste Zeug geträumt, wie einem das ja häufig passiert, wenn man schlecht gebettet ist. Aber so toll und so lebhaft wie heute doch noch nie! Ha, ha, ha! War es ihm doch gewesen, als sei er statt nach Hause bei Nacht und Nebel ins Höllethal gefahren und zwar zum Vergnügen!



Im nächsten Augenblick sah Herr Martin auf der Landstraße und zwar im Hemb.

„Schäme dich, Martin!

Dein Kopf wird nachgerade recht schwach von dem vielen — na, ich will dir am späten Abend nicht noch eine Strafpredigt halten. Jetzt machst du ins Bett kommst! Das muß ja ein fürchterliches Wetter sein," fuhr Herr Martin in seinem Selbstgespräche fort, „die Fensterscheiben zittern ja, daß man glauben könnte, der jüngste Tag sei im Anzug. Wahrhaftig, ich glaube, ich habe eben einen Erdstoß verspürt.“

Unter diesen Betrachtungen und Beobachtungen hatte Herr Martin angefangen, sich auszukleiden (er that dies stets auf dem Wohnzimmersofa, um seine Frau nicht zu wecken) und — „na, wo ist denn die Schlafzimmerschüre — endlich, gottlob, daß ich zu Bett komme, mir kommt heute überhaupt alles so sanderbar vor.“

Und das war kein Wunder, denn die vermeintliche Schlafzimmerschüre war die Thür des Postwagens und im nächsten Augenblick sah Herr Martin auf der Landstraße und zwar im Hemd. „O Kreuzmillionendommwetter, da soll aber doch gleich — zu Hilfe! Postillon, halten!“ Herr Martin war wieder ganz zu sich gekommen und sprang dem Postwagen nach. „Postillon, halten!“ Der hörte aber nichts, denn er schlief und die Pferde gingen in langsamem Schritte dahin, so daß Herr Martin den Wagen in wenig Augenblicken wieder eingeholt hatte. Der Postillon hatte noch nichts gemerkt. „Er braucht es auch nicht zu merken," dachte Herr Martin und im nächsten Moment hatte er das Trittbrett erreicht. Er fröstelte. Kalt wehte der Thalwind ihn an, schnell fuhr er in die Kleider.

Wer das Hölleenthal kennt, kennt auch den „Sternen“. Dort stieg Herr Martin ab, ließ sich ein Zimmer geben und begab sich schleunigst zu Bett und blieb darin liegen, bis am andern Tag die Glocke zur Wirtstafel rief. Seine Befürchtung, sich durch sein Abenteuer eine schwere Erkältung zugezogen zu haben, war glücklicherweise grundlos und die blaugefotenen Forellen, von denen er behauptet, daß er nie delikatiere gegessen habe, trösteten ihn vollends über sein Mißgeschick. Das Schlafen auf dem Kanapee vor dem Zubettegehen hat er sich von dem Tage an abgewöhnt. Er hat auch sonst noch einen guten Vorsatz gefaßt, den der geneigte Leser wohl erraten wird. Der Hinfende ist nur begierig, ob er ihn jetzt auch einmal ausführt.

Derbe Kritik.

Ein Fürst hatte sich auf der Jagd verirrt und wurde von einem Bauer, der ihn für einen gemeinen Reiter hielt, wieder auf den rechten Weg geführt. Der Fürst fragte den Bauer, was er denn von seinem Landesfürsten hielte. „Unser Fürst," versetzte der Bauer, „wäre schon recht, aber seine Frau, die Here, ist nicht wert, daß sie der Teufel holt.“ Der Fürst lachte, und als er nach Hause kam, erzählte er es der Fürstin. Diese wollte durchaus Genußnahme haben. Der Bauer wurde also nach Hofe geholt und in Gegenwart der Fürstin gefragt, ob er noch wisse, was er unlängst von der Fürstin zu einem Reiter gesagt hätte. Der Bauer versetzte: „Was wußte ich, daß der Salunk, dem ich es gesagt, mich verraten würde!“ Die Fürstin fing herzlich an zu lachen und sagte: „Ich für meinen Teil bin zufrieden, der Bauer soll Gnade haben, der Fürst kann seinen „Halunken“ einstecken.“

Greiser Zeitstaterender für 1891.

Das Stiftungsfest in Rummelsburg und seine wohlthätigen Folgen.



Herr Gottlieb Muffel hatte seine 30 Jährchen sich abgeschunden in seinen Geschäfte, hatte Backsteinkäse ausgewogen und neue Heringe vom vorigen Jahre in alte Zeitungen gewickelt, hatte dem gestoßenen Pfeffer durch trockene Brodkrümmelchen und dem Zimmet durch gemahlene Mandelschalen und zerriebene Cigarrentischen die schädliche Schärfe benommen — kurzum er hatte nach dem bewährten Grundfatz gehandelt: „Schmutzige Arbeit — blankes Geld“, — er hatte sich zur Ruhe gesetzt und war „Privat“ geworden. Seine Ehe war leider kinderlos geblieben, das Geschlecht der Muffel starb mit ihm aus und sein Schild mußte ihm einstens in die Gruft mitgegeben werden, deshalb widmete er sich auch mit voller Uneigennützigkeit dem Wohle seiner Mitmenschen.

Er hatte es weit gebracht — er war Gemeinderat, Bezirksrat, und da er auch im Verwaltungsrat der Feuerwehre war, konnte er sich im vollsten Sinne des Wortes einen Mann bei der Spritze nennen. Er war mehreremale Kandidat für das Abgeordnetenhaus gewesen, und sein Vetter, der Herr Ministerialrat, hatte schon leise Andeutungen gemacht, es könnte wohl einmal so ein buntgefiederter Pievovogel in seinem zweitobersten Knopfloch hängen bleiben.

Herr Gottlieb Muffel, die Fierde seines Geburtsstädtchens, war dort „Peterle auf allen Suppen“. Mit seiner Mine lebte er leidlich gut; die beiden Leutchen pasten gar nicht schlecht zusammen.

Auch „es“ wollte hoch hinaus, nur — durfte es nicht viel kosten. Ihr Grundfatz war:

Vornehm thun und aufwärts streben,
Thaler zeigen — aber keine geben. —

Da war nun freilich Ehren-Gottlieb anders geartet. Er ließ es gerne laufen, besonders wenn es seine Stellung verlangte, und diese verlangte es öfter, als es Frau Mine lieb war. Der gute Muffel litt nämlich an einer bösen, kostspieligen Zeitkrankheit — der Vereinsmischelei. Er war Mitglied von Sängern, Turn-

Krieger-, Verschönerungs-, gemeinnützigen, Geflügelzucht-, Touristen-, Kunst-, ja sogar von Athleten- und Velocipedistenvereinen, und da er fast überall Vorstandsmitglied war, mußte er in einer Weise „blechen“, daß er deshalb mit Dame Mine mehr wie einmal in schweren Kampf geriet, da dieselbe für all diese edeln Bestrebungen keinen Sinn hatte und alles für eitel Schwindel und Gelegenheitsmacherei von Saufmetzen erklärte.

Gottlieb hatte aber seinen Kopf, vorstandelte ruhig weiter, blechte geduldig, machte alles mit und war allmählich der „Jubelgötze“ des ganzen Bezirks geworden. Seine Stellung verlangte es einmal.

Da geschah es, daß die „Eintracht“ in Rummelsburg ihr 50jähriges Stiftungsfest feierte. Fünfzig Jahre sind eine lange Zeit. Als die „Eintracht“ zum erstenmale ihren Sang ertönen ließ, da gab es in Deutschland noch keine Eisenbahnen und Telegraphen, kein Gas und keine Nähmaschinen; wer einen schwarz-rot-goldenen Uhrenbündel trug, wurde rücksichtslos eingesperrt, und vom deutschen Vaterland zu sungen und zu sagen, war höchst gefährlich. Die „Eintracht“ hatte in dieser langen Zeit viele, viele falsche Noten gesungen und viele, viele Male ihre Statuten geändert, — aber sie bestand immer noch in festem Gefüge und hatte viele Einrichtungen überdauert, welche sich vermessen hatten, bis ans Ende aller Dinge bestehen zu wollen. Nun feierte die „Eintracht“ den 50sten Jahrestag ihrer Gründung und der sollte großartig gefeiert werden.

In alle Welt hinaus waren Einladungen ergangen, so auch in das Landstädtchen, in welchem Herr Gottlieb residierte. Es wurde beschlossen, daß sämtliche Vereine durch Abordnungen vertreten sein sollten, und da Müffel bei allen Vereinen Mitglied, bei einigen Vorstand war, konnte er nicht zurückbleiben. Es war aber noch ein anderer Beweggrund, der ihn zur Beteiligung veranlaßte.

Der regierende Graf von Rummelsburg-Rommelshausen war der Protektor der Rummelsburger „Eintracht“.

„Regierender“ Graf war zwar nur ein schmückender Titel; der hohe Herr hatte nichts mehr zu regieren — der Reichsdeputationshauptschluß von 1802 hatte seine Regierungstätigkeit schon längst auch zum Schluß gebracht, wie so vieles andere —, allein er war dennoch ein mächtiger Herr. Sein gewaltiger Besitz, und vor allem seine hohe Sippe — auch der wirkliche Landesherz war mit ihm verschwägert —, verschafften ihm großen Einfluß. Müffels Geburtsort gehörte nun zu dem früheren Reiche derer von Rummelsburg-Rommelshausen, der Herr Vetter Ministerialrat hatte besonders darauf aufmerksam gemacht, daß nächstens bei Rummelsburg große Jagd stattfinden würde, bei welcher der Landesherz seine Teilnahme zugesagt, daß ein hohes Jubiläum bevorstehe, und auf die Möglichkeit hingedeutet, daß von dem zu erwartenden Ordensregen auch ein Tröpflein auf das lechzende Knopfsloch des Herrn Bezirksrat Müffel fallen dürfte, wenn hohe Empfehlung u. c. —

Ja, er mußte nach Rummelsburg, seiner Stellung wegen, das sah nun selbst Frau Mine ein.

Der Zug zu dem Feste war ein gewaltiger, und unser biederer Bezirksrat bereitete sich auf große Ereignisse vor, — er war es seiner Stellung schuldig. — Zunächst wurde eine vollständige Musterung der Garderobe vorgenommen und er stellte sich in voller Gala seiner Mine vor. „Es“ fand bei flüchtiger Beschaung alles untadelhaft, und er fand sich selbst „höchstgelungen“, konnte aber einen schmerzlichen Senfzer

nicht unterdrücken, als er das leere Knopfsloch betrachtete, — das Halbduzend Vereinszeichen, so lunt sie auch waren, gewährten nur einen schwachen Ersatz. Nun — was noch nicht war, konnte bald werden.

Plötzlich entdeckte das scharfe Auge der Frau Mine einen bedenklichen Mangel.

„Jesses — Mann — Gottlieb! So kannst du nicht gehen, mit den krummgetretenen, verlogten Stiefeln. Ich hab’ immer gehört, die Lumpen erkenne man am ehesten oben und unten, am Hut und an den Stiefeln. Jesses, nein, Alter, du mußt neue Stiefel haben!“

Wenn die Mine das sagte, so war kein Zweifel möglich — neue Stiefel mußten her. Aber woher diese so schnell beschaffen? Kein heimischer Meister brachte in einem Tage ein solches Kunstwerk fertig. Aber für was war denn der Fußbekleidungsjalon des Heymann Levi da?

Die Köchin mußte alsbald hinüberspringen, ein Dutzend moderne Bottinen zur Auswahl holen, und ein Paar, mit lackierten ledernen Klappen, wurde ausgewählt.

„Sie drücken aber,“ meinte etwas kleinlaut Gottlieb. „Ach was, drücken,“ sagte Mine, „du mußt dir auch einmal etwas gefallen lassen, deine alten Zahlband-sinken kannst du nicht anziehen. Die Bottinen dehnen sich, und wenn es auch ein wenig drückt, du bist es deiner Stellung schuldig.“

Das zog. Die Lackstiefel wurden angeschafft und sogleich auf die Reise angezogen, Frack, weiße Weste und dito Glacés sowie ein fein gestärktes und gebügeltcs Hemd mit Batistbrust säuberlich verpackt, und der Rat war reisefertig. Schon morgens um 1/2 6 Uhr ging der Zug ab, und Müffel, begleitet von ein paar Duzend Vereinsbrüdern zog mit wehenden Fahnen nach dem Bahnhof. Als der Zug herankam, zeigte es sich, daß derselbe schon sehr besetzt war. Der Herr Rat hätte zwar in einer höhern Klasse fahren können, seine Mittel hätten ihm dies erlaubt und seine Stellung hätte es eigentlich erfordert, aber er durfte seine Popularität nicht aufs Spiel setzen und mußte mit den andern Brüdern in Gottes Namen in die dritte Klasse.

Es fand sich noch glücklich, daß in der Abteilung, in welche er kam, noch ein Eckplatz unbesetzt war, dessen Genuß man ihm, als dem Dicksten, zur Vergrößerung seines Sitzrammes willig überließ.

So war er auf ein paar Stunden untergebracht, sein Reisegepäck war versorgt und er hätte sich der Bequemlichkeit ruhig hingeben können, wenn — ja wenn die verfluchten Bottinen seine Hüneraugen nicht so abscheulich gedrückt hätten. Er verbiß zwar im Anfang den Schmerz, rutschte hin und her, legte bald den einen, bald den andern Fuß übers Knie, aber es half schließlich alles nicht, es war absolut nicht mehr zum Aushalten. Da kam ihm ein prächtiger Gedanke. Als gerade seine Reisegefährten in einem lebhaften Gespräche begriffen waren, benutzte er die Gelegenheit und zog unbemerkt die lackierten Folterfutterale von den Füßen. Ach — das that wohl! „Nur schlau,“ meinte er schmunzelnd. „In Rummelsburg ziehe ich sie wieder an, die Stunden bis dahin bin ich nun wenigstens ungestört, und dort, wenn ich eine Zeilang drin gelaufen bin, sind sie ausgetreten.“

Ach, leider hatte der Gute die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Es kamen immer mehr Fahrgäste, und auf der nächsten Station wurde noch ein Bäuerlein bereingeshoben, das einen ziemlichen Reisetack mit sich brachte. „Mit Verlaub, mine Herr, es thut mir leid,

daß i Ihre Ummeß mach' — aber mein Reisesack steil' i zwische mei' Fuß' und uf der nächste Station steig' i aus, do sinn Er mich los!"

Damit ließ er sich in den leeren Sitzplatz plumpfen, schob den Reisesack zwischen seine Beine und presste den unglücklichen Muffel zusammen wie einen dünnen Landjäger. „Ach Gott,“ seufzte dieser im stillen, „es ist mir gut, daß der Kerl auf der nächsten Station wieder aussteigt.“

Richtig, auf der nächsten Station stieg der Störenfried aus, schleifte seinen Reisesack herunter, mit demselben, ohne es zu bemerken, den einen Muffelstiefel zum Wagen heraus, und wünschte den Herren glückliche Reise.

Jetzt konnte unser Gottlieb sich behaglich ausdehnen. Das frühe Aufstehen und die ausgestandenen Schmerzen hatten ihn schläfrig gemacht, er lehnte in die Ecke und duselte gemächlich ein. Er erwachte erst, als ihn sein Nachbar schüttelte und ihm mitteilte, der Zug sei gleich in Kummelsburg. Jetzt war es Zeit, die Lackstiefel wieder anzuziehen. Er langte unter die Bank — richtig, da war der eine und wurde alsbald mit einiger Mühe an den Fuß gezogen. Er griff nach dem andern — ja, um Gottes willen, wo war denn der? Dem guten Gottlieb kam der Angstschweiß auf die Stirne, er legte sich fast auf den Boden und griff, so weit er konnte, unter den Sitzen herum.

„Herr Nat, haben Sie etwas verloren?“ fragte einer von der Gesellschaft.

„Ich — ich habe meinen Stiefel verloren,“ lautete die verschämte Antwort.

Da fing alles dienstfertig an zu suchen, aber hie und da hörte Muffel ein unterdrücktes Gelächter, das ihn schwer kränkte.

Es pfliff, man fuhr in den Kummelsburger Bahnhof; — der Unglücksstiefel hatte sich noch nicht gefunden.

Am Bahnhofe war ein Empfangskomitee mit einer Militärmusik aufgestellt. Zimmera — Bummara — Begrüßungsrede — Umarmungen. — Muffel suchte noch immer. Da kam der Schaffner.

„Fahren Sie weiter mit?“

„Ach nein, um Gottes willen, ich bleibe hier, — ich suche mir meinen Stiefel.“

„Was Stiefel,“ schrie der grobe Schaffner, „machen Sie, daß Sie rauskommen! Da, nehmen Sie Ihr Köfferchen.“

Hiem! schob er den Unglücklichen mit sanfter Gewalt heraus.

„Fervvrrtig!“

Ein Pfiff, die Lokomotive zog an, und da stand der Herr Bezirksrat Muffel auf dem Perron, an einem Fuße einen eleganten Lackstiefel, am andern einen weißangestrichen, alten blauen Strumpf.

Der Festzug mit dem Empfangskomitee an der Spitze setzte sich in Bewegung. Muffel stand noch immer da — er hörte den Mädelmarch in der Ferne verklingen. Der Arme stand da wie angewachsen. Da sah er den Mann mit der roten Mütze. Er stürzte hinfend auf denselben los und klagte ihm sein Leid.

Der Rotkäppler sah den blaustrumpfigen Jammermann zuerst mit großen, verwunderten Augen an, brach, als er die traurige Märe vernommen, in ein recht undienstliches Gelächter aus, lud aber, nachdem er sich gefaßt, den Verzweifelten höflich in das Telegraphenbureau ein, wo alsbald ein Telegramm an die Unglücksstation abgefendet wurde.

Von dort kam in kurzer Zeit die Antwort: „Stiefel gefunden, kommt mit Schnellzug.“

Telegramm und Antwort mußte natürlich der Nat bezahlen. Dafür erhielt er die tröstliche Mitteilung, der Schnellzug komme in etwa einer Stunde an, so lange möge er in der Restauration geduldig warten.

Das that Ehren-Gottlieb denn auch, indem er sich mit einem Beefsteak und einer Flasche Affenthaler die Zeit vertrieb. Richtig, nach etwa einer Stunde fuhr der Schnellzug rasselnd und rumpelnd in den Bahnhof und gleich darauf überbrachte ein Bahnbediensteter dem sehnsüchtig Wartenden den in Packpapier eingewickelten Malefizstiefel.

Der dankbare Muffel lohnte den Überbringer mit einem blanken Thaler und enthüllte dann, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, das Paket.

Herrgott von Mannheim — was war denn das? — Statt des glänzenden Lackstiefels kamen ein paar Fetzen zum Vorschein. Die Räder des Zuges waren darüber gegangen. Das Vorderteil war vom Hinterteil fast getrennt — es war ein schauerlicher Anblick. Jetzt was thun?

Der Bahnhofrestaureur, der von dem Eisenbahnpersonal das schreckliche Ereignis vernommen und den Betroffenen beobachtet hatte, kam teilnahmsvoll herbei.

„Ich will Ihnen Pantoffeln leihen, und während der Zeit können Sie einen Gepäckträger in die Stadt schicken und sich ein paar Stiefel besorgen lassen.“

So lautete sein Rat.

Muffel selbst hielt dies für das vernünftigste. Der Packträger wurde mit dem als Muster dienenden ganzen Stiefel abgeschickt und erhielt noch die Weisung, die Stiefel auf alle Fälle größer zu nehmen, als der Mutterstiefel war. Gewiß wollte Gottlieb wenigstens nicht mehr werden.

Der Packträger kam bald zurück und brachte ein Paar echte Marktstierstiefel, in die man zwei Bezirksratsfüße hätte unterbringen können. Was war aber zu machen? Gottlieb zog seufzend die Siebenmeilenstiefel an, zahlte die geforderten 18 Mark, gab dem Packträger den Lohn und ließ eine Droschke bestellen.

Da es schon Abend geworden, fuhr er direkt nach dem Erbprinzen, wo Quartier für ihn bestellt war. Wie wurde ihm aber, als der goldbordierte Portier sowohl als der mit einem Fischgrätenscheitel und Kotelettart geschmückte Oberkellner ihm rundweg erklärten, da er nicht mit dem Zuge, wo er erwartet worden, gekommen, sei sein Zimmer vergeben und im ganzen Hause kein Plätzchen mehr frei. Es wäre wohl am besten, sich gleich an die Quartierkommission zu wenden, die sich auf dem Rathause permanent erklärt habe.

Wütend schrie der vom Schicksal so schmäblich behandelte Muffel dem Kutscher zu, er solle ihn in drei +++ Namen zum Rathaus fahren.

Dort, im Bureau der Quartierkommission, saß noch ein Herr, welcher unsern Jubelgötze zientlich mürrisch empfing und auf dessen Bitte um Quartier gähmend nach einer großen Liste griff.

„Thut mir leid, Herr, Sie kommen sehr spät; alle besseren Quartiere vergeben; Sie müssen sich bescheiden.“ Damit riß er einen Zettel aus der Liste: „Vorstadt-schule — Turnsaal, — bitte um den Namen.“

Stolz wie ein Spanier sagte Gottlieb: „Bezirksrat Muffel von . . .“

„Thut mir leid, bleibt aber nur noch Massenquartier. Sie erfahren dort alles Wünschenswerte; alle Nachrichten für Sie selbst gehen dorthin. Guten Abend.“

„Aber mein Herr, ich . . .“

„Guten Abend, au — ten A — bend!“

Damit stand Muffel wieder vor der Thür und rief

dem schwinzelnden Droschkenkutscher zu: „Vorstadt-
schule!“

Als die Droschke an der Vorstadtschule hielt, war es schon Nacht geworden. Die Fahrtaxe war ziemlich erheblich und der Kutscher verlangte pagig ein Trinkgeld. Eufzend bezahlte Gottlieb und verfügte sich in den schon beleuchteten Turnsaal. Einige 50 Strohmatten lagen auf dem Boden mit keilförmigen harten Kopfpolstern und mit alten Wollteppichen zugedeckt. Der eigentümliche Parfüm, den diese primitiven Betten ausströmten, verrät deutlich ihre Herkunft aus der Kaserne. Von Nachtlischen, Trinkgefäßen und andern Bequemlichkeiten keine Spur. Bei jedem Neste ein sogenanntes Hospitalhockerle — das war alles.

Mit trübem Blicken schaute Gottlieb diese Schlafanstalt an. Das ärgste war ihm, daß er mit einer Masse Menschen zusammengepfercht werden sollte; er war gewohnt, Haare und Zähne während der Nachtruhe vorichtig beißeite zu legen.

Es war eine gewisse Beruhigung für ihn, daß von seinen eigenen Landsteuten, die ihn so schnöde im Stich gelassen, keiner in diesen Festschaftspferch verschlagen war. Er war hundemüde, der Appetit war ihm vergangen und so legte er sich bald auf den Sack, aber von Einschlafen war keine Rede. Gröhlend und plärrend kamen die Schlafgenossen allmählich an, es war fast Morgen, als die letzten einrückten. Dazu das schreckliche Schnarchen, die Angst, die Zähne zu verschlucken, das Klemmen der Perücke, vor allem aber die blutdürstigen braunen Kasernebewohner, die nur auf ihn, als Dyerlamm, erwartet zu haben schienen, — es war eine Höllennacht. Er konnte kein Auge zuthun, und der Morgen dämmerte bereits, als er in einen fieberhaften Halbschlummer versiel.

Pfötzlich brüllte eine fürchterliche Stimme: „Herr Bezirksrat Muffel!“

Fluchend fuhren die Schläfer empor und Muffel rief ein schüchternes „Hier!“

„Ein Schreiben vom Festkomitee,“ war die Antwort des dienstthuenden Füsiliers.

So war es. Noch am Abende hatte man auf dem Quartierante nachgeforscht, wo denn eigentlich der vermiste Muffel stecke, und hatte erfahren, daß er in der allgemeinen Schwemme der Vorstadtschule kamviere.

Das Schreiben, von dem Festpräsidenten unterzeichnet, enthielt die Nachricht, daß durch die plötzliche Erkrankung des Herrn Fabrikanten Mäusler eine Änderung in der Verteilung der Reden und Trinksprüche notwendig geworden sei. Das Komitee habe beschlossen, daß der Präsident die eigentliche Festrede halten, der Vicepräsident den Trinkspruch auf den Landesfürsten, — Herr Bezirksrat Muffel aber, der als gewandter Redner bekannt sei, einen Trinkspruch auf den Protektor des Vereins, den Herrn Grafen Witubald von Rummelsburg, ausbringen sollte. — Das war sehr ehrenvoll. Ja, es war sehr, sehr ehrenvoll, aber sehr schwierig.

Eine Rede zu halten, das war die stärkste Seite Gottliebs nicht. Ja, wenn noch der Ratschreiber dagesewen wäre, der bei solchen Gelegenheiten als Verfasser sowohl wie als Souffleur einzuspringen pflegte. Das war eine verfluchte Geschichte. Da half jedoch kein Schwanzwedeln, es mußte getanzt werden, — er war es seiner Stellung schuldig. Das Bankett war durch die verdamnte Stiefelgeschichte schon versäumt, — das Diner war nun die beste Gelegenheit, dem Grafen vorgestellt zu werden, — es mußte sein.

Herr Muffel ließ dem Komitee durch den Boten mündlich berichten, er würde punkt 10 Uhr seine Auf-

wartung machen. Der dienstthuende Kammerdiener d. h. Füsilier erhielt die Weisung, die Kindstledernen blank zu wischen, am gemeinschaftlichen Waschtroge wurde eine bestmögliche Reinigung vorgenommen, der Frack und das Bratenhemd aus den Kösserchen hervorgeholt und dann so gut, als unter den erschwerenden Umständen thunlich, Toilette gemacht.

Punkt 10 Uhr fuhr Herr Muffel, geschmückt mit den farbigen Vereinsbändern, beim Komitee vor.

Nachdem sein gestriger Unfall und sein Fehlen beim Bankett höflichst bedauert, wurde alles beredet und festgesetzt. Als dies in Ordnung gebracht war, begab sich der Rubelgötte in eine Restauration, um bei einer Flasche Wein seinen Geist aufzufrischen, und dann zu einem Friseur, wo er sich käberlich rasieren und die veringlimpftete Aegel wieder in Ordnung bringen ließ. Während dieser Beschäftigungen schlug er seine Rede zu Faden und verzeichnete sie sorgfältig in sein Notizbuch, um sie sodann, während einer Droschkenfahrt um die Stadt, eifrig zu studieren.

So kam die Zeit der Mittagstafel heran, die um 1 Uhr im Saale der Festhalle stattfand.

Gut, war das prächtig! Der Herr Graf hatte die wertvollen Tafelaufsätze und das Silber sowie aus seinem Treibhause den Blumen schmuck hergeliehen, und die rauschenden Weisen der Regimentsmusik belebten die Feststimmung. Oben präsiidierte Graf Witubald von Rummelsburg-Rommelshausen, geschmückt mit funkelnden Sternen und Kreuzen, in einer Würde und Pracht, die alle Tafelaufsätze überglänzte. Muffel war ihm porgestellt und gnädigst empfangen worden.

Das Fest verlief programmäßig. Jetzt kam der wichtige Moment, der für Gottliebs Zukunft entscheidend war. Schon seit drei oder vier Gängen war er schweigam geworden, hatte seinen Nachbarn keine Antwort mehr gegeben, ja, hie und da verstohlen einen Blick in sein Notizbuch geworfen, und unter seiner frischgelockten Perücke rannnen die Schweißtropfen hervor.

Endlich — es mußte sein — seine Stellung verlangte es — klingelte er ans Champagnerglas. Er fühlte, ohne es zu sehen, wie sich aller Augen durchbohrend auf ihn richteten. Der Graf, welcher nicht weit von ihm saß, erschien ihm wie ein silberbeschuppter Niesenfisch — es schnürte ihm die Kehle zusammen, aber — es mußte sein — Mut, Gottlieb, Mut!

Er begann: „Hohe Herren, liebe Freunde und Festgenossen! Als durch Erlass hochpreislichen Regierungsdirektoriums vom 23. Juli 1838 Nr. 8471 die Gründung der „Eintracht“ bewilligt und die Statuten anerkannt wurden — da — da — nämlich — als durch den Erlass hochpreislichen Regierungsdirektoriums vom 23. Juli 1838 Nr. 8471 — da — da — hm ja — da — als durch Erlass — Ach Gott, ich hab's so gut gekonnt — da — ja ach Gott — — Se. Erlaucht der hochgeborene Herr Graf Kunibert von Rummelsburg-Rommelshausen lebe hochhoch — hochhoch und abermals hochhoch!“

Was war das? Mit dem Hochrufen ertönte ein laut-schallendes Gelächter, welches in den Pausen zwischen den Tuscheln der Musik deutlich hörbar wurde.

Was war das? Der Herr Graf stand auf, warf die Serviette weg und verließ mit hochgerötetem Antlitz die Tafel; kaum konnten die Komiteemitglieder ihn folgen. Ja — was war das?

Als der Herr Graf die Festhalle verlassen, trat eine drückende Stille ein, der sodann eine sehr erregte Unterhaltung folgte. Muffel, der ahnungslose Muffel schaute zuerst ganz erstarrt in die Luft, dann ermannete er sich

und fragte, was denn eigentlich geschehen sei. Da erfuhr er dann zu seinem Schrecken, daß er, er allein die Ursache der ganzen Verwirrung sei. Er — der Unglücksmensch, hatte statt des Grafen Witubald — den Grafen Kumbert leben lassen. Nun war der Graf Kumbert allerdings der einzige Sohn und Erbe des regierenden Grafen Witubald, allein zwischen Vater und Sohn herrschte Todfeindschaft.

Kumbert war Offizier gewesen, hatte in der Hauptstadt, wo er viel viel Geld verlor, schließlich seinen Abschied genommen und — eine Tänzerin geheiratet.

Der Vater Witubald war wütend, und da er dem Entarteten nichts gab als seinen Fluch, fing dieser gegen den eigenen Vater einen Rechtsstreit an und hatte richtig das mütterliche Erbe herausprozessiert. Daher der unnatürliche Haß des Vaters gegen den Sohn, und nun hatte Muffel, der Bockvogel, den Sohn leben lassen, den Sohn, dessen Namen auszusprechen bei höchster Ungnade verboten war. Das war schrecklich.

Muffel saß wie auf Koblen. Endlich war das Mahl zu Ende und der Präsident winkte ihm auf die Seite: „Herr Rat,“ sprach er sehr ernst, „Sie haben uns in eine schmäbliche Verlegenheit versetzt, die uns so ärger ist, als wir für den heutigen Tag auf eine größere Schenkung des Herrn Grafen hoffen durften, welche bei der traurigen Finanzlage des Vereins höchst wünschenswert wäre. Ich muß dringend bitten, daß Sie bei Sr. Erlaucht sich demüthigt entschuldigen, und ich muß darauf bestehen, daß dies bald geschieht. Wir bringen heute abend dem Herrn Grafen einen Fackelzug; Sie werden sich der Deputation anschließen, welche der Herr Graf zu empfangen geruhen, und da haben Sie die beste Gelegenheit, Ihre submissivste Geküße anzubringen. Ich rechne darauf; — habe die Ehre!“

Das war eine harte Nuß für Ehren-Gottlieb, aber sie mußte geknackt werden.

Als die Nacht herabjant, sammelten sich die Fackelträger auf dem Marktplatz von Nimmelsburg, an ihrer Spitze Muffel und die Deputation in Frack und weißer Halsbinde. Während des Zuges hatte Muffel wiederum ein schauerhaftes Unglück. Einer der bediadulsten Einträchtler schwang seine Fackel so wild, daß Muffels neuer Cylinder über und über mit Pech bespritzt wurde, — das Pech heftete sich an seine Fersen — das war ein böses Vorzeichen. Endlich nach langen ermüdenden Märschen über das holprige Pflaster Nimmelsburgs hielt der Zug vor dem Palais des Grafen. Die aktiven Mitglieder der „Eintracht“ trugen den

herrlichen Mendelssohn'schen Chor „Wer hat dich, du schöner Wald“ musterhaft vor. Der Dichter des Vereins hatte einen prächtigen Text dazu gedichtet:

„Wer hat dich, du „Eintracht“ hold,
Fest erhalten auf den Füßen?
Den edlen Grafen laßt uns grüßen,
Denn er spendet reichlich Gold!
Darum lebe Witubald,
Dem wir heut das Ständchen bringen,
Und wir ziehen fort und singen,
Daß es durch die Gassen schallt.“

Als der Chor vollendet, begab sich die Deputation in das Palais, dessen Fenster alle hell erleuchtet waren. Der Graf empfing sie im Saale. Der Präsident hielt eine wohlgeheißte Dankrede und der Graf, der erfahren, daß der Trinkspruch auf seinen teuern Sohn nur ein Versehen gewesen, sprach gnädig mit den einzelnen Mitgliedern. Als er zu unserem Muffel kam, lächelte Se. Erlaucht etwas maliciös: „Ah, Rat Muffel —“ schnarrte er, „tüchtiger Redner, — meinen Sohn leben lassen, — recht aufmerksam, recht nett, — hm — hm —!“

Jetzt war der Moment gekommen.

„Erlaucht —“ gauckte Muffel, „Erlaucht halten zu Gnaden — ich dachte — ich meinte nur — Ihr Herr Sohn, ja Ihr Herr Sohn — mag er sein, wie er will, — so — so — ja, was ich sagen wollte, — er übernimmt ja doch bald 's Geschäft, und da meinte ich, Sie sollten fünfte gerade sein lassen und wieder gut mit ihm sein, er



„Hebe Herren, liebe Freunde und Heilgenossen!“

ist eben einmal doch der Sohn.“

Der Graf lehnte ihm, nachdem er staunend diesen Erguß angehört, den Rücken, und Muffel hörte deutlich, wie er zu dem Vereinspräsidenten etwas sagte, was ungefähr lautete: „Einfältiger Kerl das — einfältiger — der Schnuffel — der —“

Als die Deputation die Treppe hinabging, wurde Muffel wie ein Paria gemieden, kein Mensch sprach mit ihm, denn auf ihm lastete die gräßliche Ungnade, und man wollte sich nicht beslecken.

Muffel war wie gelähmt; die Sinne schwanden ihm fast, er konnte nur noch einen Gedanken fassen: fort — fort von hier, sobald als möglich. An der nächsten Ecke entwischte der Unglückliche in eine dunkle Seitengasse, fand glücklicherweise eine Droschke, hette in der verlassenen Vorstadtschule sein Kösserchen, ließ sich nach dem Bahnhof bringen und kam gerade noch recht, um eine Fahrkarte zum Nachtzuge zu lösen. Es fehlte die zweite Morgenstunde, als er, mehr tot als lebendig, an seiner Hausthüre läutete.

Es dauerte geraume Zeit, bis man ihn hörte. Endlich schlurste die alte Köchin die Treppe herab.

„Jesses, der Herr Nat!“ und gleich darauf ertönte aus den inneren Burggemächern Frau Mines Stimme: „Gottlieb, um Gottes willen, was ist los?“ und ehe Muffel die Treppe hinaufkam, erschien die Holde im leichtesten Nachtkostüm und überhäüttete ihn mit Fragen, denen er aber die einzige Antwort entgegensetzte: „Ins Bett will ich — ins Bett, — laß mir meine Ruhe, ich will ins Bett!“

Frau Mine war starr. So war der Gottlieb in ihrer langen Ehe noch nie gewesen. Aber was war zu thun? Er eilte schnurstracks ins Schlafzimmer, dort riß er den Frack herunter, warf ihn samt den bunten Vereinsorden mit einem grimmiigen Fluche in eine Ecke, in die andere die Perücke, zog sich in rasender Eile aus, sprang ins Bett, steckte den Kopf in die Kissen und gab keine Antwort mehr.

Auch in den nächsten Tagen war Herr Gottlieb schweigsam, und erst aus den Erzählungen der heimgekehrten Vereinsgenossen erfuhr Frau Mine den Verlauf der Dinge, aber als kluge Hausfrau piepste sie nicht gegenüber ihrem Manne, indem sie richtig dachte, da hilft kein Trost — solchen Schmerz lindert nur die Zeit. —

Es wäre auch vielleicht so gekommen, wenn nicht ein Zwischenfall die mildernde Wirkung unterbrochen hätte. Es war ungefähr acht Tage nach der Heimkehr, der Zustand Muffels war beruhigender geworden, es schmeckte ihm wenigstens das Essen und Trinken wieder, da kam plötzlich ein Brief von dem Better Ministerialrat. Es kostete Herrn Muffel keine kleine Überwindung, das Schreiben zu öffnen. Er ließ den Brief längere Zeit auf seinem Schreibtische liegen, bis der schwere Entschluß gefaßt war. Wie er las, flimmerte es vor seinen Augen, besonders als er an folgende Stelle kam: „Mein Freund, der Förster, schrieb mir, daß bei dem letzten Trieb auch auf Dich die Rede kam. Der gnädigste Fürst, der, wie Du weißt, gerne scherzt, fragte den Grafen nach Deinen Abenteuern, von denen er schon gehört. Der Graf erzählte, redete sich immer mehr in Borne hinein und vollterte zuletzt wie ein Kollerbahn vor der ganzen Jagdgesellschaft heraus: „Das Kamel hat auch Gott in seinem Borne zum Bezirksrat gemacht, den Stoffel, den einfältigen!“ Alles lachte laut auf, auch der Fürst. Du wirst begreifen, daß es jetzt mit Deinen Ordensangelegenheiten aus und vorbei ist. Es thut mir leid, aber — — —“

Bernichtet fiel Gottlieb in seinen Fehrsessel zurück. Dann aber griff er nach einem Bogen Papier und schrieb eifrig.

„Mine,“ rief er endlich, nachdem er die Feder ausgepriesst, „Mine — die Liste von den Vereinen, deren Mitglied ich bin, — recht hast du gehabt, wie immer, — dummes Zeug ist's; das schicke jetzt zum Lithographen, er soll's alsbald vervielfältigen.“

Frau Mine las:

„Infolge vorgerückten Alters und geschwächter Gesundheit bin ich leider genötigt, aus Ihrem geschätzten Vereine auszutreten.“

„Mich damit zc. zc.“

„Bravo, bravo,“ jubelte Frau Mine, „das ist vornehm, nobel, gerade wie ein Minister oder General, wegen geschwächter Gesundheit!“; Gott sei Dank, jetzt hat die Vereinsnischelei ein End' und mit dem Jubelgötze ist's auch aus!“

Das waren die wohlthätigen Folgen des Stiftungsfestes von Rimmelsburg.

Knipperdolling.

Eine Hundegeschichte von Hermann Heiberg.

Seit fünf Jahren schon wohnte nun John Ramsdahl, ein nordischer Auswanderer, am Mississippi, bebaut selbst das Feld und schlug mit der Art in die urwaldartig gewachsenen Bäume.

Sein Blockhaus war eines der schönsten von allen in der Umgegend; in ziemlich weiten Abständen voneinander wohnten etwa ein Dutzend Farmer, die Verkehr miteinander hielten, sich aushalfen, wenn's Not war, und auch an der Woche Ende und besonders in der Regenzeit sich gastlich einluden.

John Ramsdahl, der Sohn eines schwedischen Arztes, war redenartig gebaut, aber er besaß nicht zugleich das Robuste der hochgewachsenen Menschen früherer Jahrhunderte, sondern hatte einen fast mageren, aber garbiegsamen und stählernen Körper. Er machte Wetten, in gestrecktem Arm einen gefüllten Wassereimer minutenlang zu halten, und wilde, zu zähmende Pferde fastete er in die Nüstern, daß sie vor Schmerz zitterten.

Ein Gemisch von Zähorn und Kraft, verbunden mit schnell wieder eintretender Güte, zeichnete ihn aus. Seine blauen, nordischen Augen glänzten in der Regel in einem freundlichen Schimmer, aber wenn ihr etwas stark erregte, wurden sie dunkel, fast schwarz und funkelten wie die einer wilden Katze.

Gegen Kinder, Unbeholfene und Tiere legte er eine rührende Herzengüte an den Tag, er liebte namentlich



Er eilte schnurstracks ins Schlafzimmer, dort riß er den Frack herunter . . .

die letzteren, und er hielt sich auf seiner Farm mehr geflügeltes, bellendes und wiehernendes Volk, als ihm im Grunde Vorteil daraus erwuchs.

Alles verdankte er seiner eigenen Kraft, fast alles hatte er allein geschaffen, denn im Anfang gab's keine fremde Dienstleistung. Um die Zeit dieser Erzählung aber war's anders. Knechte und anderes Gesinde wohnten in einem großen, hart an dem zu seinem Besitz gehörenden Walde liegenden Arbeiterhaus, und wenn aus dem Hauptgebäude morgens, mittags und abends die Glocke tönte, setzten sich ein paar Duzend kraftvoller Gesialten an den für Herren und Knechte gedeckten Tisch.

Nur selten empfing der Mann Nachrichten aus der Heimat. Seine Mutter war gestorben, Geschwister besaß er nicht, zwei Cousinen aus einer Seitenlinie der Ramsdahl hatte sein Vater, ein wohlhabender früherer Arzt, zu sich ins Haus genommen.

Die eine von ihnen, Thora Ramsdahl, hatte einmal geschrieben, sie möchte ihren Vetter wohl am Mississippi ansuchen, sie wünsche etwas von der Welt zu sehen und etwas zu erleben, und John Ramsdahl hatte geantwortet, ihm könne nichts willkommener sein. Wenn's ihr Ernst wäre, wolle er das Reisegeld schicken und sie in New-York abholen.

Aber auf dies Schreiben hatte er keine Antwort erhalten. Thora, ein nach seines Vaters Bericht besonders schönes Mädchen, hatte sich nachträglich wohl anders besonnen, oder sich gar inzwischen verheiratet.

Die Zeit verwich auch in John Ramsdahl allmählich den lebendig gewordenen Wunsch, sich mit einer Frau zu verbinden, um dadurch sein einsames, fast nur auf Arbeit gerichtetes Dasein zu verschönern. Er wollte noch eine Anzahl Jahre ausbarren und dann vielleicht seinen Besitz veräußern, um nach Europa zurückzukehren.

Sein täglicher Umgang war Knipperdölling, ein Hund, mit diesem Namen von ihm gekauft zufolge einer Yanne, ohne irgend einen besondern Grund, es sei denn, daß sich mit dieser Bezeichnung die Vorstellung von einem tranen- und häßlichen Durcheinander verband. Dem häßlich war Knipperdölling. Zottiges, unordentlich gewachsenes Haar hing ihm über die Augen herab. Die Schnauze hatte einen mürrisch verdrießlichen Ausdruck, und Bellen, Knurren und Angreifen bei jeder, auch der unpassendsten Gelegenheit, war dem Tier nicht abzugewöhnen. Nur an John Ramsdahl, seinem Herrn, hing er mit wahrhaft rührender Färtlichkeit und einer sich ihm unterordnenden Anhänglichkeit.

Stundenlang konnte er, das Auge auf seinen Herrn gerichtet, daliegen. Jede seiner Bewegungen beobachtete er mit forschenden, funkelnden Blicken, erhob sich, streckte sich wieder aus und sprang, schien Gefahr für jenen vorhanden, wie besessen empor. Dann sträubte sich sein Haar, die Augen glühten, und ein rachsüchtiges, kampfbereites, aber auch mit Angriff begleitetes Wolfsgebell ging aus seinem Munde. Er war der Schrecken der ganzen Gegend, aber was schlimmer, auch der nächsten Umgebung. Mit einem unheimlich richtigen Instinkt ausgestattet, knurrte er die minder gut Gearteten zähnefleischend an.

Knipperdölling war ein sonderbarer Mischling zwischen einem Tübinger Fudel und einem sogenannten Fährthund, besaß reichlich die Größe des erstern, hatte auch ähnliches Haar und eine solche Gestalt, aber die Schnauze war runder, das Gebiß größer und die Zähne schärfer.

Eines Vormittags hatte John einen seiner erst tagsvorher eingetrossenen Arbeiter in sein Wohngemach befohlen, war aber bei dessen Eintreten auf dem Hofe noch beschäftigt. Als er die Thür öffnete — er hörte schon

draußen des Hundes eigentümlich wütendes Knurren — sah er zu seinem Erstaunen, daß Knipperdölling den Arbeiter gestellt hatte. Bleich und zitternd, wie ein Gekreuzigter an die Wand gepreßt, stand jener da, und vor ihm, die Taten auf die Brust gesetzt, das Tier mit zähnefleischendem Munde.

„Knipperdölling, hier! Allons!“

Nur mit Widerstreben ließ der Hund die Pfoten herabgleiten und zog sich murrend und immer noch seine Augen auf den Arbeiter gerichtet, auf sein Lager zurück.

„Was war's? haben Sie den Hund gereizt?“ fragte Ramsdahl, nicht ohne Mißtrauen.

„Nein, Herr. Da Sie nicht kamen, trat ich ein wenig tiefer ins Zimmer, da stürzte er auf mich los und war über mir.“

Ramsdahl schaute sich um, die Schublade seines Schreibtisches hatte er beim raschen Fortgehen zu schließen vergessen. Nun war der Vorfall erklärt. Wahrscheinlich hatte Knipperdölling einen Diebstahl verhütet, einen sichern Beweis dafür gab's indessen nicht.

Wenige Tage später meldete sich ein anderer Arbeiter, den der Hund ohne sichtbaren Anlaß ebenfalls angefallen hatte. Diesmal betraf es eine Person, der Ramsdahl unbedingt vertraute.

So beschloß er denn — ohnehin lange gedrängt von seiner Nachbarhaft —, Knipperdölling an die Kette zu legen, und ließ rasch ein Hundehaus zimmern, das ihm als Wohnung dienen sollte.

Zum erstenmal geschah solches an einem Sonntag, aber am Frühmorgen des folgenden Tages kam Knipperdölling, demütig sich auf dem Leibe vorwärts schiebend, auf seinen Herrn zu und suchte ihm die Hand zu lecken.

Er hatte sich aus der Kette befreit. Die Kette war zerrissen.

Aber Ramsdahl ließ nicht mit sich spaßen; Knipperdölling erhielt solche Peitschenhiebe, daß seine Jammer- und Klageklänge weit über die Farm klangen, und dann wurde er abermals festgelegt.

Einen Tag ging's gut, dann hatte er sich wieder freigemacht. Es war unbegreiflich, wie er den Kopf aus dem Ring gelöst hatte. Und abermals ward er rücksichtslos geschlagen und von neuem an das Hundehaus gefettet.

In der Nacht wurde John Ramsdahl von einem sonderbaren Geräusch geweckt. Ihm war, als schlügen die Taten eines Tieres gegen die Scheiben seines Schlafzimmersfensters, als glühten ihm, nun er sich emporrückte und durch die Dunkelheit forschte — Knipperdöllings Augen entgegen.

Aber da es nun wieder still war, übermannte ihn die Müdigkeit und er schlief von neuem ein.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen sah er am folgenden Morgen, daß das Hundehaus nicht mehr an dem alten Platze stand. Knipperdölling hatte es vermöge seiner ungewöhnlichen Kraft von der Stelle und zwar bis an den Seitenflügel gerückt. Es stand jetzt Ramsdahls Schlagemach gegenüber.

Nun erfaßte Ramsdahl eine jähzornige Wut, er züchtigte den Hund so unbarbar, daß ein alter Arbeiteraufseher sich für das Tier ins Mittel legte.

Der Hund warf einen unbeschreiblichen Blick auf beide, einen dankbaren auf seinen Retter, einen traurig flehenden auf seinen Herrn.

Er lag auch den ganzen Tag fast unbeweglich neben der Hundehütte, verweigerte zu essen und zu trinken und froh zuletzt ins Zimmer, ohne daß Bitten oder Lockungen ihn herausbrachten.

Ramsdahl wollte ihn herauszerren, sein Trost sollte

gebrochen werden, er kam jedoch nicht, wohl aber leckte er wiederholt seines Herrn Hand.

Und wieder ein neuer Tag, da ward Ramsdahl gemeldet, daß Knipperdolling samt der Hundehütte verschwunden sei.

„Unmöglich!“ rief John Ramsdahl. Und doch bestätigte sich die Mitteilung.

Trotz tagelanger Nachforschungen war von Knipperdolling nichts zu entdecken. Weder in der Nachbarschaft noch auf den weiter gelegenen Farmen fand man von ihm eine Spur. Dieses zielbewusste, an Verunst grenzende Handeln, dieses Auflehnen gegen die Beschränkung seiner Freiheit, ließen Ramsdahl den Verlust seines Hundes noch weit tiefer empfinden, als wenn ihn ein plötzlicher Tod hinweggerafft hätte. Keine Auflehnung gegen ihn, seinen Herrn! Demütig hatte er die Züchtigung entgegengenommen, beim letztenmal noch seinem rauh strafenden Gebieter die Hand geleckt. Ohne Klage, ohne Vorwurf war er gegangen; hinter sich die schwere Bürde, war er sichtlich so weit gelaufen, bis sein Instinkt ihm eingab, hier werde ihn die Hand seines Herrn nicht mehr erreichen. Etwas Feuchtes stahl sich immer wieder in Ramsdahls Auge; seinen besten Freund hatte er verloren, und er selbst hatte ihn fortgetrieben.

Und des Hundes wachsame Treue, sein so feines Ahnungsvermögen ward wenige Wochen später nur zu offenbar.

Die beiden Arbeiter, die er gestellt hatte, die Veranlassung geworden, daß man ihn an die Kette geschmiedet, nahmen, nicht mehr beobachtet von dem lästigen und gefährlichen Wächter, die Gelegenheit wahr, Ramsdahl um eine nicht

merkbliche Summe zu bestehlen, und auch sie waren trotz aller angewandten Nachforschungen nicht aufzufinden.

Endlich, nach langen Wochen und Monaten, verwischte sich in Ramsdahl die Trauer, wenn auch nicht die Erinnerung an das treue Geschöpf, an den häßlichen Knipperdolling.

Um diese Zeit wurden Ramsdahls Gedanken auch durch eine andere Angelegenheit fast ausschließlich in Anspruch genommen.

Sein Vater schrieb ihm, daß er sich sehr leidend fühle, er möge kommen, bald kommen, wenn er ihn noch sehen und wenn er — es sei das sein schalicher Wunsch — seine Cousine als Gattin mit über das Meer nehmen wolle.

Die andere habe sich inzwischen mit einem tüchtigen Manne verlobt, die Hochzeit solle bald stattfinden. Wenn er so sein Haus bestellt hätte, würde er ruhiger sterben, denn er liebe sie beide wie seine Töchter.

Alles dies veranlaßte Ramsdahl, seinen Entschluß schnell zu fassen. Nachdem er sich bei einem seiner Nachbarn und bei seinem alten Kuffeher versichert hatte, daß alles während seiner Abwesenheit in seinem Sinne wahrgenommen werden würde, verließ er seinen Besitz, begab sich nach New-York und schiffte sich nach Europa ein.

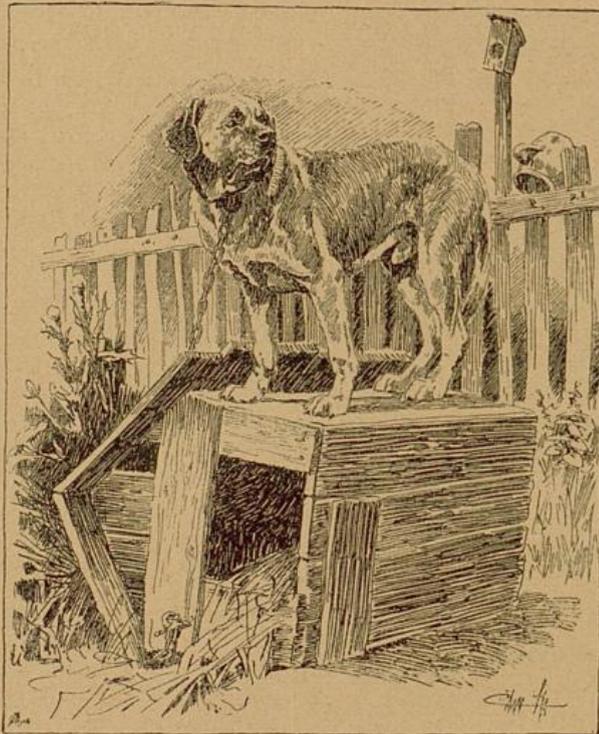
Drei Jahre waren nach dem vorstehend Erzählten verfloßen. John Ramsdahl war nicht nur auf seinen Besitz zurückgekehrt, sondern hatte sich auch eine allerliebste Frau aus der Alten Welt geholt. Zwar war's nicht seine Cousine geworden, die schon vor seinem Eintreffen den rechten Mann für ihr Herz gefunden und die auch John Ramsdahls Vater, dessen schwermütige Voraussetzungen zum Glück nicht in Erfüllung gegangen waren, in ihr neu gegründetes Heim aufgenommen hatte, sondern ein anderes Mädchen seines Geburtsortes.

Ein prächtiger kleiner Junge, der den Namen John erhalten, sah Ramsdahl bereits auf dem Schoß, und dem Glück dieser beiden einfach gearteten Menschen fehlte im Grunde nichts. Es waren nur Vorstellungen, daß Zufriedenheit an einen bestimmten Ort geknüpft war, daß Sinnesreize, städtisches Wohlleben und gesellschaftlicher Verkehr das Glück förderten.

Hier in dieser, wenn gleich etwas abgelegenen Welt, unter herrlichen Bäumen und unter einem schönen Himmel sorgenfrei und arbeitsam zu leben mit der rasch zu verwirklichenden Möglichkeit, die Ruhe und die einfachen Verhältnisse gegen das lautere, Abwechslung bietende Treiben einer größern Stadt

zu vertauschen, fühlten sie sich vollkommen ausgefüllt. Nur eines machte John Ramsdahl seit dem letzten Jahre Unruhe und Sorge. Es verging fast kein Monat und in neuerer Zeit keine Woche, daß nicht Menschen in der Gegend plötzlich verschwanden. Unter andern war einer seiner Bekannten — ein wohlhabender Nordländer, der sich aufgemacht hatte, um einen eine halbe Tagereise entfernt wohnenden Irländer, der vor Jahren große Strecken Landes angekauft hatte und selbige wieder in kleineren Portionen veräußerte, behufs eines Abzuges aufzusuchen, unterwegs umgekommen. Der Irländer, ein Mr. Trimmel, hatte auf geschehene Anfrage berichtet, daß der betreffende bei ihm nicht eingetroffen sei, er vermöge leider keine Auskunft zu erteilen.

So befanden sich denn die Farmer in einer fort-dauernden Aufregung und vermochten doch nichts zu unternehmen, um diesem Zustande ein Ende zu machen.



Es stand jetzt Ramsdahls Schlafgemach gegenüber.

Überall aber wurden Vorsichtsmaßregeln getroffen. Auch auf dem Ramsdahl'schen Besitz hielt nachts ein bewaffneter Mann, dem zwei Hunde — Knipperdollings Nachfolger — beigegeben waren, Wacht. Das Gefühl der Unsicherheit hatte sich verschärft, weil nicht in einem einzigen Falle eine Spur von den Beraubten zu entdecken gewesen war. Um Raubmorde aber mußte es sich handeln, da nur Wohlhabende, nur Leute, die Geld bei sich geführt, von den Verbrechern beseitigt worden waren. —

Signa, die schöne Frau Ramsdahl's, war aus diesen Ursachen sehr bejorgt, als John eines Tages erklärte, er wolle einen eintägigen Ausflug ins Land machen. Der Mann, der eine seiner Cousinen geheiratet, hatte ihm geschrieben, er habe Lust, nach Amerika auszuwandern, und bäte ihm, sich nach Landbesitz in Johns Nähe umzusehen.

Gleich nach Beendigung der Brieflektüre war Ramsdahl der herrliche, an einem Nebenfluß des Mississippi belegene Besitz Mr. Trimmels ins Gedächtnis gekommen. Er beschloß, dessen Ländereien für seinen Verwandten in Augenschein zu nehmen, beruhigte seine Frau, steckte Revolver und Dolchmesser zu sich und lächelte fast über Signas Sorgen, als er gegen Nachmittag wohlbehalten in Mr. Trimmels schöner Cottage anlangte.

John fand einen eintägigen und unsicher blickenden, aber in seinem Benehmen liebenswürdigen, gasstfreien Mann, der ihm ein treffliches Mittagessen vorsetzte und ihm viel aus seinem Leben, von seinen Hoffnungen u. Wanderungen durch die Welt erzählte.

Nach Beendigung desselben beschritten sie eine nicht weit von dem hochbelegenen Farmhaus sanft sich hinabneigende und von dem rasch dahinschießenden Strome durchschnittene Wiese, um sich die zu verlaufenden, jenseits desselben sich ausbreitenden Vänderstrecken anzusehen.

Als sie das Ufer des Flusses erreichten, ließ Mr. Trimmel, der während ihres Dahinschreitens lebhaft und in sehr entgegenkommender Weise auf Ramsdahl's Fragen Antwort erteilt, einen kurzen, schrillen Pfiff auf einer kleinen Pfeife ertönen und sah sich gleichzeitig forschend um. John achtete nicht besonders darauf, er glaubte, Trimmel wolle einem Aufseher oder Arbeiter ein Zeichen geben, da die Brücke, die über den Fluß führte, durch das hohe Wasser unpassierbar geworden war, einem Boote aber, das in der Nähe lag, die Ruder fehlten.

Doch während jener dieses Zeichen gab, hörte John hinter sich ein wütendes Schnauben, und als er sich umwandte stürzte, wie aus dem Boden emporgeschossen,

ein Hund auf ihn zu, schoß in die Höhe und richtete sein furchtbares Gebiß auf seine Kehle.

Eine Sekunde noch und John Ramsdahl wäre nicht mehr am Leben gewesen. Aber ebenso rasch stutete das Tier erschrocken; in den Augen blühte etwas ängstlich Verwirrtes auf, und sich von ihm abwendend, fuhr er jählings Mr. Trimmel an die Brust und grub sein Gebiß in dessen Kehle.

Mit einem entsetzlichen Wehschrei brach der Mann zusammen. Das Allerseitsamste aber folgte dann: Laut bellend, mit allen Anzeichen stürmisch ausgelassener Freude sprang der Hund an John empor, geizte nach einem guten Blick, leckte ihm die Hände und ließ immer von neuem jenes jauchzende Geheul aus, durch das diese treuen Geschöpfe ihre glücklichen Gefühle an den Tag zu legen pflegen. Und nun plötzlich erkannte auch John seinen eigenen Hund, seinen Knipperdolling, wieder, und nicht minder stürmisch beugte er sich zu ihm hinab und leckte seine Wange an den Kopf seines Retters. —

Mit unbeschreiblichen Empfindungen kehrte John an demselben Tage in Begleitung von Knipperdolling auf die Farm zurück.

Schon auf dem Hofe flog ihm Signa, welche die Unruhe den ganzen Tag nicht gelassen, mit einem Freudenstreich entgegen, und Fragen und Antworten wollten nicht enden. Es war alles aufgeklärt worden. Schon seit Jahren hatte der Irlander wohlhabende Fremde, die er auf seinem Besitz gelockt, auf diese Weise beseitigt. Den seiner Zeit zu ihm gelaufenen Knipperdolling hatte er abgerichtet, die Menschen anzufallen, dann waren sie von ihm beraubt und in den sich tageweit durch

unbewohnte Gegenden wälzenden Fluß geworfen worden. So hatte sich jegliche Spur von ihnen verwischt.

Aber die alte Treue des Tieres hatte sich bewährt; als Entgelt für die Züchtigungen, die ihm einst von seinem Herrn geworden, hatte er ihm das Leben gerettet. Freilich gab es nur eine Wahl. Er mußte, um sicher John das Leben zu erhalten, den Verbrecher selbst opfern, und er that es ohne Besinnen.

„Nicht wahr, mein braver Knipperdolling?“ schloß John Ramsdahl, mit dieser Äußerung seine Erklärungen beendend. Zugleich herzte er gerührt das zu seinen Füßen ausgestreckte Geschöpf, dem ein so treues, menschlichen Edelmut beschämendes Herz unter seinem häßlichen Fell schlug, und das, nun auch von Signa gehätschelt, an ihr emporprang und der Frau — der Hund schien genau zu wissen, wer sie sei — zärtlich die Hände leckte. — —



Mit einem entsetzlichen Wehschrei brach der Mann zusammen.

Die Nikolobescherung.

Heitere Geschichte von August Silberstein.

Gingen die Blicke der Mädchen, die am Abende in der geräumigen Kammer nächst der großen Gefindestube des Schanegger-Hofes versammelt waren — nämlich der Hausstochter nebst der beiden Mägde — von ihren Arbeiten hinweg nach den Fensterscheiben, so starrten diese fast schwarz entgegen, und nur leise, wie gespensterhaft, zuckten und schwebten und gaukelten davor weiße Büntchen, wie erlöschende Sternchen, es waren dies die Schneeflocken, welche in der dunklen Luft langsam herniederfielen.

Die Hausstochter, ein stark gewachsenes, braunes Mädchen, mit schwarzen, etwas gewellten Haaren, saß neben dem grünen Kachelofen. Dieser ragte nur wenig aus der einen Wand und nächst der Zwischenthüre hervor, da er die zwei aneinander grenzenden Stuben zu heizen hatte. Und sie saß da auf dem Winkelbänkchen, welches mit der langgestreckten Feinbank ein Ganzes bildete, denn es war hier so traulich zum Spinnen!

Sollte unvermuthet die Thüre sich öffnen und ein überraschender Blick hereindringen, etwa der des strengen Vaters, so saß sie noch immerhin vorerst verdeckt und konnte, selbst aus dem Eingemickel sein aufgeweckt, rasch das Mädchen treiben und so thun, als hätte sie ununterbrochen emsig den Faden gezogen.

Die beiden andern weiblichen Haus- und Stubengenossinnen saßen am langen Tische und hatten die nicht schwere, aber fast einschläfernde, lautlose Arbeit des „Federnschleißens“ zu verrichten. Ein Berg von derberen weißen Gänse- und Entenfedern lag vor ihnen und streckte seine Hügelchen in die Breite vor, und jedes der Mädchen griff dahin, um sich je die eine Feder zu holen, aus der dann zwei und mehr Klümpchen gezupft wurden. Die weißen Ärmel, die aus den blauen, knappen Kattunkleidern vordrangen, waren kurz geschürzt, und dralle Arme lagen ziemlich ausgestreckt auf der braunen Tischplatte. Sie bewegten sich nur leise zu dem, trotz der Stetigkeit, doch nur geringen Thun der Finger. Das Feinfühlen der Fingerspitzen hat etwas Sanftes, ja so Beschäftigendes in sich, daß nicht wenige der Federnschleißerinnen dabei einzuschlafen pflegen. Wenn sie nicht gar vorsichtig sind, so sinken sie mit Kopf und Gesicht in die Klammern, welche vorerst noch einem viel späteren bequemeren Lager vorbehalten sind. Ja, es kann vorkommen, daß die sanft Eingemickelten zu pfeifen, stark den Atem von sich zu blasen beginnen, und dann erheben die Federn einen seltsamen Tanz, welcher mit dem der Schneeflocken draußen wetteifert und ihn bald weit übertrifft. Der unabwendbare Verrat in Haaren und Kleidern, ja in der ganzen Stube, ist dann nicht wenig entsetzenerregend.

Die Spinnerin war heute wenig mittelstam, denn der Vater hatte zeitlier gezankt und war immer mürrisch darüber, daß schon wieder die „Rauchnächte“ da und nach den heiligen Weihnachten der Dreikönigs-Faschingtag kommt, ohne daß in diesem Fasching eine Hochzeit zu verrichten, wie er gerne gemocht. Ein wirklicher Prinz oder Kuni (König) — hielt er ihr vor — werde auch nicht bei den drei Königen sein, und wenn als solche die „Sternsinger“ kommen, werde sie sicherlich keinen davon mögen!

Die eine der beiden Mägde hatte jenes breite Alltags-gesicht, das auf wenig Gedanken, wenig Leidenschaft, wenig Anforderung ans Leben schließen läßt, und es war schier zweifelhaft, ob sie mit den offenen grauen Augen schlief, oder wache oder träume.

Die Lampe an einer Tischdecke warf ziemlich scharfe Lichter nach der einen Seite der Gesichter und ließ die andere im abgegrenzten Schatten. Gerade die Augen der dritten, der kleinen Wali, welche nach der Hausstochter sah, schimmerten wie ein Stückchen Sommerhimmel auf, als sie einmal den Kopf hob, um hinüberzusehen, ob heute der Abend so in schweigsamer Trübsal vollends vergehen sollte. Das Mädchen hatte hellbraunes, ein wenig ins Rot schimmerndes Haar, „bafgeigenfarben“ sagen die Vent, ein rundes Gesicht, mit einem klein wenig Sommerprossen, aber voll, frisch, gutmüthig, sie konnte prächtig lächeln; aber zeitweilig sah sie daren, als hätten ihr die Federn, die einst zu diesen Federn gehört, alles Brot weggeessen und alle schnatternde Heiterkeit vorweg genommen.

Sie seufzte in der That plötzlich, ganz unvermuthet auf, in der Stille, und blies dadurch so in die Federn hinein, daß die oberste Schichte ins Plattern kam. Rasch streckte sie den runden weißen Arm aus und brachte die Bewegung zur Ruhe. Aber auch die Hausstochter hatte sie damit aus ihrem Vorhinstarren und Grübeln gebracht und diese fragte vorerst: „Was hast denn?“

„Gar nix! . . . Mit einmal ein Schatz!“ setzte sie dem ersten Anrufe ruhiger hinzu. Damit war's zweifelhaft, ob dies ein Scherz oder eine Anspielung auf die Tochter war.

„Möcht' leicht einen!“ antwortete diese ausweichend und doch auch anregend.

„Möcht' wissen, wo der herkommen sollt' . . . und wegen was denn? So ein arm's Hatzberl, wie i bin! Und mei' Verdinzeit geht auch bald zu End'. Z' Pichmeß muß alles neu angehn. Und wo aus und wo an, der Bauer is nit z'frieden mit mir.“

„Geh!“ sagte die Tochter verweisend und beschwichtigend. „Was d' alleweil hast, er hat noch nix g'redt derlei!“ meinte die andere.

„Aber ich merk's schon, merk's an allerlei!“ „Hätt' ein Schatz, wärst leicht munterer,“ plauderte die vorige wieder.



Die Hausstochter saß neben dem grünen Kachelofen.

„Nist's ja die Emerenz a nit (auch nicht)!" lautete die Entgegnung und deutete somit ein gewisses Liebesverhältnis der Haustochter an.

„Is ganz was anderes!" stieß diese abwehrend hervor und ließ wirklich das Mädchen schauern.

„Aber ..." hob Wali wieder an:

„Rotbraun sein d'Haselnüssen,
Rotbraun bin i —
Alle mögen d'Haselnüssen,
Niemand (niemand) mag mi!"

„Wirft es im geheim' schon wissen!" sagte die Haustochter ungläubig entgegen.

„Ei wohl, denk' mir's auch!" fügte Dori, die andere, hinzu, so ruhig, als hätte sie eine volle Wahrheit ausgesprochen.

Wali setzte halb sprechend, halb singend fort:

„I thu wohl, i thu wohl,
Als wann mir nix war,
Aber drin in mein Herzen
Da is mir so schwarz!

Verlassen, vergesen,
Verlassen bin i
Wie a Stoan (Stein) auf der Straßen,
Kein' Menschen hab i!"

„Thust ja g'rad," meinte Emerenz, „als müßtest schon morgen hinaus und wüßtest kein' Weg im Schneetreiben!"

„Thun (thun) wir löffeln (lösen, das Drafel befragen)," sagte die Dori, „der Bauer is, mein' ich, zum Nachbar' gangen ... jetzt is die Zeit g'rad," meinte die Ruhige so gelassen, als wär's ihr gleichgültig, was auch das Drafel sagen möge.

„Is noch nit die Zeit," entgegnete Emerenz, „kommt ja erst die Thomasnacht."

„Ja, in der Thomasnacht sein wir in der großen Stuben," sagte Wali einwendend, „da is alles vom ganzen Haus beisammen und da ... mag ich's doch nit! Wart ein bissl, was is denn heut?"

„Der Vater hat g'sagt, er muß ein wenigl zum Nachbar, weil derjel' Andreol' heist."

„Andreas is heut?" warf Wali rasch ein. „Das is ja g'rad die rechte Nacht. Bei uns daheim, im ganzen Gän, than' da immer Blei gießen oder Holz- und Zaunstecken zählen ..."

„Du, Schuhverfert, das können wir ja gleich, und merkt nit eins leicht draußen was davon," sagte mit ihrer ruhigen breiten Stimme die Dori.

„Gehn wir's an," sagte Wali mutig.

„Aß erst sehn," rief Emerenz hastig, ließ das Spinnrädchen, sprang davon hinweg zur Thüre, öffnete leise die Spalte und spähet hinaus.

„Die Mutter is in der Kuechl (Küche), der Knecht sitzt wohl drauß' und raucht. Probieren wir's!" rief sie rasch entschlossen und die Thüre wieder leise schließend.

„Wer im nächsten Jahr außer Haus kommt," sagte Dori ruhig. „Ich geh nit leicht ... mich holt a (auch) neand zum Heiraten ... ich müßt' g'rad steriben ... Kann sein ... der heilige Petrus hat ein' gar schönen großen Hof."

Wali war aufgestanden, von dem besetzten Tische hinweg, und die nette Gestalt stand bereits, als wäre sie mutig genug zu allem, was ihr das Schicksal vorher verkünden möge. Sie stemmte sogar den einen Arm bereits gegen die Tischplatte am Rande, als wollte sie das Gleichgewicht haben, wenn sie den Fuß hebe und den Schuh abstreife.

„Hang du an, Dori," sagte Emerenz.

„Gut, mir ist's ein Ding (alles eins)," entgegnete diese.

Die anderen Mädchen stellten sich zu beiden Seiten, Dori nahm einen Schuh vom Fuße, ging im Strumpfe vor den kleinen braunrahmten Spiegel, welcher an der Wand hing, die der Thüre gegenüber war, und hinter dem ein Büschlein gewebter Palmfäschen (Weidenknospen) noch von letzten Ostern her stak. Sie faßte mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand den Schuh an der Spitze, murmelte etwas, wohl Brommes, und warf den Schuh rücklings über die Schulter, der Thüre zu ... aber so stark, daß derselbe flatschend an das Holz schlug.

Die andern Mädchen lachten über die Ungeschicklichkeit. „Gilt nix!" rief Wali, „därf nit anfallen!"

„Machts mir einen rechten Varn," flüsterte Emerenz rasch, wie erschreckt, „damit eins hereinkommt und uns sieht!"

„Pst!" zischelte Wali, „noch einmal!"

Dori ging nach dem Schuh, welcher quer vor der Thüre, mit der Sohle aufwärts lag, nahm ihn und stellte sich wieder vor den Spiegel. Der Schuh flog wie zuvor rücklings der Schulter, überschlug sich und fiel zu Boden, mit der Spitze nach auswärts.

„Jest den zweiten!" rief Emerenz.

Ohne Besinnen zog das Mädchen den andern Schuh ab — er flog, er lag neben dem ersten — nach einwärts. „Nix Gewisses weiß man nit!" rief Emerenz gegenüber diesen Widersprüchen aus, und nach Walis Anruf: „noch einmal!" warf sie ein: „nein, jest nit ... geh's du an."

„Mein du ... dir gebührt's zuerst!"

Die schlanke Emerenz richtete noch an ihrem Tüchlein, es war ein Bögerin, als deutete ihr das Drafel mehr als den andern; dann strich sie sich vor dem Spiegel mit beiden Händen noch über die Scheitelhaare — nachher hatte sie rasch einen Schuh in der Hand — er flog rücklings und kam mit der Spitze nach außen zu liegen. Der zweite Schuh folgte flink — auch er deutete mit der Spitze nach außen. Das Mädchen flammte in heller Freude auf, ihr gingen alle Herzenswünsche, als wären sie erfüllt, einen Augenblick durch die Sinne, sie umarmte wie überglücklich plötzlich Wali und die Dori.

Rasch und ungeheißer trat Wali vor den Spiegel, überneugierig auf ihren Erfolg, zog den Schuh ab, murmelte, erhob — der Schuh flog und — dem Bauer, welcher die Thüre rasch geöffnet, gerade ins Gesicht.

„Himmeltaufendstapperment!" Das war ein Ausruf, welcher alle andern Anwesenden erschütterte — sie eilten hastig, die Schuhe zu fassen und da der Bauer stand, wieder zurück und vor, sie überhaften sich im Eifer — und jest, zugleich durch das rasche Thüroffnen, hatten die Federn einen Tanz begonnen, welcher ganz außer Absicht gelegen war. Sie flogen von dem Winde, von dem Luftzug, welchen die eilende Geschäftigkeit der Mädchen immer mehr hervorbrachte, erhoben, stets wolkiger auf und der Scharnegger bekam noch Federn zu seinem Schläge ins Gesicht — er nieste, blies, hustete, schimpfte! Wali und Emerenz eilten davon.

Die ruhige gleichgültige Dori ging an den Tisch und ordnete so viel wie noch möglich war.

Die Schuhe waren durch des Bauers Vorstoß und das Hasten sämtlich durcheinander gekommen und lagen kreuz und quer zu seinen Füßen. Es wäre vergebens gewesen, daraus ein Schicksal lesen zu wollen.

Der Scharnegger, welcher weidlich seinem Unmut Luft gemacht, stand mit geballter Faust und sah hinab und

wurde nicht klar . . . endlich rief er aus: „S'id halt auch Gän' in den Federn derzeit beisammen!“

In aller Hast war Wali durch die große Stube und den Hausflur gelaufen, schier vergessend, daß sie ohne Schuhe, und sie lief ängstlich, um dem Schelten des Bauers zu entgehen, auf den Steinfliesen unter dem Ueberdache bis zur Umzäunung — und da lief sie gerade einem Manne in die Arme, als hätte sie es darauf abgesehen, vom Scharnegger hinweg zu einem Schützer zu fliehen.

„Hoho!“ rief S'eph, der Waldgeher, aus, als er das erschreckte Mädchen unversehens im Arme hielt, das ihn der Schein aus den Fenstern noch erkennen ließ.

„Wo aus, Dirn?“

„Laß mich!“ rief sie, die den Mann sogleich an der Stimme und im Dämmer erkannte.

„Täuberl, die ein' zustiegen, laßt ma nit davonflattern; halt ein wenig!“

„Mag nit!“ entgegnete sie trotzig.

„Du mußt!“

Einen Stoß mit aller Kraft führte sie, daß S'eph, darauf nicht gefaßt, zurücktaumelte und sich in der That an einem Pfosten der Umzäunung halten mußte.

„Schar, schau! Ein Stoßgeierl, ein Stößl, kein Täuberl!“

„Teufel, wem's d' magt . . . is mir auch recht,“ löste sich von ihrer Zunge.

Da kam Dorl aus der Thüre mit einem Paar Schuhen in der Hand, es waren Walis, und sie suchte diese, um ihr die verlassene oder vergessene Bekleidung zu bieten.

Den Bauer hörte man aus der Küche oder dem Flur schimpfen.

Jetzt erst erkannte S'eph, daß das Mädchen ohne Schuhe, in den Strümpfen ausgelaufen war und geradezu in den Schnee.

„Was ist das? Treibt dich wer aus?“ sagte er überrascht und mit einem eigentümlichen Ton der Teilnahme.

Sie schwieg.

„Wär mir nit lieb,“ sagte er gemüthlich.

„Was geht's dich an?“ entgegnete trotzig die Dirn.

„Mich . . .? Ging' mich schon an . . . wenn's d' möch't.“

„I hab' neamd und mag neamd und neamd mag nit!“

„So sagt sie alleweil,“ mengte sich Dorl ein, indem sie die Kammeradin zum Schuhanziehen stützte.

„Ja, was hab's dem g'habt?“ fragte der große starke Mann, dessen Gesicht, vom breiten Hutrand überhöhet, doch im Zwielichte des Schnees und der Fenster halb deutlich blieb.

Dorl sagte geradeaus: „G'lößelt haben wir, Schuh' geworfen, und der Bauer is dazu 'kommen . . . und in die Federn!“

„Waaas . . .? In die . . .?“

Dorl erklärte dies kurz und mit ruhigen Worten. „Und jetzt schimpft er d'rin, daß alles wettet,“ fügte sie hinzu.

S'eph hatte begonnen, fröhlich aufzulachen.

„Und,“ setzte Dorl fort, „er schreit, die Wali muß aus'n Haus, dös is die lässigste, traamhappetste (träumerische) von allen Dirn.“

„So! Und sein ihre Schuh' nach auswärt's, zur Thür g'fallen?“

„Nein, der eine . . . oder gar nit . . . der Bauer hat's ins Gesicht g'kriegt.“

„Sr, ha, ha!“

„Ach nit!“ rief Wali aus, „nich kost's den Dienst. Und nachher, wohin in der Weiten? Es kommt der Nitolo und da hätt' ich vom Bauer was geschenkt bekommen, und jetzt ist's aus mit Bescheren und allem.“

„Aus?“ sagte S'eph, der Waldgeher, mit gedämpftem Ton, als ginge ihm das ins Gemüth.

„Aus und dahin! Ich hab' nie nit kriegt, von Kindheit an, hab' nit und bin nit,“ meinte Wali.

„Na, na, na!“ entgegnete S'eph, wie Pügen strafend oder ungläubig. Er fügte hinzu: „Bon mir kriegt's was.“

„Was, von dir? Und weil ich davongeh'?“

„Wart's ab!“

„I mag nit! nein, nein!“ rief Wali trotzig aus.

„Der Bauer kommt!“ rief Dorl darin.

„Is recht, ich hab' mit ihm wegen der Abtöckung zu reden und weiß' ihm seine Bäum' im Wald an, da mag's dazu Prügel geben,“ sagte S'eph witzig und müthig.

Die Mädchen machten sich davon, S'eph ging wegen Wald- und Abtöckungsgeschäften, die ihm von der Gutsherrschaft vertraut waren, ins Haus.

Es kam die Zeit des heiligen Nitolo über die Millionen Herzen, welche ihm freudig, oder in Erkenntnis ihrer Vereinfamung entgegenlagen. Im Bauernhause war es seit jenem „Köfeln“ nicht ruhiger geworden, im Gegenteil, gerade dadurch war des Scharneggers Fragen und Drängen bezüglich der Entschlüsse seiner Tochter lebhafter angeregt. Er meinte entschieden, sie könne gar wohl wissen, ob sie im nächsten Jahre den Ausgang zur Hochzeit habe oder nicht, sie brauche nicht erst den Herrgott zu versuchen, sondern ein geschicktes Wort zu reden, dann wisse sie genau, was geschehen werde. Aber das dumme Ding, die Wali, müsse außer Haus, die sei es, welche der Tochter, als wär' sie eine Kammeradin, noch allerlei dummes Zeug in den Kopf rede. Das Dirn thut so stolz, als wär' sie eine Prinzess oder hing' gar ein Bauernhof mit einem Bierochsengespann an ihren Fingern. Und sie ist nit als ein arms ledigs Waiserk. Aber abweisen und anschauen kann sie außer Haus und im Haus, ja ja, das sind schon die Pent', welche die Mucken von der rechten Lieb' und der Herzensfreierichschaft und wie das Zeug heißt, im Kopf haben! Und er habe mit Geduld zugehoben, wie sie den Finken letzten Sommer geagt, der mit einem andern wegen sein' Nest und Weiberl gerauft hat. Abig fallen is der Kerl, und wenn er hin gewesen, hätte ja auch der andere, wie a jed's Mamml, seine Pflicht und Schuldigkeit gethan. Der Bessere is halt der Rechte! Aber nein, gepflegt und geagt hat sie, die Zeit verhandelt im Heu in der Scheuer und dann wieder den Vogel hingefert unter den Baum. Ja, lautmärg is der Kerl geworden, gepfiffen hat er in und aus der Weis! Mein's schon, wenn ihm so gut geschieht, für mir nit und dir nit und, weil er verliebt is, trus einen Bessern zu ein' guten Nest kommt. Kenn' das Ding schon! merk' schon wo aus und ein . . . meine liebe Wali, die Landtray' is breit, und bis sie z'End geht, hast doch ein Nest, mein' ich einen Bauernhof g'tunden . . . bshüt mi' Gott!

Für nächste Nichtmeß war der Ausstand also festgesetzt und dawider ließ sich kaum etwas machen, ja es wurde auch keineswegs ein Versuch gewünscht, etwas zu ändern. Man nimmt auf dem Lande in solchen Verhältnissen die Dinge gerade, wie sie sind, und man denkt: anderswo sind auch die Wiesen grün, wer weiß, ob's nit besser und wozu es gut ist.

Auf dem Lande und in den Bauernhöfen ist auch der

Nikoloabend zum Teil das, was in Städten und Märkten der Weihnachtsabend ist. An jenem wird beschert, der Nikolo ist's, der den braven Kindern Gutes schenkt — das Nikolospiel mit dem guten weißen Bischof und dem bösen schwarzen Knecht Ruprecht (dem Krampus) ist ja wohl bekannt — am Nikoloabend ist's lustig, am heiligen Abend ist man bloß fromm, geht in die Kirche und wenn sie noch so fern, die Fackeln und Laternen leuchten durch den beschneiten Wald — da sind also die echten Christbäume im Lichterchein, und ein Stern steht darüber . . . goldiges Gefunkel.

Die Kirche mit ihren leuchtenden Fenstern bei Nacht — im erhellten Schnee — und der nächtliche Himmel — und das Orgelklingen — das ist ein riesig Geschenk der Natur und ein Kunstwerk für die größten und ältesten Kinder im weiten Vaterhaus.

Aber der heilige Nikolo ist ein guter Mann. Was der Zwetschgen, Birnen und Nüsse hat! Wie diese aus Kammern und die rotbackigsten Apfel zwischen den Doppelfenster Scheiben von den Sägpänelagern hervorgeholt werden! Ja es wäre ein leichtes, sie einfach zu verteilen; aber nein, gut haushälterische Leute lassen vorerst nur wenig los, je nach Verdienst der kleineren Empfänger, denn der Heilige beschert über Nacht, den Guten im Schlaf, das Beste im Finstern, wenn man ihm eine Mütze, ein Hüttlein, ein Körbchen, eine Schürze, ein Säckchen, einen Schuh hinlegt, und darin findet man des Morgens gar Erstaunliches. Man kann auch Schnüre anbinden und über die Mauer hinabhängen lassen . . . da zappelt manches, da findet man des Morgens wundererfremde Dinge daran hängen . . . wissen kann man's nit leicht im vornhein, aber sich über das Mögliche schon ein wenig den Kopf zerbrechen und auch „ein aichtl“ (Kleinwenig) nachdenken, ob man etwas verdient hat . . . woher . . . wiefo . . . der Morgen bringt's an den Tag.

Es war kein fröhlicher Nikoloabend beim Scharnegger. Der Sohn war außer Haus und mußte seine Militärjahre abdiene, der Mutter war's gar so schwer, gerade wenn sie der sonstigen heitern Stunden solcher Zeit gedachte. Die Tochter saß wie trockend in einer Ecke, die Dirnen waren beschäftigt. Nach kurzer Pflichterfüllung, da den Leuten gegeben worden, was ihnen in einem rechtschaffenen Hause gebührt, sprach der Bauer von Schlafenszeit und alle gingen in ihre Kammern.

Der Sceph war jetzt öfter als sonst im Hofe und in dessen Nähe gesehen, und er wußte selbstsam geschickt die Wali immer mit einigen Worten aufzubalten, wenn sie irgendwie eines kleinen Dienstweges ging.

Es war sicher und ausgemacht, daß sie Hof und Dorfschied verlassen müsse nächster Zeit und sie niemand mehr in der Gegend sehen werde. Sie wollte auch weit fort, weil's für ihr Glück so besser.

Trüb war's in dem langgestreckten Gange ober der Holzstiege, an dessen Ende die Kammern der Mägde lagen. Matt leuchtete das Lämpchen, das nur zum Schlafengehen weisen sollte und das Dori in der Hand hielt. Aber diese war heute geschwätziger als sonst. Sie öffnete die Thüre der kleinen Kammer, in welcher Walis Lager stand und trat auf einen Augenblick zu ihr ein. Sie stellte das Lämpchen auf den kleinen Tisch. Sie erzählte sogar von ihren Kinderjahren und von einst, wo sie noch recht jung und ihr ein Glück aufgestiegen war, das aber gar geschwind versunken.

„Und ich an deiner Stell,“ sagte sie zu Wali, „hänget ein Körbl, ein Schnürl aus übers Fenster, wer weiß ob moring nit was als ein Angebind dran is.“

„Was soll ich nit solcher Dummheit! Wer kann's

ehrlieh meinen mit mir? — Und für ein Schelmenspiel oder einen Schalkstreich bin ich zu unwillig.“

„Kann man's wissen, was alles fürkommen kann?“

„Meinst du?“

„Freilich, mir wie dir kann's kein Haus umreisen und kein neues Scheuerthor bringen . . . was grad sein mag, mag's sein . . . a Boshafigkeit wär' auch nur zum Lachen!“

„Das sagst du? Schau, schau! Langst denn du dar-nach?“

„Freilich.“

„Schau, Dori, jetzt erst wirst aufrichtig, weil wir von einandergehn.“

„Lass gehn, wie es geht, komm, probieren wir's!“

„Und weiß denn wer das Fenster genau?“ fragte Wali.

„Wer sich um eins von uns kümmert, weiß's ganz genau und hat sich's wohl gemerkt, wenn er so manni-g-mal schon aus der Weit' das Nichtfenster gesehen hat.“

Dori, Dori! Stille Wasser sein tief und jetzt trau' i dir gar nit!“

Dori machte lachend das Fenster auf, löste eine Schnur, die quer einen Winkel ausspannte und über welcher Schürze und Tuch gehangen. Sie nahm ein Handföörchen, das sie raich nahe fand, und im Nu raufchte es ein wenig an der dunklen Wand draussen und war der Spuk geschehen.

Wali ließ halb lächelnd, halb nachdenkend, ja endlich nicht ganz unwillig geschehen, was da vorging. Bald war das Fenster geschlossen, und Neugier steigt bei den Mädchen zumeist, oft weit mehr als alles andere.

Dori ging dann raich und hatte ihr „ruhlsame Nacht“ geboten, ehe sich's die Kameradin noch verlah. Es galt, im Hause keine Neugier zu erwecken. Und das Mädchen blieb, am braunroten Haare nestelnd, nachdenklich allein. Ob Dori wirklich eine Schnur ausähänge, zog sie wenig in Zweifel — wozu sollte dieselbe hier dazu drängen?

Dori aber wußte mehr. Sie war von Sceph ins Vertrauen gezogen worden, und zu nichts die Vertraute in Herzensangelegenheiten zu werden.

In der Nikolonacht, eigentlich am Spätabend, ging ein Mann übers Feld, auf dem Stege, der von der Landstraße ab zwischen den Gründen des Scharnegger zu einem Brücklein führte und von dem klaren Wasser, das selbst im Winter die grüne Kresse überrauschte, hinweg, zu dem einzelnstehenden Bauernhofe.

Da trug der Sceph eine schwere, schöne Truhe. Sie hatte seiner Mutter gehört und diese barg einst ihre besten Kleider darein. Er bedurfte das Gerät nicht. Er hatte auch einen großen breiten Kasten, und wozu jetzt mehr? Er wußte auch keine bessere Verwendung dafür, keine, die ihm mehr Freude machen könnte, als sie jetzt der Wali zu schenken.

Sie mußte aus dem Scharneggerhof . . . sie hatte nur ein Bündlein . . . er hatte sie ja kommen gesehen, letzten Jahres mit dem Einbindtuche, das zusammengeknüpft war . . . sie sollte eine Truhe haben und ein festes Eigen, und wenn gar nichts, so doch an ihn denken.

Ja, der heilige Nikolo, der die Guten belohnt, war der rechte Mann dafür, die Wali zu trösten, daß ihr so bitteres Unrecht da vom Bauer geschehen, und er, der Waldgeher, wollte zeigen, daß es noch Gerechtigkeit auf Erden gebe und stille, selbst arme Leute, die immer noch was zu verschenken und gute Unschuld zu belohnen haben.

Er trug seine Truhe und war schon nahe dem Steg oder Brücklein, da bog jemand aus einem Gebüsch hervor mit einer Laterne. Wie ein plögliches großes Auf-

flammen war es vor Sefy. Er hatte keinen Lichtstreif zuvor bemerkt und nach einer ganz andern Richtung wegen der Truhe sehen gemußt. Es kam nun an ihn heran. Furchtlos gingen beide Teile und wozu auch anders? Man konnte nicht sehen, wer hinter dem Laternenlicht ging. Plötzlich war's nahe und leuchtete sogar unerschrocken nächst der Gestalt des Sefy auf und zu seiner Truhe empor.

„Du bist's, Sefy, was tragt du da?“

„O Herr Schullehrer ... wo aus bei der Nacht?“

„Hat ein jeder sein' Weg,“ sagte der Angeredete, der Unterlehrer, ein Junggefelle, kurz und blüdig. „Aber was tragt denn du da bei der Nacht?“

„Eine Truhe?“ setzte er fort. „Vertragst doch nix Unrechtes, Sefy! ... Dho, so eine schöne Truhe!“ sagte er, zu ihr emporleuchtend und sie genau besichtigend.

„Ist's schön, so wird sie's mehr erfreuen!“

„Sie? ... A so! ... Und weißt du,“ sagte der Lehrer, „daß die Truhe ein rechtes Altertum ist?“

„Ja, hat die Mutter g'sagt, von der Großmutter.“

„Weißt du, daß deiner Großmutter Großmutter noch ein Kind war, als die Truhe schon lang fertig gewesen?“

„So! Nachher beweist's, daß sie gut z'samm' halt.“

„Aber wert is sie was Rechts.“

„Is mir gerad recht.“

„Und kommt sie dir etwa wieder ins Haus?“

„Kann sein ... mein' aber schier nit.“

„Ihät mir leid!“

Schon mochte der Sefy jagen „mir auch“, nach seinem Sinn, da fuhr der Schullehrer fort: „Weißt du, daß darauf ... gotische Schnitzerei?“

„Was ... gotige Schnitzerei?“ entgegnete der unrecht Verstehende rasch; „nein, da ist nix gotig, alles fein sauber und gut aus Eichenholz.“

„Gotisch, gotisch, mein Lieber. Und das waren die Altwordern, die ...“ fing der Schulmeister sogar in seinem Lehrtou an ... „die noch keine Christen waren.“

„Ei was, seid so gut ... unchristlich auch noch ... fallt mir nit ein ... is ein Kreuz darauf!“

„Ja wohl, aber der Geschmack an den Heiden ...“

„Was ... ein Geschmack an Heiden ... Schullehrer, da will ich nit wissen, b'sit Gott!“

Sefy fing rasch vorzuschreiten an.

„Hör' einmal! Wenn du oder deine Schöne oder allmit'sammen die Truhe einmal verkaufen wollt, ich weiß ein gut Stück Geld dafür ... kommt zu mir!“

Schullehrer,“ dachte der Sefy, „kauf du dir ABC-Namenbüchl ... laß meiner Wali die Truhe,“ und er ging rasch vom Steg davon, als möchte der feine Schullehrer sie ihm noch abschwätzen. Er könnte auch morgen bei Tag doch anders sagen und anderen Sinnes werden! Vorerst das Geschenk an die rechte Stelle!

Und wie, wenn die Truhe wirklich weit mehr wert, als er gedacht? Er vergönnte das von Herzen der Dirm und sollte die Truhe ihr ... sollte dieselbe einmal beiden helfen ... die Schullehrer sind zu allem gut ... und der Nikolo ist schon ein recht waderer Heiliger!

Er ging tapfer die letzte Strecke des Weges an. Das Laternenlichtlein verschwand und verlosch ihm wie ein Irrlicht in der Ferne. Es war recht dunkel, als Sefy die vorher wohl ausgesuchte und angeschaute Stelle im Hofe fand, in dem zum Glücke kein Hund bellte. Er kannte das Kammerfenster, zu dem er zeither oftmals emporgesehen, wenn das Lichtlein wie ein Stern verlosch — und da, gerade darunter, legte er seine Last ab, rückte er sie sachte und lautlos an die Wand.

Des Morgens waren die Dirmen rasch aus den Federn. Dori war die erste und pochte sogar an der Thüre Walis. Der Wintertag guckte frühzeitig hell aus den breit hingedehnten Wolken heraus und der Schnee fing dieses Licht auf, es verdoppelnd. Wali war flink zum Tage bereit. Fast hätte sie die Schür und jenes Gespräch vor dem Schlafengehen vergessen. Sie hatte so schön geträumt, als wär's jest Lanzing (Frühling) und stiegen die ersten Lerchen hoch in die blauen Lüfte und schmetterten. Das erquickte sie recht. Dorls Klopfen brachte sie erst zur vollen Erinnerung, und sie sah die ans Fenster geknüpft Schür. Als sie vollends fertig und ohnehin die Scheiben zu Öffnen gewohnt war, da mußte sie auch an die Schür greifen. Ziehen oder nicht? Jrgend einer Bosheit zur Vollendung helfen? Einem Scherz, einem schlechten? Gar nix? Dem doch Ueberraschendem?

Sie fing mit der einen Hand zu bewegen an, sie nahm die andere zu Hilfe, denn es ließ sich ungeschickt oder schwer an. Sie zog stärker ... stärker ... es wurde immer vergeblicher und bald ging's gar nicht weiter. Sie zerrte ... sollte sich's an der Wand verhängt haben? Es stockte jedoch vollends. Sie bog sich zum Fenster hinaus und bemerkte nicht sogleich etwas. Daß sie die Schür strammer zog, machte, daß sie endlich diese genau mit den Augen verfolgen konnte ... und unten, ganz nahe am Boden, blieb das Ende, war dies verhängt oder verknüpft an einer Truhe. Dummes Zeug! dachte sie und meinte, es habe jemand an das zum Hause gehörige Gerät die Schür geknüpft. Sie warf diese unwillig hinab und nahm sich vor, dieselbe unten loszulösen. Das hat man davon, sagte sie sich, wenn man so dummem Geplauder wie dem der Dori nachgiebt; das hätte man sich ersparen können.

Sie ging hinab, auch um im Vorbeigehen die Schür zu lösen ... doch sieh, als sie davor war, erkannte sie, es stand eine Truhe da, die sie zuvor nie gesehen, die Schür war wohlbedacht zierlich mit dem Schlüssel verbunden und an dem Schlüssel hing ein schmales, dünnes Holzbrettlein und daren war geschnit „Sefy“ ... sonst nichts.

Sie mußte es sehen, als sie die Schür losknüpfen wollte. Sie mußte hinknien dazu und bemerken, daß sie diese Truhe wahrhaftig nie zuvor im Hause gesehen. Und war sie nun ihr ... eine Nikolobescherung von Sefy?

Sie griff sich ans Herz, denn es zuckte da. Sie hob aber auch rasch den Deckel und sah hinein in die Truhe. Sie war leer ... bis auf ihr Körbchen ... kein Zeichen, kein Inhalt weiter.

Sie schloß rasch und ging, als verfolge sie jemand, mit der Schür in der Hand und sogar unversehens in der Hast wie mit dem Körbchen auch mit dem anhängenden Schlüssel davon.

Nun kamen die Hausleute allmählich aus den Thüren. Der Knecht war der erste, welcher das seltsame Gerät, das fremde da im Hause, an der Stelle unter dem Ueberdache auf den Gangstiesen sah. Es wurde laut. Bald waren Emerenz und die Mutter, ja sogar nach kurzer Zeit auch der Scharnegger da, und alle besahen die fremde Truhe.

Der Schlüssel samt dem Namen auf dem Brettchen war zum Glücke hinweg ... und ein Kästel starre da vor allen.

Es war mehr als gotisch ... chinesisch ... spanisch. Dori ließ sich gar nicht sehen. Man hätte dieser breiten, immer gleichgültig dreinschauenden Dirm' gar keine Mitwissenschaft und Helexei zumuten mögen.

„Wem gehört das?“ ging die Frage von einem zum andern. „Wer hat das gebracht?“

Alle eben Anwesenden konnten mit gutem Gewissen ihr Unbetheiligtsein versichern.

„Doch, geh her da! Gehört das dein? Was ist das? Aufmachen!“ schrie der Bauer.

„Nix da, aufmachen!“ warf der Knecht widerseßlich rasch ein.

„Es kam was recht Böses drin sein. A wütige Katz! Sie springt an!“

„Is vielleicht gar ein gelegtes Kind d'rin?“ rief die Bäuerin furchtlich aus.

„Ja, kann auch ein Raketen d'rin sein und beim Aufmachen losgehen!“ sagte jetzt der Scharnegger in Erinnerung an böse Dinge, die einer aus dem Wochenblatt im Wirtshause vorgelesen.

Der Knecht murmelte sogar etwas von Mäusen und Ratten boshafterer Leut.

Doch stand und rührte sich nicht.

„Hinauswerfen!“ rief der Knecht.

„Was kann nur d'rin sein?“ rief Emerenz nochmals neugierig.

Wali, die schier und als neben-sächlich vergessen war, kam aus der Gerätkammerthüre und ging geradezu auf die Leute bei der Erube los — indem sie entschlossen und zu aller Erstamen sagte: „Nix ist d'rin!“

„Nix?“ „Wieso weißt du das?“ „Waaaa?“ waren die Ausrufe.

„G'hört sie dein?“ sagte der Bauer.

„Nein!“

„Hast schon hineingesehen?“

„Ja!“

„Mach auf! Hast den Schlüssel?“

„Ja!“

Da... sie öffnete... alle guckten ins Leere.

Aus dem Düstern und ergebnislosen Starren ins Leere rang sich dem Scharnegger die Frage los: „Na und wem gehört sie denn zu aller End?“

Niemand wollte es wissen.

Doch scheute es, sich weiter in Streitigkeiten und Geheimnisse dem Bauer gegenüber einzulassen und sie sinnierte in sich: Wenn es die Wali werde wissen lassen wollen, werde diese es schon sagen, alles übrige ist ja nun bloß deren Sach'.

Wali spürte in sich den alten Widerspruchs- und Trotzgeist. Sie wollte nicht gleich vor allen bekennen, welche Bewandnis es mit dem Ganzen habe. Sie wollte sich so wenig fest bestimmen wie den Seph. Sie hatte das Brettlein vom Schlüssel genommen und schon verwahrt. Sie wollte erst Ruhe in sich haben, um zu bedenken, was sie thun sollte.

„Einem im Haus muß sie doch gehören!“ rief der Bauer endlich wieder aus, nach dem fraglichen Ding zeigend. „Oder sollten's Dieb' gestohlen und da herge-
hellt haben? Wär' nit' übel!“

„Könnst' auch ein Dieb erst hergebracht haben, um was hineinzuthun,“ sagte der Knecht weise.

„O, wenn sie deinen Verstand hätten hineintun mögen,“ rief Emerenz aus, „hätten sie was viel Kleineres gebraucht!“

Andere lachten.

„Und so groß is sie,“ sagte der Bauer, „daß man schon gar schön einpacken könnst! Thät' ja schier d'rin sins Platz haben!“

„Zu was soll die im Haus da?“ fragte endlich wieder der Knecht grübelnd.

„Muß man ja grad beim Ortsvorstand zur Anzeig' bringen!“ rief der Scharnegger. „Könnst' ja jemanden abgängig sein und könnst's Dieb', die im Forttragen verschleicht worden sind, grad da im Vorbeihuschen gelassen, oder die Absicht g'habt haben, da im Hof zu verstecken.“

„Vielleicht...“ sagte der Knecht nachdenklich langsam, „... vielleicht möchten sie erst kommen!“

„Du bist der Schlane!“ rief der Bauer erboht, daß der Mensch immer so verkehrt dahersprach. „Oder,“ rief er plötzlich auf, „seid Ihr eins da mit fremden Leuten einverstanden, die da einpacken möchten!“

Er sah ringsum scharf in die Gesichter und diese machten seltsame Miemen.

„Will eins durchgehen?“ rief er auf.

„Emerenz!“ fuhr's dem Knecht hervor.

„Esel!“ war der Lobn, der ihm von Mutter und Tochter zugleich dankbar entgegenkündete.

„Emerenz! O du...!“ warf ihm auch der Vater zornig verweisend entgegen.

Und dennoch, der Name zündete. Eine Reihe von kleinen Thatsachen, mit ihrem Widerspruche gegen seinen Willen, kamen ihm in den Sinn. Er wiederholte den Namen „Emerenz...“ aber in einem ganz andern Ton.

Das genügte, um die Zusammengesetzten zu einem

Bösen des engern Beisammenseins zu bringen, so daß die Weibskente sich leise zu entfernen begannen. Aber sie konnten doch nicht ganz von der Stelle hinweg.

„Emerenz...“ hatte der Bauer vor sich hindenkend gesagt und geögert, seinen Gedankengang laut werden zu lassen.

Da, in der peinlichen Stille trat Wali plötzlich vor und sagte: „Nein... mich geht's an, ... mir is sie vermeint!“

„Dir?“ — „Du?“

„Warum redst' mir? Was sagst es nit' gleich!“ rief der Alte wieder heftig auf. „So eine vertrackte Dirn!“

„Nein... ich mein' nur, daß es die Emerenz nit' an-
geht, sondern nur mich angehn kann.“



Der Knecht war der erste, welcher das seltsame Gerät sah.

„Wieso weißt du das?“

„Weil ich's weiß!“

„Also g'hört's dein?“

„Nein... doch nit!“

„Der Nikolo hat die Dirnen närrisch gemacht,“ wendete nun die Bäurin ein. „Könnten schon nimmer verschlafen sein! Die Dorothee steht da, als wär sie stumm verberzt und die Wali is mir schon ein Rätsel!“

„Eine Heimtückische is sie! Eine Seltsame! Sie hat immer was Besonders, Hinterhältig's! Sie und die Emerenz!“

„Vater!“

„Jetzt hab' ich's satt!“ rief der Scharnegger ergrimmt, gegen Wali hin. „Nimm deine Truhen und leg dir all dem Hab' hinein und geh damit! Ich will nit wissen! Hätt' da noch eins zu Gericht zu lausen, anzufragen und Geschichten zu erleben... ich mag nit wissen, aus it's... nimm deine Truhen und geh damit... ich hab' bald eine andere Dirn, geh in Gott's Nam!“

Der Eindruck war stark. Darauf war man keinerseits vorbereitet. Das Harte war gesagt und der Harte war nicht leicht zu anderem zu bewegen.

Die Wali biß die Lippen übereinander. Es stieg ihr auf, als wollten ihr Thränen in die Augen. Aber sie war trotzig und eigensinnig genug, um alles in sich zu verbergen. Die Kleine mit dem nun im Tageslichte vollends hell schimmernden Scheitel auf dem runden Kopfe und mit dem bleichgeröteten Gesichte hätte auf ein bewegliches Herz einen ebenso rührenden Eindruck machen können, wie entgegengesetzt auf ein kälteres einen geradezu widerwärtigen.

„Gut... ich geh'!“ sagte sie. „Ich kam gehn! Aber die Truh'n bleibt!“

„Sei so gut!“ war des Bauers Gegenruf.

„Ich hab' nur ein kleines Bündl... mehr als ich bracht hab', trag ich nit fort... alles andere bleibt.“

„Willst uns erst recht in die Sunderlichkeiten hineinbringen?“ sagte die Bäurin, nun mehr zu ihrem Mann haltend.

„Du gehst und nimmst dir deine Bescherung mit!“ sagte fest der Bauer. „Alles was dir gehört und drum und dran ist! Oder du bleibst und die Sach' wird ein ganz besonders End' nehmen! Also bleibst?“

„Bis morgen,“ entgegnete sie.

„Gut, und kein Wort weiter!“

Somit war die räthelhafte Angelegenheit vorläufig zu Ende oder nur noch für einen Tag ins Schweben gebracht. . . .

Dorf ging wackelig wie immer an ihre Arbeit.

Es war ein trüber, ein mürrischer Tag im Hause. Der Scharnegger war gar nicht zu beruhigen. Es hatte ihm das Dirnl, die Wali, vorerst gar so gut gefallen, daß er sie jetzt doppelt haßte, weil er sich in allen Voraussetzungen getäuscht. Die Emerenz fühlte, daß sie doppelt scharf bewacht sei in ihrem Verkehr mit dem Mädchen, dem sie so gut geworden. Und die Wali war so still in sich verschlossen, ja in einer Art Trutz, daß sie selbst jener keine Mittheilungen machte. Wozu auch? Es war der Wali im Innern nicht recht, was geschehen, es that ihr nicht wohl, was vorgegangen. Fort mußte sie. Und wie leichtem Herzens wäre sie gegangen, wenn nicht der Sceph gerade in der letzten Zeit sie mit einem Mädchen, ja mit der Schnur an sich fesseln gewollt. Wozu sollte es? Wozu war es gut? Sie wollte in die Ferne und der Sceph mußte dabeim bleiben, gehörte zu dem Wald und konnte nicht weiter. Was sollte aus einer solchen Beziehung oder Art Verbindung werden? Und wenn sie

jetzt mit dem Sceph noch zu letzter Zeit sich zeige, so können die Leute meinen, sie habe während längerer Zeit, derweil sie dagewesen, ein heimlich Verhältniß mit ihm gehalten. Das schädigte ihren Ruf. Keine üble Nachrede sollte ihr irgend ein Mensch geben können. Und wenn sie eine ungewöhnlich kurze Dienstzeit gehabt... ja hinaus müsse... so sollen doch alle Menschen außer dem Scharnegger sagen müssen: Es war eine rechtschaffene, mangellose Dirn, schad' um sie! — Das war ihr richtigster, bester Stolz da.

Und wenn der Sceph nur sichtbar geworden wär'. Der Schafsteb' aber erzählte, daß die Holzknechte ihre Hütte auf der Rauchenleiten neu aufgeschlagen hätten. Und da mußte der Sceph im Wald sein. Ob er dort übernachtet? Ob er nachts heimkam? O, nachts heimlich ihn auf dem Weg suchen... heute noch zu ihm gehn? So überwacht, wie Wali heute hier war? Nein und hundertmal nein!

Ihn geradezu rufen lassen? Den armen Menschen, der es so gut mit ihr meinte, zu schanden machen, da, vor allen Leuten? Das hatte er doch nit verdient. Das beste schien ihr, sie lasse die Truhe stehen, wo sie gestanden, und das andere werde sich schon finden. Am Ende gehe die Sache aus, daß ihrem Rufe kein Schaden und dem Sceph nicht allzuhart geschehe, wenn sie einmal fort und die Sache gar nicht mehr von Wichtigkeit ist.

Am Abend ging der Sceph vom Walde heraus und es war ihm so schwer ums Herz. Er hätte gern von dem Gescheide und den Folgen seiner Nikolobescherung gewußt.

Er wollte, er konnte nicht ins Hans zum Scharnegger, er durfte auch nicht die Wali sehen oder sprechen wie eine andere, er hatte kein Zeichen von ihr erhalten, wohl keines zu erwarten; es war dem Verliebten ums Herz wie nie in seinem Leben.

Auf der Wiese am Waldrande wendete der Knecht des Scharneggers noch Streu am Spätabende. Sceph trat absichtlich hinzu und begehrte Feuer von ihm für seine erloschene Pflanze. Er hatte die Absicht, ein Gespräch zu beginnen, um vielleicht etwas Neues aus dem alten Schwäzer herauszubekommen. Bald war allerlei gefragt und bald war der Knecht mit der Neuigkeit heraus, es habe sich eine kuriose Sache im Scharneggerhof begeben und die Wali, das übertrugige kleine Ding, müsse außer Haus und schon moring.

Moring (morgen)! Das Wort fiel wie eine Zentnerlast auf die Brust, wie ein Blis ans heiterer Höhe, dem Sceph. Und allgemach ward ihm die ganze Auseinandersetzung, daß kein Mensch wisse, woher die Truhe stamme, daß die Dirn so verschlossen wie eine, die man schier martern könnte, ehe sie ein Wort sage, und daß der Bauer geschworen, sie dürfe nicht so fort, sondern nur mit der Truhe und ihrem Allen darin, er lasse sie ihr sonst nachtragen bis vor das Dorf!

„Soll einspannen lassen, hab' ich ihm g'sagt,“ berichtete der Knecht, „und soll sie hinausfahren lassen, hab' ich ihm g'sagt; aber da hat er mich wieder geschimpft fürs Geschweinste, wie immer! Und die Truhen steht, wo sie gestanden, is das das Geschweitere?“

„So, so, hm!“ Der Sceph drückte den Deckel seiner Pflanze so zu, daß es laut klapppte, und schmalzte.

„Moring in aller Früh ist's aus und g'sehen, und wär' ich das Dirnl, ich wär' heut' davongeloffen,“ sagte wieder der Knecht, „dem belurt und belauert is sie heut' den ganzen Tag, daß sie nit die Augen aufschlagen kann ohne Bemerken der Leut'. Ich ließ alles da und lief davon!“ rief er plötzlich auf.

„Ja, aber wieder der Alte...“ verbesserte er sich.

„Und der hat geschworen?“ frug Seph.
„Geschworen!“ beteuerte der Gertrage.

Der Seph setzte seinen langen Stock, an dem Klasten und Meter eingeschnitten waren, fest in den Grund und ging, sich kurz verabschiedend, seines Weges, während welchem er den Rauch bezahlt wolkenreich von sich stieß.

Des nächsten Morgens war der Scharnegger am frühzeitigsten wach. Er hatte, soweit menschenmöglich und bis auf die Zeit der kurzen Nachtruhe, welcher er nur bedurfte, aufgepaßt, daß nichts geschehe, was ihm etwa zuwider sein könnte. Die Emerenz ward so viel wie möglich fern von dem verderblichen Einflusse der Dirn gehalten, hinter der allerlei Heimlichkeit, nach des Waters Verdacht, stecken mußte. Und im Morgendämmern, nachdem er noch abends bezahlt und berichtet hatte, was zum Ausstände gehörte, harrete er, was kommen und ob und wie doch sein Wille geschehen werde.

Ihr „Gott's Gott!“ hatte die Dirn zum Lohn und Gehührenden gesagt, so ruhig, als begänne sie im Hause gleich wieder von vorne, und kein Wort weiter und keinen Trug und kein Bedauern und keine Bitt um Verzeihen und Gutgedenten. Er schüttelte den Kopf.

Dort hatte überlegt, ob sie dem Mädchen verpflichtet und wegen einer heimlichen Mitschuld angängiger sein sollte als irgend jemand. Aber sie dachte wieder: jene mag wissen, was sie thut, und deren Sach' ist alles weitere. So blieb sie zuletzt gleichgültig und suchte nur unverdächtig und unbehelligt ihrer Wege zu gehen. Ihre Schuhe waren ja in jener Nacht einwärts und auswärts gestanden, es war also nir Gewisses, sie mußte alles thun, um weilers im Hause zu verbleiben.

Der Scharnegger stellte sich im Morgendämmern breit vor die Küchen- und Sturzhüre unter Dach. Er wollte seinen Willen sehen und haben. Er wendete kein Auge, als das Mädchen hörbar schon von der Holzstreppe herabkam und sich in der Küche die Hände der Weiber zum Abschied entgegenreckten. Er erblickte nur endlich an der Thür etwas Weißes und erkannte ein Bündlein und war auf das Postbrechenlassen seiner ganzen herrischen Strenge gefaßt.

Da kam Wali heraus. Und sie... sagte noch nicht „Vshüt Gott!“ sondern „Grüß Gott zum Moring!“ und wendete um ihn herum und ging zur Truhe... sie wollte wohl das Bündlein hinein thun.

O, der Bauer wuchs empor! Er hatte seine Herrlichkeit!

„Recht so!“ rief er auf, da er sich nicht enthalten konnte! „Das gilt! All dein Hab und Gut oder gar nix!“

Verfasser: Belfortener für 1891.

Sie hatte sich's während der schlaflosen Nacht überlegt. Sie wollte die Last selbst auf sich nehmen und auf die Landstraße tragen, wo der Bot' kommen müßt, und dem werde sie schon Auftrag geben, ohne daß die Peut' da, und überhaupt, daß es unauffällig und keine andern Menschen wüßten.

All' dein Hab oder nix, hatte der Bauer gesagt, und Wali kniete ganz einsam hin und erfaßte mit beiden Armen die Last und wollte sie auf sich nehmen. Es werde ihr schon jemand helfen, dachte die in sich Gekehrte, Stille.

Da wollte sie heben, heben, sie konnte nicht, sie hatte sich für zu stark erachtet.

Der Knecht kam geschäftig heran.

„Wart', es wird gleich gehn, ich helf' dir!“

Er setzte an, er hob an... es ging nicht.

„Was taufig! Hast ein' Reichthum, ein' goldigen Schatz hinein than? Es is mentlich (sehr schwer)!“

Sollte ihr jemand noch Böses angethan, etwa noch Steine hineingelegt haben? Nur keine Schande und keinen Spott da!

Sie hoben beide an. „Sapperment, da gehört ja noch ein Mann und keine Dirn dazu!“

Und kaum hatte er das gesagt und wie unwillkürlich an den Dedel gefaßt, da hob sich dieser Dedel und in der Pfüftung war ein Kopf sichtbar und nach dem Kopf rasch ein ganzer Körper... noch ein Mann war da... und unter dem Aufschrei „Seph!“ von vielen Seiten erhob sich dieser, stieg heraus und zeigte sich vor allen.

Freilich, er hatte sich's einsamer gedacht. Aber so gekommen und geschehen war's nun.

„Was ist das?“ rief der Bauer fragend auf,

Mund und Augen bis zur Möglichkeit aneinanderweitend. „Du hast gesagt, die Dirn geht nur mit allem ihrem Hab' und Gut... und weißt, ich gehör' ihr... und laß sie nit allein und nit mit dem Bündl fort... wie du!“

„Seph!“ schrie die Stimme der Emerenz aus allen heraus.

Sie ging aber auch zu der kleinen Dirn, der Wali, die stand und von der aller Augen vorerst wegen des Seph wegwendet waren — die stand und nicht wußte, sollte sie auflachen, weinen, aufschreien und jubeln oder stumm zusammenstinken.

Seph aber nahm sie um den Hals und drückte sie an sich... und an seiner Brust kam sie halb und halb zur Besinnung, in übermäßiger Wonne und Schmerzhaftigkeit.

„Sehen hab' ich das Dirnl nit können... wissen hab' ich müssen, ob sie zu meiner Sach' halt' oder nit... und ich hab' mir nit anders zu helfen g'wußt... so hab' ich's g'macht... helf' mir Gott... anderweis ging's



„So hab' ich's g'macht, helf' mir Gott.“

fächer mit . . . und so, Bauer, wenn du mir dagegen hast, bleibt die Dirn noch bis zu Lichtmeß da, und dann ist unsere Hochzeit.“

„Gelt, Wali?“ fragte er noch, „du gehst nur mit dein besten Hab' und Gut für allzeitlebens?“

Das war bald geordnet und gerichtet.

Der Scharneggerhof hatte sein besonderes aufregendes Ereignis, seine seltsame Bescherung und es war ringsum nirgends verboten, davon zu reden.

Die Leute mit heiterem Gemüt hatten rechtes Gefallen daran.

Dorel hatte auch einmal eine Freude nach ihrer Art, und die zweifelhafte Schub-Entscheidung endete mit der festen Bestimmung, daß sie im Hause verblieb.

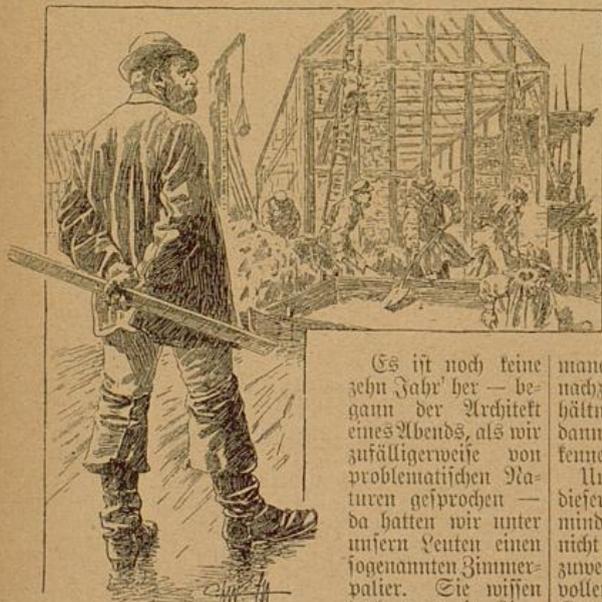
Des Scharneggers getroffene Nase konnte weder damals in der Vöhlnacht, noch je später entscheiden, ob ihm Walis Schub nach einwärts oder auswärts zugefallen. Und die Zuversicht der Emerenz, nach dem Vöfeln, hat sich nicht erfüllt in demselben Jahre. Des Vaters widerstrebende Beharrlichkeit ließ sie auf einen Fasching abermals warten.

Die prächtige Truhe, welche zuerst wegen des Hausschatzes sehr in Betracht gezogen war, prangt in des Waldgebers Häuschen an einem vornehmen Platz. Und wenn dem Elternpaare zu viele Kleine schreiben sollten, so wird sie doch nach des Schullehrers Weisung zu einem „Altertumsfest“ wandern, der soll sie in Gottes Namen gut verwenden, in Ehren, wenn er will zu einer Bescherung — sie war, ist und bleibt eine „Schatztruhe“.

Kaum aber wird die Nikolonacht leicht wieder zu so gutem Andenken kommen und wird noch so oft freudig ausgerufen werden: „Schöne Bescherung!“

Die Lust am Wald.*)

Von Julius Groffe.



merpalier ist — der Aufseher und Auszahler, der Macher und Sprecher, — eine Art Generaladjutant des Bau-

*) Aus dem Cyklus „Die Novellen des Architekten“ von Julius Groffe.

führers oder noch besser der Feldwebel und Vertrauensmann sämtlicher Arbeiter. Das Wort soll von Partieren herkommen, — ob es wahr ist, mögen die Gelehrten unter sich ausmachen.

Das war also bei einem Neubau, den ein reicher Gründer in G. aufführen ließ, einer von denen, die auf unbegreifliche Weise rasch in die Höhe gekommen, wie es nur jene verstehen, die einen Sinn mehr haben müssen als wir andern Sterblichen. In der Regel kommen solche als arme Hausknechte an, dienen ihre Zeit ab in einer Ausspannung oder in einem Hotel. Nach zehn Jahren trifft man sie wieder als Oberkellner oder Portier, — plötzlich als Geschäftsführer und Teilhaber. Nach wieder zehn Jahren haben sie selbst ein Hotel, dann zwei, drei — mehrere Häuser und in dreißig Jahren sind sie Millionäre und Wämmer bei der Stadt. Wie sie das machen, ist mir immer ein blaues Wunder gewesen und ein Kapitel von der praktischen Kabbala, die uns ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln bleibt.

Solch einer war Herr Moderich Frost & Co., der eine halbe Straße, ja einen ganzen Stadtteil sein nannte und sich jetzt ein neues Palais aufführen ließ. Wir hatten bei dem Bau eine Menge Menschen nötig und konnten nicht immer wählerisch bei der Annahme sein. — Desto mehr war es unter Zimmerpalier Konrad Raubmann; denn ein einziges rändiges Schaf verdürbe die ganze Herde, pflegte er zu sagen, und so blieb er unerbittlich in der Auswahl und wir ließen ihn gewähren.

Überhaupt ein Prachtmensch in jeder Weise, dieser Raubmann, hünenhaft groß, breitschultrig und doch ebemäßig, blondhaarig, blauäugig und vollbärtig, das wahre Musterbild eines Ugermanen von gewaltiger Kraft. Und wenn zuweilen der Bauherr neben ihm stand, eine kleine verhagelte Gestalt mit schwächtigen Gliedern, flavisch schief geschlittenen Augen und aufgedunsenem Gesicht, dann mochte man wohl fragen: Herrgott, wie ungleich verteilt sind deine Gaben? — Warum muß dieser Riese im Joch dieses Zwerges ketten, und woher nimmt er die heroische Geduld, daß er bei allen Mörgeleien und souveränen Launen des Bauherrn nie ein Wort der Entgegnung fand?

Aber nicht bloß ein Riese war Raubmann, er war auch ein Charakter, zuverlässig wie Gold, mäßig, unbestechlich treu, ein wahres Muster von Mensch und ein guter Sohn obendrein. Ausser für eine alte kranke Mutter hatte er auch noch für eine Schwester zu sorgen, eine Witwe mit fünf Kindern, der Mann war als Dachdecker verunglückt. Konrad Raubmann erhielt seitdem die ganze Familie, und ich weiß, daß er sich selbst

manches entzog, um allen seinen übernommenen Pflichten nachzukommen. Sehen Sie, wenn man von solchen Verhältnissen eines Menschen weiß und ihn alle Tage sieht, dann glaubt man zuletzt, ihn auswendig und inwendig zu kennen, und in alle Wege auf ihn bauen zu können. —

Und dennoch hatten wir uns in ihm getäuscht. Auch dieser blonde Ugermane war unberechenbar und nicht minder eine problematische Natur in seiner Weise, — nicht entfernt der Dudnäufer, wofür ihn Herr Frost zuweilen halten mochte. Nein, wie die meisten charaktervollen Menschen hatte auch er seinen undurchsichtigen Kern, sein Geheimnis, wie ich aus verschiedenen Gründen übrigens längst vermutete.

Eines Nachmittags — es war an einem Sonnabend, wir hatten den Bau wiederholt revidiert, auch besprochen, was in nächster Woche zu geschehen habe, die Rechnungen waren durchgegangen und die Leute ausbezahlt,

wie es immer an diesem Tage Brauch ist — da fiel es mir auf, daß der lange Konrad Raubmann immer noch dableib und auf etwas zu warten schien, beides ganz gegen seine Gewohnheit, denn in der Regel schritt er rasch nach seiner Wohnung, wenn nicht seine alte Mutter oder seine Schwester kam, um ihn abzuholen.

Heute stöberte er in den Spinden herum, studierte die Landkarten und Fahrpläne an der Wand, sprach mit diesem und jenem, den er zurückhielt, und schoß wiederholt einen forschenden Blick aus seinen bligblauen Augen zu uns herüber.

Das fiel mir auf, umsomehr als er schon den ganzen Tag über sonderbar blaß und zerstreuter als sonst, ja offenbar verstört gewesen war.

„Was habt Ihr, Raubmann?“ fragte ich endlich.

„Herr, Herr Kondukteur,“ sagte er merkwürdig verlegen und klappte das Metermaß wieder auseinander. „Ich hatt' Euch wohl etwas im Vertrauen zu sagen.“ —

Als führte ich ihn abseits zu dem Schuppen, wo die Arbeiter ihre Werkzeuge unterbrachten, auch sonst ihre Rast zu halten pflegten beim Frühstück und mittags, jest war er leer.

„Also was habt Ihr auf dem Herzen?“

Aber der lange Hüne wollte erst gar nicht mit der Sprache heraus und machte eine lange kraule Einleitung. Nun hatten wir zusammen gedient und den Krieg von 66 mitgemacht, Raubmann war Flügelmann gewesen, und wenn man so nicht bloß, wie das Sprichwort sagt, manchen Scheffel Salz mitammen geessen, sondern auch manche Portion Pulver und Blei miteinander verschossen hat und dem Tod ins Angesicht gesehen, da findet sich ein vertrauliches und offenes Wort ohne Umstände.

„Schaut, Herr Kondukteur,“ sagte er, „wir haben doch manches zusammen erlebt, was nicht alle Tage vorkommt. Wißt Ihr noch bei Trautenau und Nachod, wo wir die Batterie nahmen und im Wald bei Königgrätz, wo die Kugeln wie Mützen um uns flogen und die Baumäste niederrasselten. Einmal wurde Euch schlecht, weil Euch so ein Splitter gefügt und eine blaue Hummel im Abprallen gestrißt. — Na, wir hatten ja noch einen Schlud übrig allezeit, und wie's nachher der Herr Vicefeldwebel wettgemacht — da soll einer kommen. Jawohl, als die große Krankheit nachher einfiel und als ich schon aufgegeben war im Spital, wie da der Herr Vicefeldwebel mich gepflegt und auch Geld weggeschickt haben an meine alte Mutter, das werd' ich nicht vergessen auf lebenslang. Drum möcht' ich heit Ihren Rat haben in einer wichtigen Sache —“

„Was ist's denn? Ihr wollt doch nicht etwa gar auswandern?“ fragte ich auf gut Glück, denn dem Mann war nicht beizukommen.

Da stuzte er doch und sah mich überrascht an, während es um seine Mundwinkel zuckte, als hätte ich doch eine wunde Stelle berührt.

Darauf begann er nach einer Pause mit einer ganz neuen Einleitung.

„Schauet, Herr, — wenn einer den ganzen geschlagenen Tag seine schwere Arbeit thut, nachher will er auch seine Erholung haben. Der eine geht zum Schat, der andere zum Kegeln, der dritte fest sich auf die Bierbank, wenn ihn nicht der Hafer sticht, daß er sonstwie noch anders ausschlägt. Das ist alles nichts für mich, — ich hab' nur eine Lust — und das ist die Lust am Wald, ja wohl am frischen grünen Wald, und das Herz geht mir auf, wenn die Wipfel über mir rauschen und ich weitab im blauen Forst bin, wo ich die ganze Welt und die Menschen vergessen kann. Ich mein' allweil, das muß wohl im Blute liegen, denn mein seliger Groß-

vater ist Förster gewesen; und ich wär' unfehlbar auch so ein Grünrod geworden, wenn ich nicht schon in jungen Jahren hatt' zugreifen müssen und verdienen, um meine Leut' zu erhalten. Es giebt ja sonst Zerstreung und Dufel genug, wer's sucht; — ich bin am Glaset wie an den Schürzen vorbeigegangen, aber die Lust am Wald ist mir geblieben, so oder so. Nun geht's zwar nicht am Werketag, wie Ihr wißt, und am Sonntag möcht' ich kein Argernis geben. Arm bin ich auch und die fünf Würmer wollen leben; so schleich' ich denn ab und zu bei der Nachtzeit hinaus —“

Da schoß mir das Blatt, wie man zu sagen pflegt. Daher also sein verschlossenes und verstörtes Aussehen, das mir einigemal aufgefallen war.

Nun lag alles am Tage.

„Mensch, Ihr treibt also Wittdieberei — —“

„Mein Gott, redet nicht so laut, Herr,“ fiel er ein, „und warum denn gleich so schwere Worte brauchen und so unehrliche! Was liegt denn an ein paar wilden Kaninchen, die sind bald immer wieder vollzählig. Und es kann doch keine Sünde sein, so gefräßiges Ungeziefer zeitweil' zu mindern. Vorsichtig bin ich auch, um auch da kein Argernis zu geben. Ist auch alles lang gut ausgegangen bis gestern, Herr, — ja gestern hat's großes Malheur gegeben, und nun ist's aus, nun geht mir's Wasser an den Hals und ich bin ein verlorener Mann, wenn niemand mir helfen will.“ Dabei biß der Mensch im Grimm auf den Bart, und es arbeitete fetsam in seinen Wienen, als müßte er um jeden Preis die Thränen überwinden. Er that mir wirklich in der Seele leid.

„Was ist denn vorgefallen, Raubmann, — seid Ihr geziehen worden?“

„Ach, wenn's nur das wäre, — aber es ist mehr, Herr. Schaut, Ihr kennt doch die Seeberge. Wie schön ist's da oben. Da wimmelt's von Hunderten von Kaninchen, denn sie haufen in den Sandlöchern. Aber auch Hasanen hat's die schwere Menge in der Schomung, seit sie besonders gehegt werden. Früher hielten sie nicht stand und gingen immer wieder ein, jest seit zwei Jahren halten sie aus, und das ist mein Unglück geworden, denn ich sehe die schmucken Vögel gar zu gern, — ohne ihnen etwas zu thun. Das Schiefen im Flug ist nicht meine Sache, und sie bloß flügelstumm zu schießen, das wär' leicht Nasjägeri, damit will ich mich nicht befassen. Aber schaut, wenn ich nun meine Freund' hab' an den bunten Vögeln, dann kommen auch unversehens die Kaninchen wieder, und dann ist's um mich geziehen. Gestern vollends — denkt Euch — komm' ich in die Pichtung, da steht gar ein Rehbock, a's wär' er hergezauert. Wenn der liebe Gott solch Glück beschert, der darf nicht nein sagen, das wäre eine Todssünde für den Weidmann. Also hab' ich ihn geschossen.“

„Freilich ist mir's wie ein Mord vorgekommen und ich hab' mich auch eine Viertelstund' lang nicht rühren können. Endlich, als ich hin will, wie ein armer Sünder, hör' ich die Zweige knacken, und als ich aufschau', da steht auch schon der Förster und ruft mich an und liegt im Anschlag.“

„Nun wißt Ihr aus dem Jahr sechsundsechzig, wie einem alten Tirailleur zu Mut ist. Die Oesterreicher Kaiserjäger hatten dieselbe grüne Uniform, und wie viel haben wir weggenallt ohne Erbarmen. Im Nu lag mein Stutzen an der Wade.“

„Da auf einmal geht des Försters Schuß los und im selben Augenblicke schlug mir mein Büchsentolben an den Kopf, — mein Stutzen war eben auch losgegangen —“

„Heiliger Gott! Ihr habt ihn also erschossen —“
Da griff mich der Kiese am Arm und wieder zuckte es über sein bartumwaltetes Gesicht, und die Stimme war wie ausgeblasen.

„Ja wohl, Herr Kondukteur, so hätt's kommen können, und es war gar nicht meine Schuld, daß das Schlimmste nicht zutraf. Nein, Gott sei ewig gelobt, er lebt noch, — aber getroffen ist er freilich und erkannt hat er mich auch. — Laßt Euch sagen, kaum daß ich ihn stürzen sah, so schnellt' es mich empor — heiliger Gott — du bist ein Mörder geworden; ich wollte fort wie gejagt von tausend Teufeln, — aber es ging nicht, ich war wie angenagelt — oder als hätt' ich einen Zentner Eisen an den Füßen; — kurz, ich mocht' wollen oder nicht, ich mußte hin und mein Werk ansehen. Der Mond trat gerade hinter den Wolken hervor. Da lag er denn der Förster wie leblos ausgestreckt in den Walderdbeeren, daß ich nicht anders meinte, als ich hätte ihn mausetot geschossen. Wie ich mich hinunterblickte, sah ich, daß unter seinem offenen Rock das Blut über das Hand lief. Auf einmal ab'r regte er sich und wollte sich aufrichten, doch sank er zurück und war wieder ohne Besinnung. Zum Glück war eine Quelle in der Nähe, ich lief sofort hin und holte Wasser, in der Klatsche war auch noch ein Schluck. Endlich kam der Förster wieder zu sich und fuhr mit der Hand gleich nach dem Schlüsselbein und nach der Schulter.

„Was wollt' ich nun machen. Mit Aufbietung meiner letzten Kräfte schleppte ich den schweren Mann durchs Gestrüpp und bis zur Hütte des Waldhüters, wo er wenigstens unter Dach und Fach war. Bis zur Sternwarte war's zu weit, und die Wä'r' auch geschlossen gewesen. Dann bin ich noch eine Stunde in der Waldhütte geblieben und hab' den Verwundeten gepflegt und verbunden, so gut ich's konnte. Hätte auch alles gern mit ihm durchgesprochen, aber er gab mir keine Antwort; nur starr angesehen hat er mich in einem fort, als könnt' er mich mit seinem Blick bannen, mir ist ganz unheimlich geworden.

„Endlich bin ich ins Dorf hinunter, hab' einen Hirtenjungen aus der Herde geholt, den ich von früher kannte, und hab' ihn in das Forsthaus geschickt, hab' auch ganz genau beschreiben lassen, wo der Mann läge, so daß sie ihn noch in der Nacht holen lassen konnten, wie es denn auch geschehen ist. Den Hiebbock hab' ich liegen lassen, aber was soll ich thun — was soll ich thun?“

„Ihr seid ein häßlicher Mensch,“ sagte ich, — „aber wie ist's denn mit der Wunde?“

„Darauf versteh' ich mich freilich nicht, — das Schlüsselbein ist getroffen, aber die Kugel scheint bei der Schulter

heraus zu sein. Der Förster hat mir sagen lassen, daß er wohl davon kommen würde und in zwei Monaten wieder auf dem Zeug wäre. Mir ist's seitdem wie ein Stein vom Gewissen, aber das wird mir nichts helfen.“

„Wenn die Sache so ungefährlich ist, so geht hin und stellt Euch dem Staatsanwalt. Höchstens giebt's ein halb Jahr Gefängnis.“

„Wär' schon recht, aber die Sache hat einen Haken. Wissen,“ fuhr er nach einigem Stoden fort, „ich bin vor anderthalb Jahren schon zweimal bestraft worden, eh'r Ihr bei uns wart, — das erstemal mit Gefängnis, das zweitemal bin ich kaum am Zuchthaus vorbeigekommen; bekämen sie mich noch einmal, sagte der Richter, so soll ich mich gleich auf ein paar Jahr' gefast maden.“

Ich wunderte mich im stillen, daß ich von all diesen Dingen noch nie etwas gehört hatte, aber der Mensch war eben in seinem Fach so tüchtig und den Arbeitern so

ans Herz gewachsen, daß jedermann wie auf Verabredung davon schwieg.

„Dann bleibt Euch freilich kein Ausweg übrig, als Ihr müßt fort — rasch fort.“

„Ja, das meinte meine alte Mutter auch, — aber Flucht und Reise ist bald gesagt, — ja wie denn, Herr Kondukteur — wie denn?“ Ich meinte nun schon, daß es am Besten feblte, und überlegte einen Augenblick.

„Wartet hier ein paar Minuten,“ sagte ich dann zum Bedrängten. Ich will versuchen, die Sache mit dem Bauherrn auszumachen. Vielleicht hat er ein Einsehen und Ihr könnt fort —“

Aber das war leichter gesagt als gethan. Herr Roderich Frost & Co. erschrak bis zum Tode, als er hörte, welchen gefährlichen Nimmrod er bei den Leuten habe. Selt-

samerweise war auch ihm die Leidenschaft des Jägers ein Geheimnis geblieben, ob schon er selbst Jäger war und ob schon der lange Vaubmann, wie sich herausstellte, mit oder ohne Absicht gerade auf den gepachteten Jagdgründen des Bauherrn den Wald zu bewundern liebte. Drum fuhr Herr Frost & Co. zuerst gewaltig auf, endlich den Störer seiner Passion zu haben, und schwur, den Undankbaren gehörig läßen zu lassen. — Aber seltsam, gerade der Gedanke, mit Polizei und Gericht zu thun zu bekommen, wirkte auf seinen Grimm mit besänftigender und abschwächender Gewalt. Ich brauchte ihm gar nicht anzudeuten, daß es nicht gerade politisch sei, einen sonst harmlosen Kaninchenschützen zu seinem persönlichen Todfeind zu machen, — nein, die bloße Aussicht, in nähere Berührung mit den Herren von der Justiz zu kommen, schien dem reichen Gründer eine fatale Unbequemlichkeit, ein unerträglicher Mißstand, auch wenn er diesen Widerwillen vor mir zu maskieren suchte. Es sei schon wahr, sagte er, diese Herren Beamten seien den



Da lag er denn der Förster wie leblos ausgestreckt in den Walderdbeeren.

armen Leuten obnehin auffällig und suchten immerfort nach Gründen, mit ihm, das heißt mit seinen Arbeitern anzubinden wegen demokratischer Untriebe und so weiter. Er aber habe ein menschliches Herz und frage nichts nach der Parteifarbe, — kurz, er bewilligte meine Wünsche weit über meine Erwartung und zahlte dem Zimmerpazier ein volles Quartal im voraus, obwohl es eben erst begonnen.

Inzwischen hatte ich einen Arbeiter an die Familie Laubmann geschickt und ließ die Schwester unter irgend einem Vorwand auf den Bauplatz rufen.

Die Schwester war eine tüchtige, resolute Frau, wie sie vorzugsweise auf dem Wald gedeihen — ein weiblicher Konrad Laubmann in allen Stücken. Ich hatte sie als Frau des Dachdeckers schon früher gekannt. Die kam auch gleich mit gewaltigen Schritten und in häufigster Sorge. Das scheue Wesen des Bruders war auch ihr schon am Morgen aufgefallen und die alte Mutter mochte auch nicht geschwiegen haben; sie kannten ja beide seine unglückselige Leidenschaft.

Nun gab es einen ergreifenden Abschied, nicht gerade reich an Worten, das ist nicht die Art wie bei Stadtleuten, die sich noch tausend Dinge zu sagen haben. Freilich weinte die Frau und der lange Konrad bis auf seinen Bart, — überhaupt schien er jetzt noch viel gebräuneter und verzagter, so daß ihm die Schwester noch Mut einprechen mußte: sie wollten sich schon tapfer durchschlagen und wollten auch nachkommen, wenn's ihm gut ginge, sie hätten ja längst viel Freunde drüben in Amerika und, wer weiß wie oft, selbst dran gedacht einzuzwandern. Seine Sachen wollte sie ihm nachschicken nach Bremen, wo er auch ein Unterkommen finden könnte bei alten Bekannten.

Endlich ging der Mann zu Fuß ab bis zur nächsten Bahnstation, und die Schwester begleitete ihn eine Stunde weit.

Noch am nächtlichen Abend ging ich hinaus zum Forsthaus hinter den Seebergen. Der Förster war richtig in seiner Wohnung und lag zu Bett, ließ mich aber ohne weiteres vor. Wir kannten uns seit Jahren und von manchem schönen Tag her. Beim berühmten Schützenfest in G. . . . , beim Walddereinstag auf dem J. . . . berg, beim Veteranenfest der Kriegervereine in W. . . . und sonst hatten wir uns oft gesehen und ich durfte den alten originellen Mann wohl meinen Freund nennen. Freilich sonst war mit Herrn Schorn nicht gerade gut Kirichen essen. Der pflichttreue, unbarmherzige und hitzköpfige Beamte war weit und breit als Waldteufel und Esbär gefürchtet. Eine dunkle Sage ging sogar, daß er mehr als einen Wilddieb auf dem Fleck erschossen. Vielleicht deshalb war er diesmal umsonst aus dem Konzept gebracht.

So erschien es mir wenigstens, als wir ins Gespräch kamen. Er erriet schon, weshalb ich ihn aufgesucht, und sagte sogar voraus, daß ich die Hauptsache bereits wisse. Einfügen muß ich, daß er, wenn auch noch im Wundfieber, dennoch bei vollen klaren Sinnen war.

Er schilderte den Vorgang der verfloffenen Nacht genau so wie der lange Konrad, er wußte auch alles, was der Wildschütz mit ihm gethan, wie er ihn verbunden, fortgebracht und so sein Leben gerettet habe. Das alles dünkte dem alten Förster schier unbegreiflich. Jeder andere Wildschütz hätte den Verhafteten mitleidlos kalt gemacht, und darauf war er völlig gefaßt gewesen. Nun diese unerwartete Schonung und Rettung — das ging schnurstracks gegen Kriegsbrauch und Kriegrecht, ja eigentlich gegen alle Moral im großen Kampfe der Grünröcke und Wilderer. Allerdings hatte er den Laub-

mann längst schon auf dem Kerbholz, ja er hätte ihn mehreremals warnen lassen, daß kein Bardon gegeben werde. Nun war es umgekehrt gekommen, und so sprach er denn mit gewissem Respekt, ja mit unverhohlener Sympathie von dem merkwürdigen Burschen, war auch bereit, seine offizielle Anzeige noch um 24 Stunden aufzuschieben, bis es zweifellos, daß der Flüchtling glücklich entkommen sei. Am meisten bekümmerte ihn schließlich, — nicht daß er vielleicht einen bleibenden Schaden davontragen werde, aber daß er dann seinen Hausstand verändern müsse. Bisher hatte er mit einem alten diebischen Knecht allein gehaust, nun müsse er doch daran denken, eine alte Muhme oder auch eine Nichte von „über dem Wald“ aus dem Meiningenschen kommen zu lassen, damit sie Ordnung halte und dem Knecht auf die Finger sehe. Diese Aussicht auf Weibsbilder und Unterstöcke machte den alten Knasterbart jetzt schon ganz rabiat und drohte die Heilung zu verzögern.

Damit ich es gleich hier einschalte: eine allerliebste Nichte kam schon nach einer Woche glücklich an und gewann bald das Herz des alten Knechts, der sich in seiner neuen Nichte- oder Großvaterrolle höchst beglückt fühlte. Auch der lange Konrad Laubmann war inzwischen glücklich nach Amerika entkommen.

Wie Sie wohl denken können, interessierte mich der ganze Fall. Ab und zu besuchte ich den Förster und ebenso die Familie Laubmanns, die sich redlich und notdürftig durchhalf. Nach ein paar Monaten kam denn auch ein Brief aus Milwaukee und die alte Frau gab ihn mir sofort zu lesen. Unmöglich wär' es, das Geschreibsel zu wiederholen, man sah, mit der Feder war der wackere Laubmann nicht so bewandert als mit dem Zimmermannsbeil und der Jagdbüchse.

Die Hauptsache lautete: es gehe ihm Gott sei Dank sehr gut und er verdiene jetzt schon die Woche über seine sechs bis acht Dollars und sehr bald mehr, so daß er Mutter und Schwester recht gut erhalten könne, aber das Heimweh — das Heimweh, darüber komme er nicht hinweg, — die Menschen daherum seien wie überall, aber das Land sei ganz erschrecklich.

Noch ein paarmal war ich in dem kleinen Häuschen bei den braven Leuten und immer war gute Nachricht da, Laubmann hielt auch Wort und schickte alle Monat Geld, zuletzt ganz beträchtliche Summen. Dagegen wurden die Briefe immer kürzer und leerer, am allerwenigsten konnte man daraus erfahren, was er eigentlich sei und betreibe. Von einer Aufforderung, ihm nachzukommen, war keine Rede mehr, ja, er verbot es zuletzt ausdrücklich, deshalb Schritte zu thun und das Häuschen in der Heimat ja nicht zu verkaufen. Seine Schwester wurde darüber ganz irre und mochte zuletzt selbst kein Geld nicht mehr annehmen, — wer weiß, womit das verdient sei.

„Sei keine Närrin,“ sagte dann die Mutter, „der Konrad war immer brav und wird sich lieber die Hand abhacken lassen, als sich auf etwas Schlechtes einlassen. Du wirst sehen, es wird alles noch ganz gut, wenn nicht für mich, aber gewiß für dich und die Kinder.“

Um jene Zeit war es, als ich meine Reise nach Italien antrat und G. auf längere Frist verließ. Dann verlor ich auch Laubmann und seine Familie aus den Augen.

Beinahe fünf Jahre waren verfloßen, als ich zurückkam. In solchem Zeitraum verändert sich viel in eines Menschen Leben, — auch viel in einer Stadt. Was war aus unserm Bauten geworden. Jenes Palais stand noch unvollendet als Ruine da, denn Herr Roderich Frost & Co. war mit dem allgemeinen Krach ebenfalls

in die Luft geflogen; und es zeigte sich nachträglich, daß der damals reiche Gründer alle Ursache gehabt, sich die Justiz nicht zu nah auf den Leib kommen zu lassen. Sein Andenken war schon halb verschollen, aber andere setzten seine Projekte fort, den neuen Stadtteil auszubauen. Jetzt hatte man gerade eine Kirche begonnen und viele meiner früheren Arbeiter fand ich wieder, selbstverständlich unter einem andern Bauführer, der mich einlud, die neuen Bauten gelegentlich näher anzusehen.

So kam ich denn etwa nach einer Woche auf den Bauplatz hinaus und wurde mit großer Herzlichkeit empfangen. Als neuer Zimmerpalier fungierte jetzt ein früherer Arbeiter, ein sehr geschickter Maureraltgefell, den ich damals schon gekannt und den ich einige Tage zuvor in Laubmanns Familie als Hausfreund wiedergefunden, was mir manches zu denken gab, denn besonders mit der Schwester, jener Witwe des Dachdeckers, schien er auf ganz vertrautem Fuße zu stehen. Das ging mich allerdings nichts an, — ja es freute mich sogar, daß die verlassenere Familie doch nicht ohne Schutz gelieben war. Als wir oben auf den Gerüsten waren, drehte sich dieser Mensch auf einmal zu mir und sagte: „Denken Sie, Herr Kondukteur, heute früh hab' ich den Laubmann gesehen —“

„Aber das ist ja unmöglich, — der ist noch in Kalifornien oder in Saint Louis, — dorthin waren seine letzten Briefe.“

„Ja, das war vor drei Monaten.“

„Aber Sie wissen ja, daß seine Familie keine neue Nachricht hatte, wie sollte er plötzlich hierherkommen —“

„Und doch muß es so sein. Ich kann es beschwören, es war seine Figur und sein Schritt. Aber nobel ist der Mann geworden, ganz anders als früher und fein wie ein Daus. Der muß großes Glück gemacht haben darüber. Der Keller und Seidler haben ihn auch gesehen und erkannt.“

Die Genannten, welche in der Nähe waren, stimmten gesprächig bei, und es gab eine wachsende Aufregung unter den Leuten. Die Frage vom Glück ist ja allzeit die, welche die Menschenherzen am leidenschaftlichsten bewegt.

Während wir noch davon sprachen und bereits einen der jüngeren beordert hatten, sofort Kundschaft in Laubmanns Haus einzuziehen, trappte plötzlich ein gewaltiger Mensch die Leiter herauf, und als der stattliche Herr oben auf dem Gerüst war, zog er den Hut.

„Der Laubmann!“ scholl es ringsum und hundert Hände streckten sich ihm entgegen.

Er war es denn wirklich, ein eleganter, imponierender Herr mit englischem Backenbart und das Kinn herausgerasiert. Das Gesicht war schmaler, schärfer und farbloser geworden, aber sein feiner Anzug und seine selbstbewusste Haltung, alles verkündete den Selbmademan. Sie können sich denken, wie stürmisch er empfangen wurde. Von allen Seiten drängte man sich herbei, ihn zu sehen und ihm die Hand zu schütteln. Viele zwar riefen ihn an: Laubmann, wo kommt Ihr her? — wo wollt Ihr hin? — macht, daß Ihr weiter kommt, oder man setzt Euch in den Schatten. —

Aber der Mann blieb ganz ruhig, ich möchte sagen gleichsam blasirt oder lebensmüde, obgleich das nicht das Richtige bezeichnet. Seine Gleichgültigkeit und zugeknöpfte Art war allen unbegreiflich. Mittags gelang es mir, ihn mit mir zu nehmen.

Wir gingen in ein abgelegenes Kosthaus und ich ließ eine Flasche Wein bringen. Wirklich schien der eingeroastete Hüne endlich warm zu werden und aufzutauen.

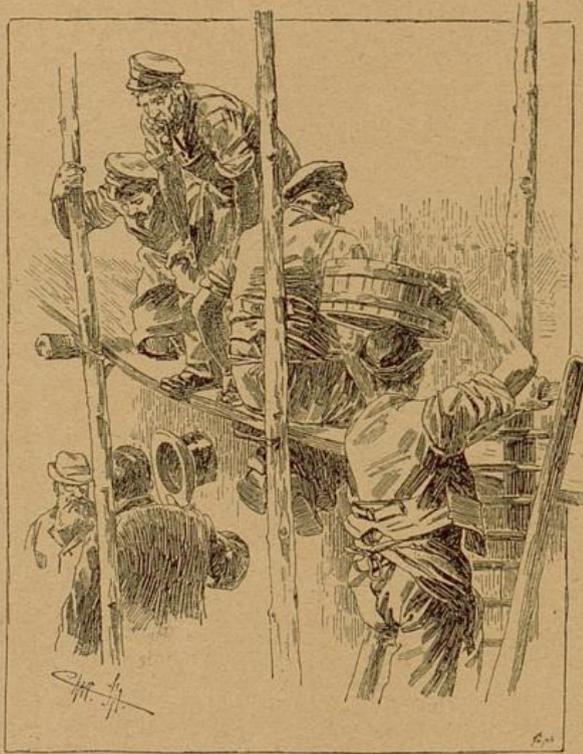
„Ja, Herr Kondukteur,“ sagte er, „es ging mir, wie ich geschrieben, ganz vorzüglich, aber diese Amerikaner, diese Yantees — Herrgott, das sind ja keine Menschen mehr, — nur noch Gespenster oder Maschinen und ärger hinter den Dollars her, als ich seinerzeit hinter den wilden Kaninchen.“

„Was seid Ihr denn eigentlich gewesen?“

„O,“ sagte er leicht hin und wie von oben herab, „so allerlei, was Sie wollen, aber das ist da drüben einerlei. Zuerst wollt' ich Zimmermann oder Maurer werden, aber da kam ich schlecht an, schon weil es mit der Sprache haperte.“

So ward ich denn Zimmeranstreicher, dann Fensterrollenmalter und Tapetendrucker,

zwischendurch auch einmal Wärter in einem deutschen Boardinghaus, — einmal wollten sie mich zum Barrer haben, weil ich die Figur dazu hätte und die Lunge — und ein andermal sollt' ich mit aller Gewalt heiraten. War da ein deutscher Handelsmann mit zwei Töchtern, die ich schon auf dem Schiff kennen gelernt, — die eine konnte gut Klavierspielen und singen, die andere desto besser tochen, aber alle beide hatten sich's in den Kopf gesetzt, unter die Haube zu kommen. Etwas Vermögen war auch da, — aber — sonderbar — es war genau so wie mit den Japanen und Kaninchen. Bewunderte ich die eine, so war geschwind auch die andere da, so daß ich nicht dahinter kommen konnte, welches eigentlich die rechte für mich sei. So gab es denn Verstimmung und schließlich war die Sache am End', als ich in Chicago eine Stelle fand — bei den großen Schweineschlächtereien.



„Der Laubmann!“ scholl es ringsum.

Da konnten sie meine Arme und Muskeln brauchen, und ich schaffte reichlich so viel wie drei andere — und dreifach hab' ich dort auch verdient. Aber das ist ja kein Leben, kein Ausruhn, keine Natur — und vollends kein Wald, Herr Kondukteur, kein deutscher Wald.

„Die deutschen Eichen und Buchen und Tannen und der deutsche Vogelgesang wie in Thüringen — auch das Wild eingerechnet — seht Ihr, Herr, das brach' ich nimmer aus dem Sinn und endlich hat das Heimweh mich krank gemacht. Lieber laß' ich mich ein paar Jahr einsperren bei Wasser und Brot, wenn ich nur mein Deutschland wieder habe, meine Felder, meine Nichten und Tannen, — ich hätte weinen können wie ein Schulbub, als wir von Köln und Elberfeld durch Westfalen dahinfuhren.“

„Wart Ihr denn schon bei Eurer Familie?“

„Natürlich wohn' ich da, schon seit vorgestern, — was denken denn der Herr Kondukteur? — Hab' auch an die dreihundert Dollars mitgebracht, da werden sie schon einige Zeit leben können. Jetzt will ich mich stellen.“

„Bei wem — bei Gericht?“

„Stimmt ganz genau. Ich halt' es so nimmermehr aus. An den Kragen wird es ja doch nicht gehen. Der Förster Schorn ist wohlaufl, wie ich erfahren, und wenn ich nur deutsche Luft schnappen kann, ist mir's ganz einerlei, wo ich sonst bin.“

Da half nun kein Zureden noch Abmahnen, der Mensch setzte jeder Einwendung seine eiserne Stirn entgegen und es half auch nichts, daß ich ihm vorschlug, erst mit dem Förster zu reden —

„Was soll das nützen?“ sagte er. „Meine That ist damals angezigt, wie es sich gehört, und der Staatsanwalt wird sich nichts vom Förster vorschreiben lassen.“ Darin hatte Laubmann recht und so konnte nichts in der Welt seinen Willen ändern.

Er stellte sich noch am nämlichen Tage wirklich und wurde sofort in Haft behalten. In der Folge bekam er zwei Jahre Zuchthaus, — weniger mit Rücksicht auf seine Noth und jetzige freiwillige Stellung, der man nur die Noth als Motiv unterschob — als um ein Exempel für andere zu statuieren, denn die Wilddieberei hatte seit den letzten Jahren mehr und mehr um sich gegriffen. Aber nun denken Sie nicht etwa, daß damit die Sache zu Ende war, — im Gegenteil, sie hatte noch ein kurioses Nachspiel.

Konrad Laubmann saß in *... hausein, und wie man hörte, hielt er sich dort ganz tapfer. Da will es der Zufall, daß in der Umgegend dort eine große Jagd stattfindet. Der Justizrat B., unseres Ministers rechte Hand und selbst ein großer Jäger vor dem Herrn, war dabei, auch allerhand Kavaliere vom Hof und fremde Fürstlichkeiten. Jemand ein Umstand — war's ein Schneesturm oder Gewitter — zwang dazu, die Jagd zu unterbrechen und ein Obdach zu suchen. Weit und breit war nur eine einsame verfallene Chausseeschenke und in der Nähe das berühmte Zuchthaus. Wohl um die Zeit auszufüllen, benutzte der Justizrat die Gelegenheit zu einer Inspektion des Zuchthauses, die ohnehin schon lange aufgeschoben worden war.

Da fand er denn den Laubmann, von dem er als Jäger wohl schon früher Notiz genommen. Er hatte sich so musterhaft gehalten, daß ihn der Direktor sozusagen zum Oberaufseher gemacht. Die martialische Gestalt des Mannes gefiel dem Justizrat und mehr noch sein charaktervolles Auftreten. Die Folge war, daß er daheim noch einmal den ganzen Fall studierte und auf Begnadigung antrug. So kam der Laubmann schon vor Ablauf des ersten Jahres frei.

Sofort erschien er wieder bei unserem Bau und wurde mit allgemeiner Freude von seinen Genossen aufgenommen, erhielt auch auf der Stelle sein früheres Amt wieder. Ich hatte seitdem ein besonderes Auge auf den tüchtigen Mann und kann wohl sagen, daß wir Fremde geworden sind. Einige Zeit nach seinem Wiedereintritt, es mochte kaum ein halbes Jahr herum sein, fiel es mir auf, daß Laubmann einfüßig und melancholisch wurde, irgend eine schwere Last schien ihn niederzudrücken.

Bei passender Gelegenheit nahm ich ihn abermals vor und ins Gebet. Er beichtete auch sofort ohne Umstände.

„Herr, der verwünschte Wald hat mir's angethan. Ich bin grad wieder so weit wie damals, — glaubt nicht, daß ich ein Kind bin, das auf den Baum steigt, grad weil's verboten ist. Nein, nein, — ich lasse die Verurteilung schon an mich kommen, aber was weiter daraus wird, wenn man gar keine Freude mehr am Leben hat, dafür seh' ich nicht ein. Was mich die Qual umtreibt, Herr, — das möcht' ich Euch nicht wünschen, aber eh' ein Unglück geschieht — auf mein Ehrenwort —, lieber geh' ich zuvor wieder ins Zuchthaus!“

Ich meinte wirklich, bei dem Mann sei eine Schraube locker geworden, wie man zu sagen pflegt, glaubte auch nicht, daß er im Ernst spräche. Aber kaum eine Woche später erfuhr ich, daß das Unglaubliche geschehen, daß er sich freiwillig wieder im Zuchthaus von *... hausein gemeldet habe, — weil er nicht ehlich bleiben könne.

Der kuriose Fall kam in der Folge vor den Landesherrn. Der lachte zuerst über die sonderbare Monomanie, ließ sich dann die Sache ausführlich berichten, und schließlich entschied er dahin, daß Konrad Laubmann zuerst zum Forstläufer gemacht wurde. Sehr rasch ist er dann zum Forstwart und Gehilfen des Försters aufgerückt.

Somit wurde er denn glücklich von seiner deutschen Waldtrauerzeit kuriert. Der alte Schorn ist bald sein allerbestes Freund geworden, und eh' noch ein Jahr verging, hat er ihm seine Nichte zur Frau gegeben, das schöne Leuchen aus dem Weiningschen. Seine alte Mutter hat er zu sich genommen, nachdem die Schwester auch wieder geheiratet — den braven Maureraltgeißel, der inzwischen Meister geworden war. Da wimmelt das Haus bereits von Blondköpfen, klein und groß, wie ich erst neulich wieder gesehen habe, und so sind denn die braven Leute alle glücklich geworden, so weit das auf dieser schlechten Welt möglich ist.

Und nach einer Pause setzte der Architekt hinzu:

Sie werden freilich nun meinen, daß die Auflösung des Problems eigentlich viel einfacher sei: daß das Leuchen von Anfang an eine Rolle dabei gespielt, denn sie war schon vor Jahren einmal bei dem alten Förster zum Besuch. Und so wär's ganz natürlich, daß der lange Konrad deshalb sich an den Wald gewöhnt, daß er deshalb den Förster nicht totgeschossen, daß er deshalb endlich drüben in Amerika nicht hat aushalten können und wiedergekommen ist.

Zawohl, so mögen es die Romanschreiber zusammenspinthieren, aber in Wirklichkeit war's doch anders und so, wie ich erzählt habe.

Als ich bei der ersten Kindtaufe einmal auf den Busch klopfte und meinte, die schöne Leni hab' ihn, dem langen Konrad, doch wohl schon seit langen Jahren im Kopf gesteckt, so daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist, da sagte er in seiner treuherzigen Art: „Nein, Herr, wenn es so gewesen wär', warum sollt' ich's leugnen, aber ich hab' von dem Madel damals keine blaße Ahnung gehabt, der grüne Wald war's

ganz allein — mit den Kaninchen, Fasanen und Rehen. Daß auch noch außerdem saubere Weibsen drin wachsen, das wußt' ich nicht, aber das eben macht den deutschen Wald volends zu dem, was er ist und wie es keinen schöneren giebt auf der weiten Gotteswelt. Ja wohl, Herr, — Deutschland — Altdeutschland über alles!"

Schneiders Kache.

Erzählung eines alten Herrn von M. Schwarz.



Als wir, mein Freund Karl und ich, gerade ein Paar in der schönsten Blüte der Flegeljahre stehende Buben waren, wohnte bei uns auf dem Hof ein armes Kindschneiderlein. Da wir gottlosen Rangen notwendig immer jemanden haben mußten, den wir zur Ziel-scheibe unseres grünen Wises nehmen konnten — andernfalls wäre uns ja nicht wohl gewesen —

hatten wir die lebenswürdige Gewohnheit angenommen, uns über den armen Alten lustig zu machen. Er war ein mageres, blaßes Männchen, mit nur spärlichem grauem Haar, und auf einem Beine ging er lahmt. — Und nun mußte er auch gerade noch, so klein er war, Groß heißen.

Anfangs begnügten wir uns damit, hinter ihm herzurufen: „Kleiner Groß — Gernegroß — Dreikäsebock!“ und dergleichen Scherzhaftes mehr. Als der kleine Mann aber von dieser knabenhaften Ungezogenheit keine Notiz nahm, als ob ihn das gar nichts angehe, wurden wir dreister. Wenn er sich jetzt sehen ließ, meckerten wir wie zwei richtige Ziegenböcke. „Meck, meck, meck!“ — meck, meck!“ ging's hinter ihm her, wobei Karl eine solche Virtuosität entwickelte, daß man eigentlich hätte meinen sollen, es müßten ihm nächstens schon die Hörner wachsen.

Doch auch diese sich mehr gegen sein Handwerk richtende Verhöhnung ward von dem Schneiderlein mit stoischer Ruhe hingenommen.

Da brachte Karl, weil uns nachgerade das ewige Gemeder zu langweilen anfing, wieder etwas Neues auf, das zwar für unsern guten Humor sprach, weniger aber für unsere Herzensgüte.

Als der Schneider sich das nächste Mal zeigte, schrie er ihm nach: „Hinkebein!“ — Und: „Hinkebein, Hinkebein!“ plapperte ich ihm wie ein gelehriger Papagei nach.

Da riß dem kleinen Mann doch einmal die Geduld; er drehte sich in der Hausflurthür nach uns um, drohte uns mit der Faust und sagte zornig: „Das werd' ich euch

anstreichen, ihr saubern Fräuleinchen, so wahr ich Groß heiß!“ —

„Nein, Hinkebein, Hinkebein!“ rief Karl, und wir wollten uns darüber tollachen. — Doch das Pachen sollte mir bald vergehen. Anderntags wurde ich zu meinem Vater auf sein Zimmer gerufen, und wen fand ich dort? Den lahmen Schneider! Meines Vaters finsternes Gesicht weisagte mir aber nichts Gutes.

„Was muß ich hören!“ fuhr er mich an. „Du unverschämter Patron hast dich unterstanden, diesen braven Mann hier eines Gebrechens wegen zu verhöhnen! Psui, schäme dich, das ist ein unwürdiges Betragen! — Doch lassen Sie nur gut sein, lieber Groß! Der Flegel soll exemplarisch bestraft werden! Nächste Woche ist sein Geburtstag. Da bekommt er von mir auch nicht soviel, als unter dem Nagel Raum hat!“

Mein Geburtstag kam heran, und der Vater hielt Wort — wie immer. Er hatte der Mutter zwar nicht verwehrt, mir als kleinen Trost einen riesigen Kuchen zu backen, das war aber auch alles. Von Geschenken, wie sonst einen ganzen Tisch voll, war nicht die Rede.

„Die fallen einstweilen aus, bis du dich derselben wert gezeigt haben wirst, mein Sohn,“ sagte mein ebenio strenger als gerechter Vater. Ich war sehr betrübt und grollte dem Schneider, der mir das besorgt hatte, nicht wenig.

Mit etwas sollte ich allerdings nachmittags noch erfreut werden, als eine Tante erschien, die von der über das Geburtstagshaus verhängten Geschenksperre nichts wußte und mir in hübschem Bauerchen einen allerliebsten, goldgelben Kanarienvogel brachte. Es war ein Harzer Koller, den ich mir schon immer gewünscht hatte. — Und der Vater schien ein menschliches Mähren zu empfinden; er sah bei diesem Geschenk durch die Finger und ließ das Gelbröckchen passieren.

Mehr noch hob sich aber meine Yanne, als der Intimus Karl später zum Gratulieren kam. — Man wunderte sich nicht, daß Karl, der doch der Anstifter des letzten Streiches war, strafflos ausging. Der Schneider konnte sich mit einer Klage an Karls Eltern nicht wenden, da er diese weder namentlich kannte, noch wußte, wo sie wohnten.

Wir tranken erst mit den Eltern und Tante zusammen Kaffee, wobei wir beiden Jungen allein ganz gut den halben, ungeheuren Napfstuchen aufschnabelierten, und dann ging's, als beste Belustigung, auf den Hof hinunter.

„Du,“ meinte ich, „es ist doch recht schade, daß wir dem häßlichen Alten da oben für sein Besen nichts mehr anhängen können, weil Papa es so streng verboten hat.“

— Karl erbot sich sogleich mit lebenswürdiger Kameradschaftlichkeit, ihm dann wenigstens auf eigene Hand ein paar lange Nasen zu machen; und da ich ihn davon abhielt, dachte er ein paar Augenblicke nach und sagte darauf: „Ach, jetzt weiß ich was, das ihn aber ordentlich ärgern wird und dabei ganz unschuldig aussieht!“ —

Als der Schneider etwas später am offenen Fenster saß und seinem Dampffaffen, den er daran hängen hatte, den Dessauer Marsch beibringen wollte, fingen wir mit vereinten, also überlegenen, Kräften den Radekymarsch zu pfeifen an. Argerlich schlug der Schneider das Fenster zu. Aber wir pfeiften nur umso lauter, bis der arme Dampffass, ganz konfus gemacht, schon gar nicht mehr wußte, wo er eigentlich hinbören sollte.

Unsicher und zweifelhaft probierte er endlich einen Takt von der und einen von der andern Melodie. Wir

brachen aber in ein unbändiges Hohngelächter aus und riefen: „Er kann's noch nicht, er kann's noch lange nicht! Und er lernt's auch nie! Hurra!“

Und dann gingen wir den Nadekthmarfch wieder von frischem zu pfeifen an.

So trieben wir es jetzt täglich und amüsierten uns königlich dabei, ohne daß der Schneider uns etwas anhaben konnte, denn warum sollten wir auf dem Hof nicht pfeifen dürfen?

Ich hatte meine Nache, der Schneider ärgerte sich jedenfalls, und sein Dompfaff war das geplagteste Geschöpf unter der Sonne. Er sollte mit dem einen Ohr nach dem Nadekthmarfch, mit dem andern auf den Dessauer Lören, und das war doch eine reine Unmöglichkeit. Schließlich wußte er bei diesem Doppelpfeiftonzert wohl gar nicht mehr, wo ihm das Köpfschen stand, wurde darüber ganz trübfinnig und saß, sich aufplüsternd und gar keinen Versuch mehr zur Entwirrung des Melodienmischmasches machend, still in seinem Bauerchen da.

So traurig standen die Dinge für den Dompfaffen und so höchst lustig für uns, als Karl mich eines Tages darauf aufmerksam machte, daß der Schneider den Groß seinen Vogel bei offenem Fenster und geöffnetem Bauerthürchen frant und frei hängen habe, ohne daß er ihm davonfliege.

„Zieh,“ sagte er neckend, „der Hintebein kann doch mehr wie du. So hast du deinen Manarienvogel noch nicht gezähmt.“

„D doch,“ prahlte ich, „soll ich dir's mal zeigen? Mein Hänschen ist schon so zahnt geworden, daß er mir Zucker vom Finger pickt, und mache ich das Thürchen auf, dann geht er gar nicht mal hinaus!“

Ich lief mit Karl hinauf, um sogleich das Experiment zu machen. — Aber o weh! Das schlaue Hänschen mußte sich wohl nur so gestellt haben, als spüre es keinen Freiheitsdrang in sich; denn kaum hatte ich Fenster und Thürchen geöffnet, da bedurfte es weiter keiner Aufforderung für ihn, sich hervorzubemühen. Husch, husch, war er im Nu heraus und saß auch schon auf dem großen Kastanienbaum, der am Gartenzaun stand, halb nach der Hoffseite herüberragend.

Ich lief jammern hinunter. Da saß nun Tantens schönes Geburtstagsgeheim ganz frech auf dem äußersten Wipfel, trillerte, jubilierte ob der glücklich errungenen Freiheit, darin umher und sang triumphierend, wie zu Spott und Hohn auf meine Dummheit, ein schmetterndes Liedchen nach dem andern in die wohligh ihn umschmeichelnden Lüfte hinaus.

Karl, der ein gewandter Turner war, machte schon Miene, den Baum zu erklettern, aber ich hielt ihn ängstlich zurück, rufend: „Nein, nein, laß das, sonst fliegt er uns nur noch weiter fort!“ — Da öffnete sich die Thür des Hinterhauses, und heraus kam der kleine Schneider. Es kam mir vor, da ich einen Blick auf

ihn warf, als ob er ein recht grimmiges Gesicht mache, und jetzt ging er bis in die Mitte des Hofes vor und richtete von dort aus ein längliches Ding, das er in der Hand getragen, auf Hänschen zielend, nach der Baumpitze. Das Vöglein sah sorglos, vielleicht sogar etwas verächtlich, auf den kleinen Mann herab, im Gefühl gänzlicher Sicherheit lebhaft auf allen Zweigen herumtanzend. Es sollte das vermutlich eine Art Siegestanz sein. Ich aber rief erschrocken: „Karl, Karl, jetzt schießt mir der Schneider meinen Vogel tot.“ Und er schoß wirklich — aber nur mit Wasser. Im nämlichen Augenblick fuhr ein Strahl dieser einem gesiederten Ausreißer sehr gesunden Flüssigkeit in die Krone des Baumes, und Hans fiel, gut getroffen, betäubt zu meinen Füßen nieder, ein klägliches Bild himmelanstürmenden Jugendmutes. Der Schneider hob ihn auf, übergab ihn mir

und sagte dabei: „Nun war es doch wohl gut, daß der lahme Alte so schnell mit der Hilfe bei der Hand war! Da sieh einmal, wozu so ein Hintebein noch gut sein kann! — Diese

Spritze,“ fuhr er fort, den Rettungsapparat in seiner Hand wohlgefällig betrachtend, „hatte ich mir eigentlich angeschafft, um damit nach ein Paar ganz andern lösen Vögeln zu zielen und ihnen für ihr dummes Gepsche einmal ordentlich eins auf den Pelz zu brennen. Nun ist mir's aber lieb, daß ich sie zu besserem Zwecke brauchen konnte. Merk dir's, und laß es dir vom alten Hintebein gesagt sein: „Es ist gar nicht so schwer, Böses mit Gutem zu vergelten, als man gewöhnlich meint. Hätt's selbst nicht gedacht, daß es mich freuen würde, dir, du Unart, deinen Vogel retten zu können!“ Ich stand beschämt da, während Karl, wohl im gleichen Gefühl, sich stillschweigend drückte. — Als ich aber erst mein treuloses braves Schneiderlein hinauf und hat ihn wegen aller getriebenen Allotria um Verzeihung.

Sie wurde mir gern gewährt, und seitdem saß ich oft bei dem Alten in seiner Klause. Auch Karl besuchte ihn manch liebes Mal, und wir hörten ihm immer gern zu, wenn er eine seiner lustigen Geschichten zum besten gab, von denen er eine ganze Menge wußte, oder Vogel- und andere Tierstimmen zu unserem großen Vergnügen täuschend nachahmte, wobei auch der Ziegenbock mit seinem „meck, meck“ nicht vergessen wurde. Dabei drohte uns der Alte allerdings mit gutmütigem Lächeln mit dem Finger.

Einmal, da Groschen, wie ich ihn jetzt laut Übereinkunft nennen durfte, besonders gesprächig war, vertraute er mir an, ich habe ihn doch recht sehr gedanert, daß ich gar nichts zum Geburtstag bekommen habe. Als derselbe dann wieder heran kam, erhielt ich von ihm als Zeichen seiner Freundschaft ein eigenartiges Geschenk: eine kleine, aus einem Tuchrestchen gefertigte Schabracke, zierlich mit bunter Seide ausgegährt. Die sollte mein Püncher zur Winterszeit tragen.

Am wohlsten aber war jedenfalls dem Dompfaffen, seit wir mit seinem Herrn Frieden geschlossen hatten. Er konnte hinfort unbeirrt seinen Dessauer Marsch einstudieren.

Den Nadekthmarfch hat ihm Schneider Groß auf unsere Bitte später aber auch noch beigebracht.

Mitleid und Mitfreude.

Zum Mitleiden gab die Natur vielen das Talent, zur Mitfreude nur wenigen.

Friedrich Hebbels „Tagebücher“.



Aus dem dunkeln Weltteil.

Im „Kongotrub“ in Krabbendyke in Belgien machte vor kurzem der erfahrene, weitgereiste Kapitän des Schiffes „Miete Piepenkopp“, Herr Willem Smydny, höchst interessante Mitteilungen aus dem Kongogeiete. In Mundja, in der Nähe der Äquatorstation, erlegten die Eingebornen ein riesiges Krokodil, welches schon lange der Schrecken der ganzen Umgegend und unter dem Namen

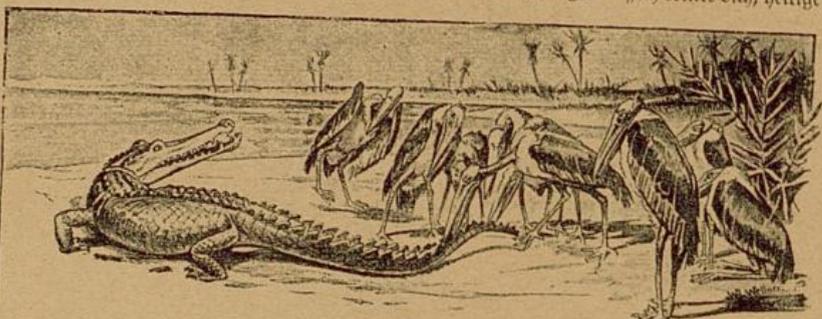
des „Vaters der Gewässer“ allgemein bekannt war. Herr Smydny hatte sich mit den Eingebornen in Verbindung gesetzt, damit ihm dieselben Krokodilhäute lieferten, zu deren Beschaffung er von einer Schuhfabrik Auftrag erhalten hatte. Durch die glücklichen Erleger des „Vaters der Gewässer“ wurde ihm nun die überraschende Mitteilung, daß sich in dem Magen des Ungetüms außer einer Brille, einer Tabaksdose und einer Schnapsbuddel die Überreste eines Notizbuches fanden. Dieses Notizbuch nun hat, um hohen Preis, Herr Willem Smydny erworben, und dasselbe bildete den Gegenstand seines höchst interessanten Vortrages. Das Notizbuch, von welchem leider nur Bruchstücke vorhanden sind, da wohl ein Teil schon verdaut war, trägt den Fabrikationsstempel „Lahr“ und auf der ledernen Einbanddecke einige Buchstaben des Namens des Eigentümers. Die noch lesbaren Zeichen lauten: Dr.er. Es bleibt nun leider kaum ein Zweifel, daß der Eigentümer des Tagebuchs der berühmte Afrika-reisende Dr. Müller war, der seinem Forschungs- triebe zum Opfer gefallen.

Müller war nach dem Kongo gereist, einmal um den dortigen Negerstämmen den ausgiebigen Gebrauch der Selbstmarter beizubringen, dann aber hauptsächlich, um unter denselben das Bolapit zu verbreiten, das, wie der gelehrte Forscher herausgebracht, mit der Sprache der Eingebornen viele Ähnlichkeit hat. Besonders aber hatte Dr. Müller sein Augenmerk auf das Tierleben gerichtet, und gerade die Reste seines Tagebuchs geben über das Verhalten des Tieres zum Menschen in jenen von der Kultur noch kaum angeleckten Regionen den überraschendsten Aufschluß.

Wir sind nun in der glücklichen Lage, von diesem Tagebuch, welches uns Herr Kapitän Smydny großmütig zur Verfügung gestellt, das Interessanteste und die prächtigen Skizzen, die dasselbe schmücken, dem deutschen Publikum zugänglich zu machen.

Die ersten Blätter fehlen und es beginnt die Aufzeichnung erst mit dem Blatte 111. Der wadere Müller schrieb enthusiastisch in sein Tagebuch:

6. Februar. Ja — „ich trinke dich, heilige Kongolust“ —



echt afrikanisch, erquickend, etwas miasmatisch und fiebererregend. Ich wandelte am Ufer des Mwitsejebai-Sees, da ward mir ein prächtiger und höchst belehrender Anblick.

Ein gewaltiges Krokodil, welches den lauen Fluten des Sees entstieg, lagerte sich im heißen Sande und machte einen behaglichen Nachmittagsnicker, wobei es schnarchte wie eine alte Schwarzwälderbauernsägmühle. Das war aber nicht nach dem Geschmack einer er-

flecklichen Anzahl würdiger Marabus, welche gleichfalls bei ihren ersten Betrachtungen über die Schlechtigkeit der Welt in denselben Schlaf der Gerechten gefallen waren. Aufgeschreckt durch das impertinente Schnarchen des brutalen Sauriers eilten sie herbei und zwackten und hackten, unter der Leitung eines besonders ehrwürdigen alten Marabus, derart auf das erschreckte Ungetüm los, daß dieses es für geraten fand, seinen Rückzug in seine feuchte Heimat anzutreten.

(N. B. Sollte dies nicht am Ende, dasselbe Krokodil gewesen sein, in dessen Magen das Tagebuch Müllers gefunden ward?)

Ach, wie erinnerte mich dieses herrliche Bild an meine Heimat — den bieder'n Obermarabu hatte ich sicherlich schon irgendwo gesehen in schwarzer Frack und weißer Halsbinde! —

10. Februar. Heute machte ich in Begleitung des ersten Kammerherrn des Königs Mlangla einen Jagdausflug. Mir zu Ehren hatte der Kammerherr seine Galauniform angelegt, ein Paar alte baumwollene Schwimmbrosen, die er mir abgetbettelt

hatte, ein brennrotes Taschentuch mit gelben Tupfen und als Kopfbedeckung einen alten Cylinderhut. Also auch er huldigte an den fernem Ufern des Mwitsejebai-Sees schon der europäischen Sitte. Am meisten aber zeigte sein Kulturbedürfnis eine riesige Rumflasche.



N.B. echt deutsches Hamburger Fabrikat. Mein vaterländisches Herz schlug voll Stolz.

Der biedere Kammerherr fühlte sich bald etwas angegriffen, einesteils von der riesigen Hitze, hauptsächlich aber durch die geistige Einwirkung des deutschen Feiergeistes, und während ich den Busch durchstreifte, pflegte er der süßen Ruhe. Er „schliefe auf Kaktus wie auf Flaum.“

den Hut in die Augen gedrückt, und ließ mich meiner Wege ziehen. Als ich nach etwa einer Stunde zurückkehrte, genoss ich ein Schauspiel für Götter, das mir den erneuten Beweis lieferte, daß die Herren Affen unsere leibhaftigen Vettern, ja uns in gewisser Beziehung weit über sind.

Eine Gesellschaft dieser Zweihänder hatte sich fachte beige-piricht und — gierig, die Rumflasche zu erreichen — bildete sie vom nächsten Baume herab auf äußerst geniale Weise eine Art umgekehrte spanische Leiter und bemächtigte sich der kostbaren Flasche des armen Kammerherrn, wobei ihnen zwei dumme Papageien glotzend zuschaute.

Also selbst die Affen verfallen auf die tief-sinnigsten Gedanken, um der Segnungen des Geistes teilhaftig zu werden; — und welches Geistes? — Des deutschen! — Erhebender Gedanke!

13. Februar. Die Pelikane werden am Mwitseibai als zahmes Hausgeflügel gehalten. Man benutzt ihre Federn, sie liefern die Braten am Martinstag,

hauptsächlich aber verwendet man die intelligenten Vögel zum Fischfang. Ich sah eine schneeweiße Pelikanherde

vom See zurückkommen unter der Oberaufsicht des jüngsten Sohnes des Kultusministers der vereinigten Uferstaaten. Die Pelikane marschierten in einer langen Reihe, so daß ich zuerst meinte, ich sehe ein Fräulein-institut, das von einer Lehrerin spazieren geführt würde. Als ich jedoch näher hinzutram und den wahren Sachverhalt richtig erkannte, mußte ich die Folgsamkeit bewundern, mit welcher die sanften Tiere jedem Winte ihres schwarzen Führers Folge leisteten. Auch dieses Bild erinnerte an heimische



Verhältnisse, — besonders der schwarze Führer.

16. Februar. Heute sah ich, wie die Pflichtvergessenheit eines Beamten beinahe großes Unheil veranlaßt hätte. Der königliche Elefantendirektor hatte, seine Instruktion vollständig außeracht lassend, die Thüre des Hauses, worin die jungen Elefanten zu Kriegszwecken ausgebildet werden, nicht fest verschlossen.

Einer der übermütigen Jöglinge war entwischt, und der Direktor kam gerade noch recht, um den Deserteur am Schwänzlein festzuhalten.

Da aber die ungebärdigen Kollegen des Flüchtlings arg rumorten und gleichfalls die Gelegenheit zum Durchbrennen benutzen wollten, mußte der arme Direktor mit der einen Hand den Flüchtling fest- und mit der andern Hand die Thüre der Elefanten-erziehungsanstalt zuhalten. Der Unglückliche war in der übelsten Lage. Das kommt von der Pflichtvergessenheit. — So etwas rächt sich auch in Afrika!

20. Februar. Prachtvoll, herrlich, erhaben — ich finde

keine Worte, um meine Empfindungen auszu-drücken. Konqo-haft — afrikal — das ist's. — Ich sah das berühmte Lied:

„Wenn der Mops mit der Wurst übern Eckstein sprinat“ ins Afrikanische übertragen, aber wie! — Phänomenal! — Es war das große Nationalfest der Seenerstaaten — der Schlachtfesttag. Schon bei Tagesanbruch rasselten die Trommeln, quiekend die Frei-



sen und statt des Kanonendonners schlug man mit Keulen auf leere Rumfässer, denn das Pulver war zu

rar und zu kostbar. Rote Schmutztücher webten von allen Hüttenäckern, und jung und alt, Männlein und Weiblein, hatten sich zu des Tages Feier frisch mit Palmöl gesalbt, dessen allerdings etwas ranziger Geruch rings die Luft erfüllte. Der König und die höchsten Würdenträger waren schon drei Tage — nun, wie soll ich mich passend ausdrücken — sie waren zur würdigen Vorfeier schon drei Tage höchst rumvoll, das Volk aber total betrunken. Es war wirklich ein Nationalfest, wie es im Buche steht. Die Hauptrolle bei dem Feste spielte jedoch der Hofkoch und Oberwurstknecht. In der Nähe des königlichen Palastes neben dem Straußenzwinger hatte dieser hochgestellte Würdenträger seinen Kessel aufgestellt, in welchem die herrlichsten Leber- und Blutwürste prangten — ein gewichtiges Zeugnis europäischer — ich möchte sagen deutscher Kultur.

Deutsches Bier und deutsche Wurst,
Deutsches Lied und deutscher Durst —
sind überall in der Welt bekannt und geschätzt.

Herrlich dufteten die Würste weithin über Land und See und der Hofkoch erwartete nur den König, damit das Mahl beginnen könnte.

Creu bewahrt.

Von Wilhelm Fischer.

Im Jahr 1812 dachte ein französischer Offizier, der etwas mehr als seinen Degen besaß: „Was soll ich mein Hab und Gut mit nach dem fernen Rußland schleppen? Fall' ich, so hab' ich nichts mehr nötig, und am End' beerben mich nicht einmal die Kame-raden, sondern die Feinde; bleib' ich am Leben, so hab' ich's wieder nicht nötig. Das große Land wird doch uns Sieger ernähren können, — der Kreml in Moskau soll ja mit Gold gedeckt sein, und Kupfer und Schiefer thät's auch. Ich will lieber auf deutsche Treu' und Redlichkeit bauen.“ So übergab er denn ein festes, wohlverschlossenes Kofferlein einem Tuchmacher in Trier, bei dem er lange in Quartier gelegen hatte, und bat ihn, es treu aufzuheben, bis er selbst, oder seine Erben es zurückfordern würden. Etwas Schriftliches verlangte er nicht, nur einen männlichen Handschlag, und den gab ihm der Tuchmacher beim Abschied und wünschte ihm von Herzen: „Auf baldiges frohes Wiedersehen!“ denn er hatte den manierenlichen Kapitän liebgewonnen — was kann der einzelne für die Weltthätigkeit? Drauf zog der Franzose mutig und siegesgewiß mit der großen Armee nach Rußland hin.

Wie's dem Kaiser Napoleon dort erging, das weiß der geneigte Leser, und auch der Tuchmacher in Trier

Da hörte er plötzlich einen Plumpfer und als er sich um-sah, erblickte er einen jugendlichen Löwen, der mit einem Satz die 12 Schuh hohe Ballisadenwand überspringen und mit einer gewaltigen Wurstfette, die er aus dem Kessel geraubt, gemüthlich grinsend davonlief.

Der Hofkoch eilte todesmutig mit geschwungenem Kochlöffel herbei, um dem königlichen Räuber seine Beute wieder ab-zujagen, — vergebens, — der edle Ken schleppte seinen leckern Raub im Hochgefühl äußerster Wurststigkeit dem nahen Walde zu und — Löw' und Würste sah man niemals wieder . . .

Hier bricht das Tagebuch leider ab. Was hätten wir wohl noch Neues und In-teressantes erfahren, wenn unser kühner Landsmann nicht plöz-lich einem grau-ßen Geschehe ver-fallen wäre! —

N. B. Gerade

als wir dieses Tagebuch zum Drucke befördern, erhalten wir von Krabbendyke die überraschende Nachricht, daß einem unverbürgten Gerüchte zufolge irgendwo in Afrika ein deutscher Dr. Müller aufgetaucht sei. Wäre dies der Fall, so dürfte wohl kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß dieser Dr. Müller mit unserem berühmten Landsmanne identisch sei. Möge sich unsere Vermun-tung bald bewahrheiten.

ward's allmählich gewahrt, wenn auch viel langsamer' als man heutzutage solch gewaltige Kunden vernimmt, denn elektrische Telegraphen gab's noch nicht, und ein bißchen Schönfärben und Vertuschen konnten unsere gewandten Nachbarn auch damals schon. Aber das Feuer, welches die grimmigen Russen ihnen in Moskau angestekt hatten, leuchtete doch zu furchtbar in alle Welt hinein, da half kein Keugnen mehr; und mochte auch Napoleon selbst heimlich und unerkannt zurücklaufen nach seinem Paris: die Trümmer seines stolzen Heeres, welche mühsam die preußische Grenze erreichten, die bleichen, hohlhängigen Zammergestalten, welche mitleid-erregend sich westwärts schleppten, bezeugten laut und unwidersprechlich, daß der ungeheure Kriegszug voll-ständig gescheitert sei. „Jetzt wird der arme Kapitän wohl kommen,“ dachte der Tuchmacher, und freute sich schon darauf, wie er ihn pflegen und herausfüttern und durch das wohlbewahrte Kofferchen trösten wollte, aber er kam nicht. Sollte er gefangen, verwundet oder gar tot sein? Das konnte man trotz aller Erkundigungen nicht sicher erfahren. Inzwischen ging die Weltgeschichte ihren ehernen Gang weiter. König Friedrich Wilhelm erließ den zündenden Aufruf an sein Volk, und das zer-tretene Preußen erhob sich in opferfreudiger Begeisterung; der alte Blücher siegte an der Kasbach, und Bülow bei Dennewitz, und York bei Wartenburg, das alles er-fuhr der Tuchmacher, von seinem Kapitän aber kein



Sterbenswörtchen. Die Völkerschlacht bei Leipzig wurde geschlagen, die Verbündeten rückten in Frankreich, in Paris ein und machten Frieden: „Jetzt kommt er sicher, wenn er noch lebt,“ meinte der Tuchmacher, aber der Kapitän kam nicht. Wiederum verging ein Jahr, und Napoleon wagte den letzten Versuch: Der stolze Adler schwang sich plötzlich von der Insel Elba im Siegesflug, bis nach Paris, nach Belgien, aber bei Belle-Alliance ruyften Blücher und Wellington ihm die Schwungfedern gründlich aus, und der unerfättliche Eroberer, dem einst Europa zu klein war, mußte sich in Groll und Gram verzehren auf dem kleinen Felsen-eilande St. Helena. Jetzt ward wirklich Friede, Friede auf lange Jahre, und oft, wenn der Tuchmacher den Postwagen heranrollen hörte, hoffte er, der werde ihm den Kapitän bringen oder doch Nachrichten von ihm — umsonst! Der Eigentümer des Koffers war und blieb verschollen, seine Spur im Schnee der nordischen Steppen verweht. Aber das Kofferlein selbst stand wohlverwahrt unter dem Ehebetto des redlichen Hüters, der dasselbe auch bei Nacht in seiner Nähe haben wollte.

Der Tuchmacher hatte, wie bereits angedeutet, auch eine Frau, und das ist weiter nichts Seltsames, aber diese Frau war zuzeiten ein wenig neugierig, und das kommt bekanntlich bei Frauen nicht sehr selten vor. „Philipp,“ sagte sie eines Tags, als sie der nachlässigen Magd nachsetzte und dabei den schweren Koffer von der Stelle rückte, „das Ding steht nun schon jahrelang bei uns, und wir wissen nicht einmal, was eigentlich drinnen ist.“

„Ist auch gar nicht nötig.“
 „Aufmachen könnt' man's doch einmal.“
 „Wo denkst du hin? Unvertrautes Gut!“
 „Ansehen wird doch erlaubt sein, wir sehen-ja nichts davon ab.“
 „Kasst sich nicht, wir müßten uns schämen.“
 „Ach, der arme Kapitän ist gewiß lange tot.“
 „Gott verbüt's!“
 „Vielleicht sind Sachen darin, die einmal gelüftet werden müssen, — eine feine Uniform, in die sonst die Motten kommen, oder —“
 „Geht mich nichts an. Ich hab' nur den Koffer treu aufzubewahren, weiter nichts. Übrigens glaub' ich das gar nicht.“
 „Er ist freilich etwas schwer,“ murmelte sie, ihn gedankenvoll betrachtend. „Es muß Gold und Silber darin sein.“
 „So denk' ich auch.“
 „Sollen wir ihn nicht einmal öffnen?“

„Frau, laß mir meine Ruh!“ rief der Tuchmacher ärgerlich und schob den Koffer eigenhändig wieder unter's Bett, — aus den Augen, aus dem Sinn — „ein Mann, ein Wort! ich geb' den Kasten unverseht dem Kapitän oder seinen Erben zurück.“

Und auf diesem Sinne blieb er, so geschickt sie auch mehrmals ihren Vorschlag wiederholte, mit verschiedenen Gründen verbrämt. „Es wäre schad, bares Geld so müßig liegen zu lassen. Man könne es sicher aus-thun, daß es Zinsen trage. Vielleicht fänden sich auch Wertpapiere vor, die eine Erneuerung bedürften. Oder Brieffschaften mit Namen und Wohnort der nächsten Anverwandten &c. &c.“

Auf alle dergleichen Reden hatte der ehrenfeste Tuchmacher nur eine Antwort: „Von alledem hat mir der Kapitän nichts gesagt, dagegen hat er mich ernstlich gebeten, sein Eigentum treu aufzuheben, bis es mir abgefordert werde. Das hab' ich ihm versprochen, und das halt' ich. Verschönige deine Neugier nicht, und laß mir mein' Ruh!“



„Kennen Sie nicht nicht mehr?“

Aber oft wiederholte Worte fallen doch nicht alle auf unfruchtbaren Boden, besonders wenn äußere Umstände ihr Keimen befördern. Allmählich regten sich in seiner eignen Brust ungefrore Stimmen, welche ihm zuflüsteren: „Deine Frau hat am Ende recht.“ Trotz der Friedensjahre ging's ihm im Geschäft nicht besonders. Er wurde älter und sah sich von jüngern unternehmenden Leuten überflügelt. Krankheiten in der Familie brachten ihn noch weiter zurück.

Um sich über Wasser zu halten, mußte er seinen einzigen Weinberg verkaufen, und wer weiß, wann der schöne Garten ihm folgt?“ dachte er seufzend. Oft hielt es ihm bei aller Sparsamkeit schwer, Soll und Haben in Einklang zu bringen. Wenn er dann mühsam die Groschen zusammensuchte, um eine fällige Rechnung zu bezahlen, dann mußte er unwillkürlich an den schweren Koffer denken, zog ihn auch wohl hervor, um sich zu vergewissern, daß er nicht abhanden gekommen sei, und betrachtete den glänzenden Messingbeschlag und die funkelnden Nägelchen: „Da liegen vielleicht Tausende, und ich bin um ein paar Thaler verlegen. Wär' mein alter Freund hier — ich glaub', mir schlöß' er gern auf. Aber er ist wohl tot, sonst hätt' er doch in all der Zeit einmal was von sich hören lassen, gestorben ohne Kind und Kegel, warum melden sie sich sonst nicht?“

So gingen seine Gedanken hin und her, und wer will ihn groß tadeln? Dürftigkeit nach langgewohntem Wohlstande thut weh, und wir sind alle schwache Menschen.

Besonders einmal trat die Versuchung stark an ihn heran. Er hatte einen drängenden Gläubiger zu befriedigen und wußte nicht, woher er das Geld nehmen, welchen Freund er darum ansprechen sollte. Kein Ausweg schien sich zu bieten und der Verlust seines letzten Grundeigentums unvermeidlich zu sein. Da fuhr es ihm durch den müden, heißen Kopf: „Greif unbedenklich hinein in die volle Truhe! Nimm dir, was du nötig hast, der Kapitän leiht dir's gern; leg einen Schuldschein dafür hinein und zahl's in bessern Zeiten zurück. Was ist dabei?“ Aber gerade diese offene Frage weckte sein halb eingelulltes Gewissen: „Was? Mich vergreifen an fremdem Gut? Nimmermehr! Und wenn ich aus meiner Väter Hause muß —“ Entschlossener schob er den Koffer unter das Bett zurück und hatte von Stunde an Ruhe.

Sein Haus behielt er trotz alledem, — Gott verläßt einen ehrlichen Deutschen nicht und hat Mittel und Wege, wo wir nicht ein und aus wissen. Die schlimmste Anfechtung ging vorüber. Der Tuchmacher erlebte Freude an seinen Kindern, sie kamen vorwärts und ihm selber ging's wieder besser. Den umverehrten Koffer hütete er nach wie vor, und vom Kapitän sah und hörte er nichts.

Und wieder rollten Jahre vorüber, Ludwig XVIII. war tot, Karl X. vertrieben, und der Bürgerkönig Ludwig Philipp regierte das unruhige Frankreich, so gut es ging, und der brave Tuchmacher kehrte eines Sonntags nachmittags ahnungslos von einem Spaziergange heim, da rief ihm seine Frau mit seltsamer Betonung im Hausflur entgegen: „Es ist jemand da!“ Er trat ins Zimmer, richtig! da erhebt sich ein graubärtiger Herr vom Sofa, noch ungewiß geht er auf ihn zu, da ruft der Fremde: „Kennen Sie mich nicht mehr?“ und zugleich streckt er ihm beide Hände entgegen und umarmt ihn und küßt ihn mit französischer Lebhaftigkeit auf beide Wangen.

Es war der Kapitän, oder vielmehr der Oberst, — in zwanzig Jahren muß man doch avancieren. Wo hatte er nur gesteckt all die Zeit? ja, seinem treuen alten Wirt hat er's ausführlich erzählt bei einigen Flaschen guten Moselweins, aber ich bin leider nicht dabei gewesen und weiß es nicht genau. Er ist lange in Rußland gefangen, dann krank in der Heimat, dann wieder hinausgeschleudert in die Welt, weit irgendwo in den Kolonien — aber jetzt war er da, und freute sich, daß sein Glaube an deutsche Treue und Redlichkeit nicht zu Schanden geworden war, und schloß den Koffer auf, der allerdings ein kleines Vermögen enthielt, und gab den Armen Triers eine namhafte Summe daraus. Ob er dem redlichen Hüter ein klitzendes Ringlein oder seiner Frau eine goldene Kette verehrt hat, weiß ich nicht zu vermelden; es thut auch nichts. Den Namen des ehrlichen Mannes aber könnt' ich vermelden, doch auch der thut zur Sache nichts.

Werk: Anvertrautes Gut treu bewahren ist nur Pflicht und Schuldigkeit und weiter nicht zu rühmen, aber es über zwanzig Jahre lang und unter solchen Umständen thun, schien mir doch erzählenswert.

Das ewige Heute.

Lebte da in einer deutschen Universitätsstadt ein Wirt, dem's nicht eben zum besten ging. Sein Bier war frisch, sein Wein war ungetauft, seine Speisefarte reichhaltig und nicht durch übermäßig hohe Preise verunziert — und doch hatte er nur wenig Gäste — mag der

Himmel wissen, warum, ob den Leuten, den flotten Studios und ehrfamen Speisbürgern, sein Gesicht nicht gefiel, oder aus welchem Grunde sonst. Unser Wirt, Gregorius war sein Taufname, ließ aber den Mut nicht sinken und eines Tags, er hatte sich eben einige Schoppen von seinem Beiten gegönnt, hatte er einen Einfall. Er ließ einen Firmemaler kommen, feste ihm gleichfalls einen Schoppen von seinem Besten vor und war bald mit ihm im reinen. Nach einigen Tagen bemerkten die Nachbarn des Gregorius, daß er sich ein neues Aushängeschild zugelegt habe, und die Vorübergehenden merkten es auch, denn weithin erstrahlte es in glänzenden Farben: ein mächtiger Schinken, ein Schweins-



kopf, mit der ihm und den Dichtern eigentümlichen Bier, Würste und sonstige Herrlichkeiten, zu vergessen aber auch nicht eine ganze Flaschenbatterie waren naturgetreu darauf abkonterfeit, daß einem das Herz im Weibe lachen mußte. Das Merkwürdigste aber war die Inschrift, welche lautete:

„Heute fürs Geld, morgen umsonst!“
Bald kam ein Trupp Studenten mit bunten Mützen und Bändern die Straße hinab, und kaum hatten sie die Schrift gelesen, als sie in das Gastzimmer stürzten und sich, wie sie dem Wirt lachenden Antlitzes erklärten, „in der Hoffnung auf morgen“, das Beste, was zu haben war, vorsetzen ließen. Gregorius nahm die Ankündigung mit ernster Miene entgegen, war dann aber außerordentlich eifrig im Bedienen der jungen Herrschaften, und die vortrefflichen Speisen und Getränke verfesten diese so schnell in die aufgeräumteste Stimmung, daß sie in dem ihnen noch fremden Lokale länger aushielten, als sie

selbst vorher gedacht hätten. Endlich forderten sie doch die Rechnung und waren auf Schweizerhotelpreise oder noch Schlimmeres gefaßt, — wunderbarerweise war aber alles zu einem höchst mäßigen Satze berechnet. Gebührendermaßen lobten sie den Wirt und entfernten sich mit einem übermütigen: „Auf morgen!“

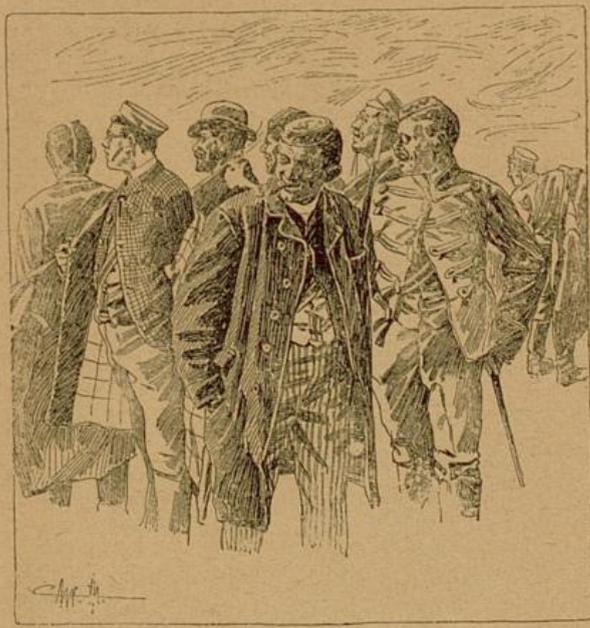
„Auf morgen!“ sagte Meister Gregorius und schmunzelte leise dabei.

Der Morgen kam, und zur Fröhschoppenzeit waren die Herren Studenten, noch zahlreicher als am Tage vorher, pünktlich an Ort und Stelle. Keiner von ihnen legte sich Schranken auf, die geforderten Beefsteaks, Kaviarbrötchen und was es sonst noch Gutes geben mag, regneten nur so auf den Wirt herab, und vom Bier kam man bald zum Wein und gar zum Champagner. Mittag war längst vorüber, als man endlich daran dachte, die lustige Sitzung aufzuheben; die neu mitgebrachten Gäste bezahlten — sie waren durchweg mäßig

lieft zum Gregorius, und da er in der That ein Wirt war, der seinen Gästen das ihnen Zukommende zuteil werden ließ, so bekam er sehr bald feste Kundschaft und war nach einigen Jahren schon ein wohlhabender Mann. Das Schild hängt noch immer, aber es fällt keiner mehr darauf hinein.

Das erste deutsche Reichswaisenhaus in Tahr.

Der Hinkende hat die Leichenbittermiene nicht gern und möchte sie um alles in der Welt nicht öfter aufsetzen; er weiß sehr wohl, daß sie leicht langweilig wird, ja wohl gar den Spott herausfordert. Ein fröhliches Gesicht zu machen, fällt ihm aber doch schwer, wenn er bedenkt, daß die Zukunft seines Lieblingskinds, des Reichswaisenhanfes, immer noch nicht gesichert ist. Das Haus ist bekanntlich für 100 Knaben eingerichtet, während aus den Zinsen des bis jetzt vorhandenen Kapitals noch lange nicht einmal die Hälfte dieser Zahl erhalten werden kann, so daß die laufenden Einnahmen aus Sammelgeldern, welche das Grundkapital vermehren sollten, für den Betrieb des Hauses in Anspruch genommen werden müssen. Dem Hinkenden ist daher beinahe so ums Herz wie einem Vater, der einem seiner Kinder eine Erbsenz bereitet, es bei dem andern aber mit dem besten Willen nicht kann. Der großen deutschen Nation, die in den letzten Jahrzehnten so Herrliches vollbracht und die jetzt als die erste von allen europäischen an die Lösung der denkbar schwierigsten Aufgabe, der sozialen Frage, mit frischem Mute und gezieltem Ernste herangeht, Vorwürfe machen will der Hinkende jedoch nicht, er weiß sehr wohl, daß neben seiner Schöpfung hundert, ja tausend andere im weiten Reich Verächtlichung beanspruchen; aber es will ihm scheinen, als ob eine bestimmte Gattung von Deutschen, die so recht berufen wäre, das Schicksal der Reichswaisen zu sichern, des Hauses am Altwater zu Tahr nur zu wenig gedächte. Es giebt zweifellos im deutschen Vaterlande Männer und vielleicht auch Frauen genug, denen das Glück verlagert ist, eine Heimat zu haben, in der sie mit allen Fasern ihres Wesens wurzeln, die ihr Beruf oder die Neigung treibt, von Ort zu Ort zu ziehen — sie sind gewiß nicht zu beneiden und der Hinkende versichert sie hiermit ausdrücklich seines Mitgefühls. Diese nun werden oftmals ohne Familie und nähere Anverwandte und in günstigen Vermögensverhältnissen sein, und da sie sich so in wirklicher Verlegenheit befinden dürften, was mit ihrem überflüssigen Manne anfangen, möchte ihnen der Hinkende seine Waisen ganz besonders ans Herz legen. Es ist ein sehr wohl verständliches und nur hochzuachtendes Gefühl, wenn jemand, der Geld wegzugeben oder zu hinterlassen hat, zunächst seiner Heimat gedenkt und dort das Gedächtnis seines Namens erhalten will; es könnte zwar auch nicht schaden, wenn der Blick der Deutschen allmählich über die Grenze seines wirklichen Gesichtskreises hinausdränge und das Reichswaisenhaus zum Zeichen des, daß wir wieder eine Nation geworden, von nah und fern seine Stiftungen bekäme, — aber der Hinkende ist bescheiden, er wendet sich also in erster Reihe an jene Deutschen, die wohl im großen Vaterlande, aber nicht an einem bestimmten Flecke desselben wurzeln, und dann an die Deutschen im Auslande, die im Leben wie im Tode gute Deutsche sein und bleiben wollen. Sie haben



„Halt, meine Herren, man bezahlt, ebe man fortgeht.“

gewesen — die vom verfloffenen Tage aber nahmen Nock und Stoc und wollten sich mit lustigen Dankesworten entfernen. „Halt, meine Herren, man bezahlt, ebe man fortgeht,“ sagte da der Gregorius trocken. Ein ungeheures Gelächter antwortete ihm. „Steht nicht auf deinem Schilde: Morgen umsonst?“ rief man. „Es steht aber auch darauf: Heute fürs Geld!“ sprach Gregorius ernst, „und heute ist heute.“ Die Studenten griffen zum Teil an ihre Stirn. „Ja, heute ist heute, jeder Tag ist heute und morgen ist niemals,“ meinte nachdenklich ein Philosoph und suchte sein Portemonnaie. Andere remonstrierten noch, aber am Ende sahen sie auch ein, daß der schlaue Wirt recht hatte, und da es ihnen wohl geschmeckt, bezahlten auch sie und stimmten in das Lachen der zum erstenmale Anwesenden ein. Die Rechnung war wieder mäßig, und man freute sich über den gelungenen Scherz, und trank noch ein Glas zum Abschied, das der Gregorius nun wirklich zum besten gab. Der Spaß wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, alles

keine bessere Gelegenheit auf lange Jahre hinaus — der Sinkende will einmal das so oft mißbrauchte Wort „ewig“ vermeiden —, Segen zu stiften und sich eine rühmliche Erwähnung zu sichern, als wenn sie des Reichswaisenhauses in Jahr gedenken.

Nachdem der Sinkende im vorigen Jahr einen im Ausland verstorbenen Wohlthäter vorgeführt, stellt er in diesem — ein bißchen verspätet — einen guten Reichs-



*** Hofverwalter Karl Bruno Emil Härtel**

von Geisendorf in Schlesien vor, der am 6. September 1883 in Berlin gestorben ist. Er war geboren am 14. Juni 1852 als Sohn eines Mühlenbesizers, verlor aber seine Eltern, als er noch ein unmündiges Kind war. Merkt der gütige Leser etwas oder sollte der Sinkende auf dem Holzwege sein, wenn er vermutet, daß der brave Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, eben darum der Waisen so menschenfreundlich gedachte, weil er selbst von dem herben Schicksalschlage getroffen wurde, als Kind die Eltern zu verlieren? Er kam nun zu seinem Oheim und sollte, als er die Schule verlassen hatte, die Mülerei erlernen. Er machte seine Lehre, kam aber nicht dazu, ein eigenes Geschäft zu gründen, sondern er trat nach Beendigung seines Militärdienstes bei der Großen Berliner Pferdeisenbahn als Schaffner ein, wurde später Kontrolleur und zuletzt Hofverwalter. Der brave Mann erlag der Schwindsucht im blühenden Alter von 31 Jahren. Zum Erben seines ganzen baren Vermögens, das sich auf 4600 Mark belief, hat er das deutsche Reichswaisenhaus in Jahr eingesetzt. Ehre dem Andenken des wackern Mannes!

Reichswaisenhaus-Rechnung

für das Jahr 1889. (Auszug.)

Einnahmen.

Kassenvorrat am 1. Januar 1889 . . .	M	1911.17
Zinsen aus Wertpapieren und Kapitalien . . .	„	9565.04
Versorgungsbeiträge . . .	„	2944.71
Beim „Sinkenden Voten“ zc. eingegangen . . .	„	3275.01
Von der Generalrechtsschule eingezahlt . . .	„	20021.26
Sonstige Einnahmen . . .	„	1079.75
Aus dem Vermächtnis des † Ferd. Gaunter in Madrid . . .	„	21600.—
Summa aller Einnahmen . . .	M	60396.94

Ausgaben.

A. Posten und Verwaltungskosten.

Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuerschaden, Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke und Gerätschaften, Forti und Frachten, Berechnung, Bewirtschaftung der AktivaKapitalien, Sporteln zc.	M	1513.97
--	---	---------

B. Für eigentliche Anstaltszwecke.

Für Anschaffung von Schulbedürfnissen, Schulgeld zc.	M	141.01
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne . . .	„	3440.40
Für Anstaltsgebäude und Hauseinrichtung	„	923.05
Für Bekleidung	„	2090.91
„ Heizung und Beleuchtung	„	886.02
„ Lebensmittel	„	8528.80
Aufwand für Haustiere	„	859.51
Sonstiger Anstaltsaufwand	„	452.12

C. Grundstocks-Ausgaben.

Einlagen b. d. Gewerbebank	M	17300.—
Einlagen bei der Sparkasse (kapitalisierter Zins aus 1889)	„	403.77
Hypothek Herrero in Madrid	„	21600.—
Summa aller Ausgaben	M	58139.56
Kassenvorrat am 31. Dezember 1889	„	2257.38
Summa	M	60396.94

An zinstragenden Kapitalien sind bis heute angelegt:

a) in Wertpapieren bei der Reichsbauptbank	M	204958.91
b) bei der Sparkasse Jahr	„	11620.91
c) „ „ Fahrer Gewerbebank, C. G.	„	22000.—
d) auf Hypothek in Madrid	„	21600.—
Summa	M	260179.82

Das Haus hatte in Pflege und Erziehung am 1. Januar 1889: 78 Böglinge; es gingen zu im Laufe des Jahres 4; es gingen ab im Laufe des Jahres 13, so daß sich am Jahreschluß noch 69 Knaben im Hause befanden. Davon kommen auf Baden 19, Elsaß-Lothringen 4, Großh. Hessen 3, Pfalz 3, Altbayern 3, Württemberg 1, Provinz Brandenburg 3, Pommern 3, Provinz Sachsen 3, Hannover 3, Hessen-Nassau 2, Rheinprovinz 6, Schleswig-Holstein 1, Westfalen 1, Schlesien 1, Königreich Sachsen 8, Anhalt 1, Schwarzburg-Rudolstadt 1, Sachsen-Altenburg 1, Hamburg 1 und London 1.

Auf Ostern haben wieder 10 Knaben nach Vollendung ihres schulpflichtigen Alters das Haus verlassen, um Lehrstellen anzutreten, die ihnen, entsprechend ihren Neigungen und Fähigkeiten, von der Verwaltung des Hauses unter freundlicher Mithilfe von Rechtsgeossen verschafft worden sind. Mögen sie alle nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft und brave Männer werden, damit sie dereinst der Stätte zur Ehre gereichen, die ihnen zur Zeit ihrer Hilflosigkeit eine Heimat wurde! Mögen sie alle auch derjenigen nicht vergessen, die ihnen durch unermüdeliches Streben diese Heimat schufen!

Jahr, 1. Mai 1890.

Die Berechnung des I. deutschen Reichswaisenhauses.

Albert Guth.

Der Professor und sein Hund.

Von Dagobert von Gerhardt Amyntor.

Ein leichter Nebelvorhang verhüllt den Oktoberhimmel, von dem die leise abgedämpfte, aber mehr und mehr siegreiche Sonne hermederscheint. Die Bäume haben größtenteils schon das Aussehen von Bettlern; sie strecken ihre kahlen Zweige wie abgemagerte Arme zum Himmel und stehen um mehr Wärme und um Schutz vor den hereindrohenden Winden.

An dem Pflanzenzaun des auch schon kahl gewordenen Gartens des Handelsgärtners schreitet ein Mann entlang. Er schreitet langsam, mit leicht vornüber geneigtem Haupte. Siebenzig und mehr Jahre mögen über dieses Haupt schon dahingegangen sein, dessen unter einer phyliströsen Schirm-tuchmütze spärlich hervorquellenden Haare grauweiß schimmern. Der Anzug des alten Herrn verrät eine gewisse Wohlhabenheit und dabei doch eine gänzliche Abwendung von Modethorheiten aller Art, ja auch eine etwas bedenkliche Gleichgültigkeit gegen tabellose saubere Erscheinung. Der aus feinstem dunkelbraunem Tuch gefertigte Überzieher mit seinem schwarz schillernden Sammettragen ist zerdrückt und veressen und hier und da durch einen aufdringlichen Fleck verunziert; selbst die Reihe der Knöpfe ist nicht mehr vollzählig, der unterste Knopf, gerade über dem etwas vorspringenden Bäuchlein des

Paletotträgers, fehlt, und an seiner Stelle pendelt ein kurzes schwarzes Fädchen im Windzuge, der letzte Rest der einstigen Befestigung des Mächtlings. Ein dicker wollener Schal schlingt sich wulstförmlich, wie eine zusammenge-ringelte Boa constrictor, um den faltigen, aderbedeckten Hals; der Schal ist einmal weiß gewesen, hat aber schon eine graue Sandfarbe angenommen. Der sichtbare Teil des Halses sowie Kinn und Wangen des langsam Wandelnden zeigen kräftige, weißliche Bartstoppeln, die der Haut das Ansehen eines Heibeiens geben; offenbar hat der alte Herr heute nicht seinen Nasertag; er mag ihn wöchentlich wohl nur ein- oder zweimal haben. Die Schuhe sind das Merkwürdigste an ihm. Es sind hohe schwarze Filzschuhe mit doppelten dicken Ledersohlen und mit einem Streifen schwarzen Glanzleders eingefasst; sie sind so groß und kahnförmig, daß man zur Vermutung

gedrängt wird, ihr Inneres möge noch mit einem wärmenden Pelze oder mit einer tüchtigen Flanellage ausgepolstert sein. Ein Mann, der im Oktober solche Schuhe trägt, die für eine Nordpolreise eine ganz angemessene Fußbekleidung sein würden, gehört offenbar zu jener Klasse von Leuten, die eine sitzende Lebensweise geführt haben oder noch führen und die infolge derselben an tragem, stöndendem Blutumlauf und an kalten Füßen leiden; der alte Herr mag wohl ein Schulmeister gewesen sein, der seine wohlverdiente Muße nun in peripatetischer, d. h. spazierendeher Weise zu verbringen beflissen ist. Dieser Annahme leistet auch der Umstand Vorschub, daß er seine brennende Cigarre grundsätzlich in der Hand hält und nur von Zeit zu Zeit, um einen hastig passenden Zug zu thun, an die Lippen führt; so raucht nur jemand, dem das Rauchen kein allzeit gestatteter Gewuß gewesen ist, der es vielmehr immer nur als einen flüchtigen, unter Umständen auch entbehrlichen Luxus seiner farg zugemessenen Mußestunden betrieben hat. Die kleinen, pfliffigen, hellgrauen Anglein des gelehrten Herrn sind für die Wandlungen der ihn umgebenden Herbstnatur völlig blind; er erhebt sie weder zum immer durchsichtiger und blauer werdenden Firmamente, noch zu den über den Pflanzenzaun herüberreichenden Bäumen und Sträuchern, an denen noch vereinzelte fahlgelbe Blätter funkeln, durch die hin und wieder ein sich munter tummelndes Späglein dahinschwirrt. Er späht erdwärts, immer dicht vor die Spitzen seiner Filzstiefel und ist unverkennbar mit seinen Gedanken aus dem Reiche der sichtbaren Dinge in das Geistesferland der abgezogenen Begriffe entflohen. Gänzlich läßt ihn aber der irdische Baun doch nicht frei.

Die handgreifliche Welt bestet sich in Gestalt eines Hündleins an seine Fersen. Er hält gewohnheitsmäßig in der Linken eine grünwollene Schmir, an dieser Schmir ist ein ledernes Halsband mit einer Blechmarke befestigt und in

diesem Halsbande steckt der Hals eines kleinen, schwarzlichen, vierfüßigen Ungeheuers, das man im allgemeinen für einen Hund halten muß, wenn es auch selbst einem Naturforscher schwer fallen dürfte, dasselbe näher zu klassifizieren. Es könnte ein Rudel sein, denn sein schwarzes kurzes Haar ist wollig-kraus; es könnte aber auch ein etwas groß geratener Teufel sein, da ihm ein langer rattenähnlicher Schwanz ohne jeden Behang von Mutter Natur verliehen ist; dazu würde aber wiederum der Kopf nicht passen, der mehr an die Art eines Fintchers erinnert. Gott weiß, aus welcher Kreuzung dieses Produkt des artenreichen Hundegeschlechtes hervorgegangen sein mag; jeder, der diesen energielosen, nachdenklichen, melancholischen Klotter hinter seinem Herrn einherwackeln sieht, weiß, daß er selbst nimmermehr ein solches Wesen zum Genossen wählen



Er schreitet langsam, mit leicht vornüber geneigtem Haupte.

würde, zumal es ein Köter weiblichen Geschlechtes ist. „Ella, hast du schon genug? ist mein armes Tierchen müde?“ fragt der Alte zärtlich, indem er stehen bleibt und sich nach seinem zögernden Begleiter umsieht.

Der Hund hat allerdings durch Unterbrechung seines automatenartigen Ganges die Schnur in der Hand seines Herrn gestrafft und der letztere ist dadurch wie ein Fischer, in dessen Hand die Angelschnur ruckt, auf ein Bedürfnis seiner Ella aufmerksam geworden; es ist aber nicht Ermüdung, die den Hund zögern ließ, sondern vielmehr eine unmembare natürliche Notwendigkeit, der er gehorchen muß.

Der alte Mann steht geduldig still und schaut liebevoll auf seinen vierbeinigen Kameraden, der eine drollig-klagliche Stellung mit hoch gekrümmtem Rücken einnimmt und jetzt einer rühdigen Klasse nicht ganz unähnlich sieht. Auf der andern Seite des Straßendamms haben einige Schulbuben Halt gemacht, deuten mit Fingern auf die eigenartige Gruppe, die der greise Mensch und der greise Köter bilden, und zischeln sich grünelnd allerlei boshaft-lustige Bemerkungen zu. Der gelehrte Herr kümmert sich den Kuckuck um diese naseweise Jugend; mag sie spotten und lachen; das Wohl seines Hündleins liegt ihm mehr am Herzen als die eigene Würde; gelassen wartet er ab, bis Ella den gekrümmten Rücken wieder streckt und mit den Hinterfüßen ein paar lendenlahme scharrende Bewegungen ausführt, die um so komischer wirken, je weniger das harte Steinpflaster durch dieses schwächliche Kraxen und Scharren zu Staub zerpulvert und als solcher auf die Spuren der hündischen Verrichtung geworfen werden kann. Die schulpflichtige Jugend bricht denn auch in ein johlendes Gelächter aus; sie begreift noch nicht, daß die Kraft des Naturtriebes nur äußerst selten durch verständige Überlegung gemeistert wird; der gelehrte Herr aber wandelt mit seinem Hündlein so unbeirrt weiter wie ein gottbegnadeter Sängler, dem das Gebell einiger bössartiger kritischer Möpse nichts anhaben kann.

„Komm, Ella! komm, mein Tierchen!“

Der Blankenzahn des Handelsgartens hat sein Ende erreicht. Der Weg führt jetzt wieder an Häusern und Hütten entlang. Vor einem dieser Häuser steht in Hemdsärmeln ein herkulisch gebauter, hoher breitschultriger Mann und grüßt den alten Herrn mit einem freundlichen: „Guten Morgen, Herr Professor!“

Der also Angeredete hebt sein Antlitz wie einer, der aus einem Traume emporfährt, und richtet seine kleinen, hellen, in der Nähe noch scharf blickenden Augen spähend nach dem grüßenden Manne.

„Ah, Sie sind es! Guten Morgen, mein lieber Tischlermeister! Nun, Sie machen wohl eine kleine Pause?“

„Frühstückspause, Herr Professor! Bin schon seit sechs Uhr an der Arbeit; da hat man sich schon fünfzehn Minuten Erholung verdient.“

„Ja, ich weiß, Sie sind ein fleißiger Mann und geben Ihren Gefellen das beste Beispiel.“

„Muß man auch. Wenn der Meister nicht auf dem Posten ist, dann hummeln die Gefellen.“

Der Professor nickt und beginnt in einer dem andern völlig unverständlichen Sprache etwas Rhythmisches zu murmeln; doch da ihm einfällt, daß der Tischlermeister das Griechische gewiß nicht versteht, hält er inne und sucht in seinem noch staunenswerten Gedächtnis nach der Verdeutschung, die einst der brave lederne Johann Heinrich Bof den eben hergefragten Versen gegeben hat. Ein Lächeln des Triumphes gleitet über seine Bartstoppeln, und selbstbewußt hebt er an:

„Das ist die Art der Bedienten, sobald der Herr sie nicht antreibt, Werden sie träge zum Guten und gehen nicht gern an die Arbeit.“

„Sagen Sie, Herr Professor, das war wohl vorhin Lateinisch?“ fragt der Tischlermeister, dem ein leichter Spott um die Mundwinkel zittert.

„Lateinisch?“ Der Professor hat das Gefühl, als wäre ihm eine Ohrfeige verjast worden. „Lateinisch?“ wiederholt er verächtlich, „nein, mein bester Meister, das war Griechisch, eine edle und vornehme Sprache, in der ich vierzig Jahre lang unterrichtet habe! eigentlich nicht eine Sprache, sondern die Sprache, die menschliche Sprache schlechweg! jede andere Sprache, auch das armselige Deutsch, das wir beide jetzt reden, ist keine rechte Sprache, sondern nur eine Abirrung von der Normalsprache, als welche das Griechische zu betrachten ist, eine grauame, nichtswürdige Barbarei der Zunge!“

„Ha, ha, ha!“ lacht der Tischler belustigt heraus, „Sie sind aber ein Spasmacher, Herr Professor! wer Sie so reden hört, der könnte wirklich glauben, daß es Ihnen mit Ihrer Behauptung ernst ist.“

Ganz verblüfft schaut der Grieche den Handwerker an. Erst will er sich ärgern und gegen diesen unwissenden, rohen Mann losdonnern; aber er besinnt sich, daß es eben Menschen erster und zweiter Klasse giebt: solche, die Griechisch verstehen, und solche, die es nicht verstehen; er wird wieder ruhiger und, die Hundeschnur straffer anziehend und sich so zum Weitergehen rüstend, sagt er kühl: „Mein lieber Meister, Sie können nichts dafür, daß Sie meine Anschauungen nicht zu teilen vermögen. Ginge es nach mir, in jeder Volksschule würde Griechisch gelehrt. Da giebt es heute Narren, die das Schulwesen vom Joche des Griechischen und Lateinischen befreien wollen; wissen Sie, was die Folge sein wird? man wird hinfort die Knaben und Jünglinge nicht mehr zu Menschen — und nur der Grieche ist der Mensch — sondern zu Deutschen, d. h. zu Unmenschen und Barbaren, bilden.“

„Na, na, Herr Professor, so schlimm wird es ja wohl nicht werden. Und wenn ich die Wahrheit sagen soll, mich würde es gerade freuen, wenn meine Jungens zu rechten Deutschen gebildet würden. . . Donnerwetter! ich habe mit vor Paris gestanden, und da habe ich gemerkt, was der Deutsche wert ist! Alle Achtung vor Ihrem Wissen, Herr Professor! gewiß, es muß auch gelehrte Herren geben — aber meine Jungens, die sollen einmal tüchtige deutsche Handwerker werden, und wenn ihnen die Schätze der deutschen Bildung und des deutschen Kunstgewerbes aus dem Mittelalter nur mehr erschlossen würden, ich denke, sie würden dann Bedeutenderes leisten und sich mit stolzerem Bewußtsein Deutsche nennen, als wenn ihnen der Kopf mit den Wörtern toter Sprachen vollgetröckert wird, mit denen sie im praktischen Leben doch absolut gar nichts anzufangen wissen.“

„Om, hm!“ brummt der Professor, der sich schon halb zum Gehen gewendet hat, über die Schulter zurück, „glauben Sie, mir damit etwas Neues zu sagen? das ist die Melodie, die die sogenannten Weltverbesserer schon seit Jahren singen; es ist aber keine Melodie, sondern ein Unsinn! und es sind keine Weltverbesserer, sondern Weltverschlimmerer, geist- und herzlose Materialisten, rohe Stoffanbeter, gemeine Plasmacher, heillose Sozialdemokraten. . .“

Die Steigerung dieser Ehrentitel nahm immer noch ihren Fortgang, während sich der Erregte schon längst außer der Hörweite des Tischlers befand. Seine Rechte zitterte und besorgte auf diese unbewußte Weise das

Abknebeln der Asche von der mit den Fingern fest umkrampften Cigarre; seine Linke zertrte ebenso absichtslos an der grünwollenen Hundeknurr, so daß Ella, die den schnelleren Schritt ihres Herrn durchaus nicht annehmen wollte, leise zu winseln begann. Der Tischler aber wischte sich die Thränen aus den Wimpern, so sehr hatte er lachen müssen über den Jornausbruch des wunderlichen alten Herrn, der unsere männliche Jugend nicht zu Deutschen, sondern zu Griechen ausbilden wollte.

„Banause!“ Mit diesem letzten Ausruf hatte sich der Born des in seinen heiligsten Überzeugungen gekränkten Professors Luft gemacht. Banause! das griechische Wort bezeichnet im allgemeinen einen Handwerker; der Herr Professor wollte aber weniger das Handwerk als solches tadeln — er war ein billig denkender Mann, der einem braven Handwerker die vollste Hochachtung nimmermehr verweigert hätte —, er wollte nur die nach seiner Meinung niedrige und einseitige Sinnesart eines Handwerkers treffen, der sich erdreistet, über das Griechische, das er gar nicht kannte, überhaupt eine Ansicht zu äußern.

„Die ganze moderne Menschheit besteht aus Banausen!“ fuhr er nun ruhig in seiner halbblau gemurmelten Betrachtung fort, „es ist gut, daß ich mit der heutigen Welt nichts mehr zu schaffen habe; die Idealisten sind ausgestorben.“

Er hatte den um die Stadt herumführenden Baumgang, die sogenannte Promenade, erreicht und setzte sich schwerfällig auf die erste Bank, die dort zur Ruhe einlud. Der Hund, der mit dieser Unterbrechung des für ihn mühevollen Laufens ganz einverstanden schien, nahm zwischen des Professors gabelförmig ausgestreckten Beinen Platz und rieb die mit einem Maulkorb versehene Schnauze an einen Filztiefel seines Herrn.

„Ja, ja,“ hob dieser wieder an, und seine tiefe rauhe Stimme erinnerte an das Knarren einer ungeöhlten Thürangel, „reibe nur dein Mäulchen, mein armes Tier! ich möchte dir gern den Beißkorb abnehmen, aber die Polizei erlaubt es nicht. Diese silberstechenden Behörden, die nicht ahnen, daß der Buchstabe tötet und daß man auch die Polizeigesetze nach ihrem Geiste ausführen muß! Du und ein Beißkorb! hast ja keinen heilen Zahn mehr im Munde und bist froh, wenn du selbst nicht gebissen wirst! wenn das Ella wüßte, daß man dich hier in der großen Stadt so peinigt!“

Die Ella, von der er diesmal sprach, war seine Schwester gewesen, mit der er in einem Neste, an dessen Gymnasium er als Lehrer wirkte, lange, lange Jahre zusammen gelebt hatte. Sie hatte ihm den Haushalt besorgt und, damit er sich ausschließlich seinen griechischen Klassikern widmen konnte, ihn so grundsätzlich von jeder Verührung mit dem praktischen Leben ferngehalten, daß er nach dieser Seite hin nahezu als ein Unmündiger erscheinen mußte. Dafür hatte er diese Schwester so abgöttisch verehrt, daß ihm nie der Gedanke gekommen war, ein Weib zur Ehe heimzuführen. Um so tiefer erschüttert war er durch den plötzlichen Tod dieser Schwester worden. Auf dem Sterbebette hatte sie ihm den Hund, der ihr einmal von einem Hausgenossen geschenkt worden war, vermacht und ihm ans Herz gelegt, denselben bis zu seinem Ende treu und sorgsam zu pflegen. Der Professor hatte diesen Hund einst „Argos“, nach dem Hunde des Odysseus, getauft, sich aber sonst nicht weiter um ihn gekümmert; nach dem Ableben der Schwester aber fing er an, sich eingehender mit ihm zu beschäftigen; er gewann ihn, als eine sichtbare Erinnerung an die Verbliebene und Unersehbliche, immer lieber, und zuletzt vermengten sich seine Gedanken

derart, daß, wenn er den Hund auf seinem Schoße hatte und liebte, er sich einbildete, die Schwester wieder unter den streichelnden Händen zu haben. So kam es auch, daß er den Namen Argos mehr und mehr vergaß und nun auch das Tierchen meistens mit „Ella“ anredete.

Die Erinnerung an seine Schwester entlockt ihm einen tiefen Seufzer. Er hebt die Linke, schiebt mit derselben die tuchene Schirmmütze weit nach hinten und preßt die Handfläche gegen die gedankenschwere Stirn. So verharrt er einige Augenblicke, während Argos, alias Ella, leise schweißwedelnd zu ihm emporsteht und nur ab und zu, wenn ihm eine verspätete Mücke zu nahe kommt, eine ungeduldig-schnappende Unterlieferbewegung ausführt. Nach einer Weile sinkt die Hand des Professors wieder aufs Knie herab und sein Blick gewahrt den vierfüßigen Liebling. Zärtlich lächelt er und seine Stimme zittert, wie er leise sagt: „Ella, mein gutes Hündchen, wir denken beide an sie, nicht wahr? o, ich sehe es dir an, auch du denkst: so eine Schwester bekommen wir nicht wieder.“

Er hebt das Tier auf seinen Schoß, unbekümmert um den Sand und Schmutz, den die Hundepoten auf seinem Paletot ablagern, und kraut ihm den häßlichen Wollkopf.

„Ja, du bist treu! du würdest mich wieder erkennen, und wenn ich jahrelang von dir getrennt gewesen wäre; du würdest es machen wie jener andere Argos:“

„*ὄη τότε γ', ὡς ἐνόησεν Ὀδυσσεύς ἐγὼς εἶναι...*“

Und weiter citierte er die Homerischen Verse, die das Wiedersehen des odysseischen Hundes mit seinem Herrn schildern und die in der Verdeutschung etwa lauten:

„Dieser (nämlich der Hund), da er nun endlich den nahen Odysseus erkannte, Wedelte zwar mit dem Schwanz und senkte die Ohren herunter,

Aber er war zu schwach, sich seinem Herrn zu nähern.“

„Ach, auch du bist schon schwach!“ fährt er wehmütig nun wieder in deutscher Sprache fort, „wie lange noch wird es dauern und auch du wirst mir genommen werden! Varnherziger Gott! dann bin ich alter Mann ganz allein und habe niemanden mehr als meine Haushälterin, die keifende Auguste, die mich mißhandelt, wenn ich einmal anders will, als sie will.“ Seine murrende Stimme ist immer unsicherer geworden; sein Brustkasten hebt und senkt sich in unregelmäßigen heftigen Zuckungen, jetzt bricht ein schluchzender Ton aus seiner Kehle und die Thränen perlen ihm von den leichtgeröteten Lidern und rieseln über seine weißlichen Bartstoppeln. Er zieht ein blaugewürfeltes seidenes Sacktuch, tupft damit hastig über die Augen und blickt scheu in die Runde, ob auch niemand sein unmannliches Verhalten beobachte. Aber die Promenade ist um diese Zeit still und menschenleer; beruhigt steckt er das Sacktuch wieder ein und vergißt, die Nase zu schneuzen, an deren lang aus den Nästern hervorstarrenden Härchen zwei schwere Tropfen hängen bleiben. Nun faßt er mit beiden Händen das Haupt des Hundes, preßt es ungestüm gegen seine Brust und murmelt in innig flehendem Tone: „Erhalte ihn mir, du Allerbarmher! erhalte ihn mir!“

Der Hund scheint die zärtliche Sorge seines Herrn zu verstehen; er leckt ihm mit seinem roten Zünglein die rauhe Wange und sein Mattenschwanz klopft ihm in beschleunigtem Takte das Knie.

Der Nachhauweg wird äußerst langsam zurückgelegt; die Kräfte des alten Herrn sind verausgabt, seine

*) sprich: *de tote g' os enoesen Odyssea engys eonta.*

ermüdeten Beine wollen nicht mehr recht vorwärts. An der Ecke der Straße, in welcher er das Erdgeschloß eines Miethauses bewohnt, bleibt er erschöpft stehen und zieht die Taschenuhr.

„Herr des Himmels! schon zehn Minuten über eins! und um Punkt ein Uhr stellt Auguste die Suppe auf den Tisch! hu, hu! wir werden Schelte bekommen, Ella!“

Er stachelt sich zu einem etwas schnelleren Tempo auf und tritt, atemlos keuchend, über die Schwelle seiner Wohnung.

Auguste, ein reifes Mädchen in den Vierzigern, mit spitzer, leicht geröteter Nase und impertinent blonder Behaarung des großen, massigen Schädels, dessen gelbliche Haut da, wo der Scheitelstrich gezogen ist, einen Finger breit durch die nur noch spärlichen Haarreste hindurch leuchtet, steht mit vorgebundener weißer Schürze am gedeckten Tische und schaut, die berben Hände auf die Hüften stützend, in schlecht verholtenem Ingrimm auf den Beripäten.

„Nun, das muß wahr sein!“ stößt sie spöttisch zwischen den angestopften und durch schwärzliche Plüden unterbrochenen beiden Zahnreihen hervor, „ich glaubte schon, Sie wären unterwegs erkrankt.“

„Verzeihen Sie, liebe Auguste, wenn ich Sie warten ließ;“ magt der Getadelte die Geitrenge sanft zu unterbrechen, „es ist draußen so überraschend warm geworden, daß ich beim besten Willen nicht schneller...“

Aber sie läßt ihn nicht ansprechen.

„Dann hätten Sie frühzeitiger ausgehen oder sich nicht so weit entfernen sollen. Wenn die Klöße in der Suppe jetzt steinhart geworden sind, kann ich nicht dafür... mit dem Glockenschlage eins war das Essen fertig.“

„Es schadet nichts, es schadet durchaus nichts... es wird mir freistlich schmecken. Ich will nur ablegen und meine Hausschuhe anziehen.“

Er geht nach dem Nebenzimmer und läßt die Thür offen, damit Auguste, wie sie dies sonst zu thun pflegt, ihm bei dem schwierigen Wechsel der Fußbekleidung behilflich sein möge. Aber Auguste rührt sich nicht. Heimlich haßt sie diesen Mann, der so selbstsüchtig gewesen ist, bis in sein hohes Alter hinein unbeweißt zu bleiben; wenn solche Männer mit so hohen Einnahmen nicht einmal den Trieb empfinden, ein Weib zur Ehe zu nehmen, dann ist es freilich kein Wunder, wenn die Klasse der alten Jungfern immer zahlreicher wird. Damals, als sie in seinen Dienst trat — es ist nun

bald wohl zehn Jahre her — damals hatte sie bestimmt gehofft, der unelbständige Gelehrte würde nach und nach an ihren Reizen und den Erzeugnissen ihrer Kochkunst so viel Geschmack finden, daß er ihr endlich Herz und Hand zum süßen Bunde antragen würde. Aber dieser „olle Grieche“ hatte ja gar kein Herz, nicht einmal Augen für ihre volle Büste und ihre dralle, übermäßig geschnürte Gestalt; nur eine Zunge hatte er zum Schledern und Pöden, und seine kleinen Auglein leuchteten ihm förmlich im Kopfe, wenn ihm eines seiner Lieblingsgerichte, etwa Schweinsöhrchen mit Sauerkohl, oder Hasenbraten mit Apfelsmus, des Mittags auf den Tisch gesetzt wurde. Ofters, als es ihr das immerhin knappe Wirtschaftsgeld gestattete, hat sie ihm in den ersten

Jahren diese Lieblingskücheln bereitet, weil sie den Spröden durch fortgesetzte Aufmerksamkeit immer noch zu erweichen hoffte; aber das genäsliche Ungeheuer verpeiste den Hasenbraten und die Schweinsöhren, ohne daß es ihm je eingefallen wäre, einen dankbar-liebevollen oder etwa verlangenden Blick nach seiner sorgsamem Wirtschaftlerin zu richten. Da sproßte das Labkraut des Hasses in ihrem betrogenen Herzen auf und verwandelte die süße Milch ihrer Rücksichtnahme in Galle und Essig; die Lieblings Speisen kamen nicht mehr auf den Tisch und aus dem gefällmüchtig-schmachten Engel wurde ein

giftiger Hausdrache. Gänzlich freilich durfte sie es mit dem Alten nicht verderben; ab und zu gönnte sie ihm immer noch einen leckern Bissen oder eine kleine freundliche Hilfeleistung, denn er bezog außer seiner Pension auch noch die Zinsen eines bescheidenen Papierbesitzes, und Au-

guste hoffte stark, daß er ihr für den Fall seines Ablebens ein anständiges Vermächtnis verschreiben werde, in welcher Absicht sie ihn durch eine allzu schroffe Behandlung nicht wankend machen durfte. Heute aber vergaß sie diese Vorsicht; er hatte sie wieder mit dem Essen warten lassen, auf das sie sich selbst im stillen so gefreut hatte (es war ihr eigenes Leibgericht: Fleischbrühe mit Schwemmklößchen, Suppenfleisch mit Meerrettich, und Plinzen mit Himberjast); die Schwemmklößchen waren Steine und die Plinzen Schuhsohlen geworden; da hörte alle Rücksicht auf und der Herr Professor mochte einmal erkennen lernen, daß er von ihr und sie noch lange nicht von ihm abhängig war.

Ein Achzen und Stöhnen dringt aus dem Nebenzimmer in das Speisegemach. Auguste hört es und lächelt schadenfroh; sie weiß, jetzt quält er sich, um die



Auguste steht mit vorgebundener weißer Schürze am gedeckten Tische.

Fußschuhe von den Füßen zu bekommen; sonst nimmt sie ihm die Mühe ab und bückt sich selbst zu seinen Füßen hernieder; heut mag er allein damit zustande kommen. Sie lockt den Hund an sich und schnallt ihm den Maulkorb ab. Argos ist das einzige Wesen, dem sie selbstlose, ja übertriebene Zärtlichkeit zuwendet; wie alle jene alten Jungfern, die ihr Herz gegen die Menschheit verhärtet haben, verschleudert sie ihre Zuneigung an ein unvernünftiges Vieh; sie nimmt den von seinem Maulkorb Erlösten auf den Arm, küßt ihm den Wollkopf, streichelt ihm den Rücken und überhäuft ihn mit den lächerlichsten Kosennamen: „Mein Herzblatt, meine Wonne, mein Zuckerpüppchen!“ Der Hund ist ziemlich unempfänglich für alle diese Liebkosungen; er äugelt und schnüffelt nur nach dem gedeckten Tische; die bevorstehende Mahlzeit ist ihm wichtiger als alle Küsse von Augustens unappetitlichem Munde.

„Es ist eine Schande!“ tönt es halb unterdrückt, kläglich und weinerlich, aus dem Nebenzimmer.

Auguste setzt den Hund zur Erde und eilt kampfertig an die offene Verbindungstür.

„Was ist eine Schande?“ ruft er von ihren Lippen. Der auf einer Fußbank hochende Professor hebt seinen vom Rücken trebsrot gewordenen Kopf in die Höhe und sieht die Fragende ängstlich an. Dann deutet er auf seine nur in Strümpfen steckenden Füße und sagt ausweichend: „Ich meine den . . . Schuster; die Fußstiefel haben mich wieder gedrückt.“

Das wollte ich dir geraten haben! denkt Auguste im stillen; sie weiß recht gut, daß der Ausruf „Es ist eine Schande!“ ihr gegolten hat, weil sie die Hilfeleistung dem alten Herrn verweigert; aber es genügt ihr, daß er wie ein Schulbube zu dieser ängstlichen Ausrede seine Zuflucht nimmt.

Warum tragen Sie auch bei so warmem Wetter solche schweren Winterschuhe?“ verstört sie ungerührt, „es ist ja rein zum Lachen! bei fünfzehn Grad Wärme werden Sie doch keine Frostbeulen bekommen.“

Er wagt keine Erwiderung. Mit stehendem Aufblick deutet er nur nach dem Sofa, unter welchem seine Pantoffeln stehen.

Die holen Sie sich ein andermal selber, ehe Sie die Stiefel ausziehen!“ brummt sie gereizt; aber sie geht hin und bückt sich nach den Pantoffeln, um sie dem Harrenden vor die Füße zu werfen. „Da! Nun machen Sie aber auch, daß Sie fertig werden! Das Essen verdirbt sonst in Grund und Boden.“

Seufzend erhebt sich der Alte; seufzend läßt er sich am Esstische nieder.

Auguste trägt wortlos die Speisen auf. Sie bedient aber sonst in keiner Weise ihren Herrn. Sie dreht, wie alles auf dem Tische steht, ihm schmolend den Rücken und beschäftigt sich damit, den Hund zu füttern. In der Liebe zu diesem Hunde kommen die beiden ungleichartigen Menschen überein; der Hund ist wohl auch mit die Ursache, daß sie sich trotz aller Feindseligkeiten noch nicht getrennt haben.

„Sind Sie denn auch genügend versehen?“ fragt der Alte, nachdem er sich gesättigt hat.

Sie wirft einen Blick auf die ziemlich geleerten Schüsseln und lacht hart: „Sie denken etwas spät an mich.“

„D, haben Sie denn nicht Ihre Portion zurückbehalten?“

„Sie wissen, das thue ich nie.“

„Mein Gott! dann bedauere ich, daß es mir so gut geschmeckt hat,“ verstört er in aufrichtiger Reue mit einem erschrockenen Blicke nach den kümmerlichen Überresten des Mahles.

„Gar keine Ursache. Sie hätten meinethwegen alles aufessen können. Mir ist der Appetit vergangen. Hart gewordene Blinzen mag ich nicht.“

„Sie hätten vor mir essen sollen . . .“

„So? Und dann vielleicht noch einmal für Sie zu kochen anfangen, wenn es Ihnen endlich beliebte, heimzukommen? Dazu hatte ich keine Lust. Wer weiß, das nächste Mal kehren Sie vielleicht erst um vier Uhr von Ihrem Morgenspaziergange zurück.“

„So übertreiben Sie doch nicht gleich. Eine kleine Verspätung von wenigen Minuten, das akademische Viertel, wird doch jedem Professor zugestanden . . .“

„Ich billige Ihnen aber solche Verspätungen nicht zu; verstehen Sie mich, Herr Professor? Ich thue meine Schuldigkeit und reibe mich auf in Ihrem Dienste; ich spiele Köchin und Hausmädchen und Wäscherin und selbst Kinderfrau . . .“

„Wa . . . s? Kinder . . . Kinderfrau?“ unterbrach er sie verdußt.

„Ja, Kinderfrau!“ fuhr sie unbeirrt fort, „muß ich Sie nicht wie ein kleines Kind an- und ausziehen? es fehlte bloß noch, daß Sie sich von mir waschen ließen! — dafür verlange ich aber auch, daß Sie mir meine Arbeit nicht noch unnötig erschweren durch Ausbleiben über die von Ihnen festgesetzte Essensstunde, sonst . . . sonst . . .“ Ja, was denn eigentlich sonst? Klüdigkeit wollte sie gerade nicht, wegen der ihr vermeintlich in Aussicht stehenden Erbschaft; so begnügte sie sich, einen Stuhl an der Lehne zu fassen, ihn hart auf den Fußboden zu stoßen und zu versichern: „sonst mögen Sie sich an zähem Fleisch ihre letzten Zähne ausbeißern.“

„Nun, nun, Auguste,“ suchte der Professor sie zu beruhigen, „morgen werde ich um so pünktlicher sein.“ Trotz aller Furcht, die er vor dem Drachen empfand, wagte er doch etwas boshaft hinzuzufügen: „Meine Zähne sind übrigens noch ganz gut und vollzählig; gucken Sie einmal in den Spiegel und sehen Sie nach, ob die Ihrigen auch noch so vollzählig sind.“

„Haben Sie meine Zähne schon gezählt?“ diese Frage Augustens flog wie eine Pulvermine auf. „Ha, ha, ha! So ein alter, gebrechlicher Mann! so ein Mummelgreis! und erlaubt sich, von den Zähnen einer jüngeren Dame zu sprechen! Was gehen Sie denn meine Zähne an? Ich habe genug Bewunderer gehabt, die sie mit Elfenbein verglichen . . .“

„Ja doch . . .“, versuchte er begütigend dazwischen zu werfen.

„An jedem Finger meiner beiden Hände konnte ich zehn Anbeter haben . . .“ fuhr sie, ohne auf ihn zu hören, fort.

„Ja doch, ich weiß es . . .“

„Aber freilich, wenn man sich im Dienste eines so undankbaren grilligen Menschen abrackert, dann wird man nicht jünger und körperlich frischer . . . Und dieser Mann will mir meine Zähne vorwerfen?“

„Ich denke ja nicht daran . . .“

„D, schämen sollten Sie sich bis in den Grund Ihrer schwarzen Seele hinein! Sie . . . Sie . . . herzloser, Sie undankbarer Mensch! Aber, was ereifere ich mich denn? . . .“

„Das frage ich auch . . .“

„Was verstehen Sie denn von den Zähnen eines Frauenzimmers? Woher wissen Sie denn, ob wir Frauen überhaupt Zähne haben? Steht denn davon etwas in Ihren griechischen Scharteken? Ha, ha, ha! Ich möchte doch sehen, was aus Ihnen werden würde, wenn ich mich einmal um Sie nicht kümmerte . . . ob Sie für Ihre Zähne etwas zu beißen finden würden . . . Sie . . .“

Sie . . . Sie . . .“ Das Prädikat, das endlich ihr nach den höchsten Ausdruckssteigerungen ringender Zorn gefunden hatte, blieb unverständlich, denn es wurde überbört durch das Krachen eines Stuhles, den sie so hart auf die Diele gestossen hatte, daß eines seiner Beine zerfnackte. Noch einen vernichtenden Blick warf sie auf den nun gänzlich Eingeschüchterten, dann schoß sie nach der Korridorthür, stürmte hinaus und donnerte die Thür hinter sich zu.

Ella war so in Furcht gejagt worden, daß sie mit eingeklemmtem Schwanz unter den Eßtisch gekrochen war und von dorthier ängstlich-neugierig zu ihrem Herrn emporblinzelte.

Dieser stützte beide Ellbogen auf das Tischtuch, und die Handflächen gegen seine Schläfen pressend, lauschte er, ob das Gewitter wirklich abziehen oder etwa noch einmal zurückkehren würde. Bald aber vernahm er, wie ein wichtiger Schritt durch den Korridor hin und her stampfte, dann knarrte die äußere Flurthür und wurde krachend wieder zugeschlagen. Offenbar hatte sich Auguste zum Ausgehen gerüstet — im Korridor stand ihr Kleiderschrank — und nun verpuffte sie ihren Ärger in der freien Luft. „Den Göttern sei Dank!“ seufzte der Alte, indem er die Hände sinken ließ und aufstand.

Er wandte noch halb betäubt im Zimmer umher.

„Da haben nun die Griechen Xanthippe für das böseste Weib gehalten,“ stöhnte er kopfschüttelnd vor sich hin. „Sie haben meine Auguste nicht gekannt. Weder im Achylus, noch im Euripides oder Sophokles ist solch ein dämonischer Charakter zu finden; erst die Neuzeit mit ihren entarteten Sprachen und verwilderten Sitten konnte einen solchen weiblichen Satan hervorbringen . . . der Himmel schütze mich vor ihr!“

Er lockte sein Hündlein und begab sich ins Studierzimmer. Dort nahm er an dem mit grünem Tuch bezogenen Tische Platz, griff nach einem der Bücher, die auf dem Tische umherlagen — es war eine Abhandlung über eine griechische Partikel, die er einmal in einem Schulprogramm veröffentlicht hatte — und versuchte, durch die Lesung dieses beruhigenden Aufsatzes sein Gleichgewicht wieder zu finden. In der That, das Mittel war unfehlbar; selbst er, für den das Werken doch noch mancherlei versteckte Feinheiten und gewissermaßen erregende Momente besaß, wurde mählich ruhiger; endlich sank ihm die Hand mit dem Buche auf den Schoß, seine Lider fielen langsam zu, sein Haupt neigte sich ein wenig vornüber und er war friedlich entschlummert.

Auch Ella hatte sich nicht ohne einen gewissen Zwang ausgestreckt und die Schnauze zwischen beide Vorderfüße gelegt. Es war ganz still im Zimmer; nur der Pendel des Regulators neben dem Ofen tickte gleichmäßig hin und her, doch störte er nicht den Frieden, sondern verstärkte vielmehr seine einschläfernde Wirkung. Draußen rückte die Sonne weiter und tiefer; der kurze Herbstnachmittag nahte seinem Ende. Es wurde neblig und kühl; die Scheiben des Fensters bedeckten sich mit einem feinen Niederschlag.

Eine Kliege, die sich matt auf des Professors Nase gesetzt hatte, erweckte ihn. Verwundert über die schon hereinbrechende Dämmerung schaute er sich um. Da gewahrte er seinen Hund, der sich krampfgeschüttelt auf dem Fußboden wand.

„Barmherziger Gott!“

Er kniete neben dem Tiere nieder, streichelte es besorgt und sprach mit ihm wie mit einem Menschen.

„Mein armes Tier, was fehlt dir denn? Hast du dich erkältet? oder etwas Schädliches genossen? Auguste! Auguste! eilen Sie! unser Liebling ist krank!“

Er mochte rufen, so viel er wollte; Auguste erschien nicht. Grollend war sie davongegangen, und wer weiß, wann sie zurückkehren würde. Ella konnte auf die Rücksichtslose unmöglich warten.

Er nahm den Hund auf den Arm, trug ihn nach dem Polsterstuhl am Fenster und deckte ihn mit einer wärmenden Decke zu. Aber das Übel wurde schlimmer und schlimmer. Das schon alte Tier krümmte und wand sich erbärmlich; seine Augen nahmen einen eigenartig hilfselehenden und dabei verglasten Ausdruck an; aus seiner Kehle kamen schluchzende, gurgelnde Töne.

„Ella! mein Liebling! du wirst mir doch nicht sterben?“ jammerte der Professor. „O, thue mir nur das nicht an! warte, bis dein alter Herr mit dir zusammen in die Grube fährt! Mein Gott, womit kann ich denn nur helfen? Das arme Tier wird ja vom Frost geschüttelt!“

Er richtete sich auf und eilte unsichern Schrittes nach dem Ofen. Dort stand ein Korb mit zerkleinertem Holz bereit. Er wollte den Ofen heizen, um dem fröstelnden Tiere eine Wohlthat zu erweisen. Schnell hatte er einen Kienspan entzündet und steckte ihn, statt in das Feuerungsloch, in die darüber befindliche, mit gelber Messingthür verschließbare Röhre. War es Verwirrung oder war es völlige Unkenntnis der Art und Weise, wie ein russischer Ofen behandelt wird, jedenfalls bemerkte er nicht den Irrtum und packte nun ein Scheit nach dem andern auf den brennenden Kien.

„Der Ofen zieht ja nicht!“ brummte er ungeduldig. Er näherte sein Antlitz der Röhre und pustete aus Leibeskräften in die träge Flamme. Seine Wangen röteten sich, Qualm und Asche reizten ihm die Augen, aber endlich hatte er die Genugthuung, daß auch die größeren Scheite zu brennen begannen, und nun schlarfte er nach dem Fenster zurück, um nach dem Patienten zu sehen.

„Gleich wird es wärmer werden, mein Liebling; dann wird dir's auch wieder besser gehen.“ Er küßte sich und küßte das Wollfell des Tieres. „Halte nur tapfer aus! Mein Gott, wie der Ofen raucht! Diese deutschen Handwerker! ein Grieche hätte diesen Wärmapparat besser konstruiert! . . . Ach, ach, ach, mein armes Tier! wie du dich quälen mußt! Warte, ich hole dir was zu trinken.“

Er bot dem Hunde die noch lauliche Milch seines Nachmittagskaffees, dann frisches Wasser an. Das Tier verweigerte beides; immer heftiger wühlte der Krampf in seinen Eingeweiden; ab und zu kam das Weiße seiner Augen zum Vorschein.

Der ratlose Alte kniete an Sessel, hielt den Hund mit beiden Händen wie ein Kleinod, das man ihm rauben wollte, und begann zu weinen.

„Ella! Schwester! du wirst mich doch nicht verlassen?“ schluchzte er geängstigt. Er verwechelte wieder einmal den Hund mit dessen einstiger Besitzerin, und die Sterbescene, deren Zeuge er damals, als die Schwester heimging, gewesen war, trat wieder deutlich in sein Bewußtsein.

Als die röchelnden Töne, die dem verendenden Hunde aus der Brust emporquollen, immer schneller und bedrohlicher wurden, faltete er seine Hände und flehte den Himmel um Schutz und Beistand an.

Vergebens! Ella richtete noch einen letzten, dankbaren Blick auf ihren menschlichen Freund, dann streckte sie sich lang aus . . . noch ein paar matte Zuckungen . . . sie hatte ausgelitten.

„Tot!“ rief vernichtet der Alte; er war seines Besten beraubt. Seine Stirn sank auf das noch warme Tier hernieder und die Thränen perlten ihm unaufhaltsam von den Wimpern und feuchteten das Wollhaar des reglosen Lieblinges.

Wie lange er so gekniet und geschluchzt haben mochte, er wußte es nicht, als die Thür knarrte und Auguste, aufgetakelt mit Sammethut und Seidenmantille, ins Zimmer plaste.

„Herr des Himmels, welch unerträglichlicher Rauch . . .!“ Sie wollte den Professor ins Verhör nehmen, was er denn eigentlich angerichtet hätte, aber ihr Blick streifte den Sessel; sie sah das tote Tier und stürzte, wie eine Furie, auf dasselbe los. „Was? meine Ella? Ach, du barmherziger Gott! Aber wie ist denn das gekommen? sie war ja zu Mittag noch frisch und gesund! Was hat man dir denn gethan, du mein armes, armes Herzblättchen du?“ Sie nahm den Gegenstand ihrer Klagen auf den Arm, drückte ihn an ihren wogenden Busen und bedeckte ihn mit zärtlichen Küssen. Aber ein Husten-anfall, verursacht durch den wachsenden Qualm im Zimmer, schnitt ihr das Wort ab. Sie forschte nach der Quelle des Rauches, entdeckte den Brand in der Ofenröhre, die sie im Winter stets zum Wärmen des Kaffees benutzte, und stellte sich, kaum ihren Sinnen trauend, mit auf die Hüfte gestützter Rechten vor den ahnungslosen Professor.

„Sind Sie denn verrückt geworden? in der Ofenröhre haben Sie Feuer angemacht? Da sehen Sie, daß Sie ein unmündiges Kind sind, dem die Kinderfrau auf die Finger passen muß.“ Schon hatte sie die Flasche mit Trinkwasser ergriffen und schüttete deren Inhalt auf den flackernden Brand. Eine dichte Dampfwolke züchte empor und verhällte für einen Moment den überführten Sünder und seine gestrenge Richter. Diese slog zum Fenster und riß es angehweilt auf. „Mein Gott, wir ersticken noch! Merken Sie nun, was Sie angerichtet haben? Dieses arme Geschöpf hier“ — (sie hielt den Hund immer noch auf dem linken Arm) — „haben Sie allein auf dem Gewissen. Sie haben es ermordet!“

„Wa . . . s? ermordet? ich?“

„Ja, Sie! Ersticht haben Sie es! Nein, ist denn so was denkbar? . . . versteht der Mann nicht einmal, einen Ofen zu heizen! und das spricht griechisch und schnüffelt den ganzen Tag in den alten Schweinslederschmökern! Mein armes Tier! mein unglückseliger Liebling! er hat dich ungebracht, der Bösewicht!“ Und wieder koste und herzte sie den schon erkaltenden Leichnam.

Der Herr Professor war wie auf den Mund geschlagen. Wenn er sich auch nicht zugeben konnte, daß seine Kur den Hund getötet habe, so begriff er doch, daß sein Ansehen als Hausherr dieser seiner Tyrannei gegenüber eine empfindliche Niederlage erlitten hatte. Er wollte aus dem Zimmer und floh nach seinem Schlafgemach, wo er sich vernichtet in einen Sessel warf und in den Händen sein thränenfeuchtes Antlitz vergarb.

Am andern Morgen schlich der Untröstliche schon frühzeitig aus dem Hause und schlug die Richtung nach der Promenade ein. Am Neuthor verließ er dieselbe und begab sich nach dem nahen Friedhof. Dort wohnte in einem dicht am Eingange desselben befindlichen Häuschen der Kirchhofinspektor. Er traf ihn in seiner Schreibstube und richtete die Frage an ihn, ob ein kleiner, nur ganz kleiner Platz auf dem Kirchhofe zu haben sei.

„In Reih und Glied?“ fragte der Inspektor, „oder an der Mauer ein Erbgrabnis?“

„Keines von beiden, Herr Inspektor. Ich möchte in irgend einer entlegenen und unbenutzten Ecke nur ein kleines Fleckchen, vielleicht von einem Quadratmeter, erwerben.“ erwiderte der Professor und sah dabei mit seinen kleinen, heut schmerzlich verschleierten Augen den Beamten an.

„Von einem Quadratmeter?“ wiederholte dieser verwundert; „wozu sollte das dienen?“

„Ich habe . . . Sie werden mir das vielleicht nicht so nachzufühlen vermögen . . . einen schweren Verlust erlitten; meine Ella ist gestern gestorben, und ich möchte sie hier beerdigen.“

„Ihre Ella? O, ich bedaure . . . wer war die Dame?“

„Keine Dame, Herr Inspektor; es war meine Hündin, ein teures Vermächtnis meiner seligen Schwester.“

„Ihre Hündin?“ Der Beamte trat einen Schritt zurück und sah den andern befremdet an. War der alte Professor denn verrückt geworden? Einen Hund wollte er auf einem christlichen Kirchhofe bestatten. „Verzeihen Sie, Herr Professor, wenn ich nicht recht an den Ernst Ihres Vorhabens zu glauben vermag.“

„O doch, es ist mir heiliger Ernst; sollte der Christ denn einem geliebten Tiere nicht auch Ehre und Dankbarkeit erweisen dürfen?“

„Das wird Ihnen sicher niemand verargen; aber die Beeridigung eines Hundes auf einem Kirchhofe ist gesellschaftlich unstatthaft; das wäre eine Beleidigung der ganzen christlichen Gemeinde, eine Ohrfeige in das Antlitz der städtischen Bevölkerung.“ Sehr entschieden, fast ein wenig verweisend, hatte es der Inspektor gesagt; jetzt trat er wieder an sein Stehpult, nahm die Feder in die Hand und, flüchtig den Kopf hehend, fragte er kurz und kühl: „Haben Sie sonst noch etwas?“

„Nein, Herr Inspektor. Wenn Sie meinem Wunsche nicht Folge geben dürfen, dann empfehle ich mich Ihnen.“ In seinem tiefsten Empfinden gekränkt, trat der Alte zurück und verließ ohne besonderen Gruß die Amtsstube. Draußen schüttelte er den Kopf. Was waren das doch für Einrichtungen? Selbstmörder und Verbrecher, der Auswurf der Zuchthäuser und Gefängnisse, wurden ohne Bedenken auf dem Kirchhofe beerdigt; und ein treues, selbstloses, edles Tier sollte für solche Leute eine ehrenbrende Gesellschaft sein? Die Griechen würden über diesen Punkt anders gedacht haben.

Wissentlich schlug er den Rückweg ein und überlegte, wo er Ella denn der Erde zurückgeben sollte. Er hatte kein Gärtchen hinter dem Hause, keine Handbreite Boden, die er sein eigen nannte; sollte er das Tier in nächstlicher Stunde in den Fluß werfen oder nach dem Schindanger schaffen lassen? Empört ballte er bei dieser Vorstellung die Fäuste; wenn er einer so pietätlosen, rohen Handlung fähig wäre, dann könnte ihn die Gemeinde mit größerem Rechte für einen Elenden halten, der es wagte, jedes menschliche Gefühl zu verleugnen und ihr so ins Antlitz zu schlagen.

Als er sich seiner Wohnung näherte, stieß er auf Auguste, die gerade aus dem Häuschen des Tischlers herausstürmte.

„Da sind Sie ja, Herr Professor,“ rief sie aufgeregt, indem sie ihre Hand auf den Oberarm ihres Herrn legte. „Denken Sie nur, dieser Tischler! er will durchaus keinen Sarg für unsere Ella fertigen; als ob sie ein giftiges Scheusal, ein reißendes Ungeheuer gewesen wäre! Ich habe ihm aber meine Meinung gesagt! Das will nun ein ordentlicher Handwerker sein und ist in Vorurteilen befangen, wie sie zur Zeit der Herenprozesse im Schwange gewesen sein mögen!“ Sie war so außer sich, daß sie des gestrigen Scharmützels mit ihrem Herrn gar nicht mehr gedachte.

Auch der Professor vergaß sofort, wie rücksichtslos ihn Auguste gestern behandelt hatte. Die gemeinsame Trauer um den entschlafenen Liebling und der gemeinsame Ingrimm über die Hartherzigkeit und Überhebung der Menschen stellte zwischen diesen beiden ungleichen Wesen Friede und Freundschaft wieder her.

„Dieser Banauße!“ grollte der Professor, „ich will doch gleich noch einmal selber mit ihm sprechen.“

„Sie werden ihn nicht bekehren,“ sagte Auguste, „sein Schädel ist so hart wie das Eichenholz, das er bearbeitet.“ Sieehrte aber um und folgte ihrem Herrn, der in das Haus des Tischlers hineinschritt.

„Nein, Herr Professor,“ erklärte der herkulische Meister, dem der Kömmling sein Anliegen vorgetragen hatte, „und wenn Sie mir tausend Mark bieten, für einen Hund fertige ich Ihnen keinen Sarg.“

„Aber warum denn nicht?“

„Weil mir das wider mein Gefühl ginge. Donnerwetter! glauben Sie denn, daß ich eine bloße Maschine bin, die nur so gedanken- und empfindungslos die Bretter abmisst und zurichtet und glatt hobelt? Wenn ich einen Sarg mache, dann arbeite ich auch allerlei erbauliche Gedanken in das Holz hinein; wer in einem von mir gefertigten Sarge zum langen Schlafe ausruht, der soll auch friedlich schlummern und mir von guten Dingen träumen... für Ihren Köter bin ich nicht zu haben.“

„Hm, hm, hm,“ brummte der Professor, der vor diesem deutschen Tischlermeister wie vor einem unbegreiflichen Rätsel stand, „Sie scheinen mir doch ein Mann von Gefühl und wollen nicht verstehen, was ich dem treuesten Gefährten meiner alten Tage schuldig bin. Ich werde doch den Leichnam meiner Ella, meiner Schwester (schon wieder diese Verwirrung!), nicht den Vögeln unter dem Himmel zum Fraße hinwerfen!“

Der Professor ist übergeschnappt, dachte der Tischler. Laut versetzte er: „Ich will Ihnen was sagen; wenn Sie's wünschen, will ich Ihnen eine kleine Kiste anfertigen und in dieser Kiste mögen Sie Ihren Hund begraben, wo Sie wollen.“

„Gut. Dann machen Sie eine Kiste,“ stimmte der Alte bei.

„Aber, bitte... thun Sie keine Hobelspäne hinein,“ fügte er mit zärtlich-wehmütiger Stimme hinzu, „meine Ella soll weicher liegen; ich werde ihr ein Daunenkissen unterbreiten. Schicken Sie mir die Kiste noch heute und die quittierte Rechnung gleich dabei!“

Er verließ die Werkstätte. Auguste schritt befriedigt an seiner Seite; die Angelegenheit war nun wenigstens geordnet. Der Meister blickte mitleidig dem Alten nach. „Er wird schon kindisch; man darf mit ihm nicht rechten,“ murmelte er; dann spuckte er sich in die Hand und machte sich fröhlich an seine Arbeit.

Am andern Morgen — der Tischler hatte inzwischen auch einen Platz für Ella im Gärtchen hinter seinem Hause angewiesen und zwar kostenfrei (er würde sich geschämt haben, dafür Geld anzunehmen) — schritt Auguste in schwarzer Kleidung, mit einer Holzkrone auf

dem linken Arme, aus dem Hause. In der Rechten trug sie den aufgespannten Regenschirm, denn der Himmel hatte alle Schleusen gezogen; es war, als ob auch er dem dahingeschiedenen Hündlein einen reichlichen Tränenguß nachweinen wollte. Hinter Auguste wankte die schmerzgebeugte Gestalt des heut trotz aller Unbill der Witterung mit hohem Cylinder versehenen Professors. Der alte Herr hatte sein Frühstück unberührt stehen lassen; statt am Kaffeetische Platz zu nehmen, hatte er vor der in seinem Studierzimmer aufgebahrten Kiste verweilt, in welcher sein Liebling auf einem Kissen ruhte, das Auguste auf seinen Wunsch dem Brunkfosa im Empfangszimmer entnommen hatte. Von den Blumenstöcken, welche Auguste an



Hinter Auguste wankte die schmerzgebeugte Gestalt des Professors.

den Fenstern der Sonnenseite pflegte, hatte er alle Blüten geschnitten und mit zitternder Hand in den Sarg gestreut; die Wirtschafterin hatte diese Blünderung ihrer treu gebühten Pflanzen wie etwas ganz Selbstverständliches betrachtet; sie, die sonst bei einer Berührung ihrer Belargonien und Chrysanthemen sofort als Hausdrache dazwischen gefahren wäre, hatte nur trübe lächelnd mit dem Kopfe genickt und so zu dieser Ausschmückung der Hundeleiche ihre vollste Zustimmung gegeben. Als er aber den Hammer heben wollte, um den ersten Nagel durch den Deckel der Kiste zu treiben, hatte er kraftlos den Arm wieder sinken lassen und sich schmerzlich schluchzend abgewendet; Auguste hatte das traurige Ant der Zunnagelung der Kiste verrichten müssen; er war hinausgeeilt, um die dröhnenden Schläge nicht zu hören, die wie die graufam-harte Schicksalsbestätigung der unwiderruflichen Trennung von seinem Liebling klangen. Als ihn später Auguste in seinem Ankleidezimmer auffuchte, wohin er geflüchtet war, um seinen Frack hervorzufinden, hatte sie ihm diesen still-

schweigend aus der Hand genommen und nur auf seinen Gesellschaftsrock gedeutet; ob sie es aus Rücksicht auf das schlechte Wetter oder in dem Gefühle that, daß der Frack doch vielleicht ein wenig gar zu viel Ehre für Ella wäre, das blieb unentschieden; genug, der Professor hatte sich mit dem Rocte begnügt und über denselben seinen dunkelbraunen Paletot gezogen, den er jetzt ebenfalls mit dem aufgespannten Regenschirm beschützte.

Der Tischler stand mit verhaltenem Lächeln in seiner Hausthür und schaute auf die beiden eigenartigen Menschen, die da so schweigsam und feierlich daherkamen. Er nahm seine Cigarre aus dem Munde — es war gerade Frühstückspause, in der er sich das Rauchen gestattetete — und deutete durch einen stummen Wink an, daß er den Führer machen wolle. Er schritt, von den

beiden Leidtragenden gefolgt, durch den Hausflur, nach dem Hofe und durch diesen nach seinem Gärtchen, wo neben einer Fliederlaube ein mehrere Fuß tiefes Loch ausgehoben war.

„Hier!“ sagte er kurz und wies auf die Grube.

Der Professor begann zu schluchzen.

Auguste ließ vorsichtig die Kiste in das gähnende Grab hernieder, wobei sie bedenkenlos in ihrem Sonntagstaate auf das nasse Erdrich niederkniete.

Der Professor bückte sich und warf drei Hände voll Erde seinem Liebling nach. Fassungslos und von Bitterkeit gegen das Schicksal erfüllt, stammelte er:

„*Σχέτλοι εστε θεοι, . . .*“^{*)}

Es war der Anfang eines Homerischen Verses, der da besagt, daß die Götter grausam und neidischen Herzens seien. Ein Glück, daß ihn der Tischler nicht verstand, sonst würde sich dieser entrüstet von solchem unmännlichen und sündhaften Gebaren abgewendet haben.

„Schlummere sanft, Ella!“ fuhr der Alte fort, der sich wieder zu ermannen suchte, „du teure Unvergeßliche! bald werde ich dir nachfolgen! eine solche Schwester, wie du, wird nimmer wieder geboren!“ Er war vollkommen im Wahne befangen, daß er seine vor Jahren entschlafene Schwester noch einmal begrabe.

Auguste zerfloß in Thränen; ihre Nasenspitze war durch wiederholtes Schnutzen einer gekochten Hummerschere ähnlich geworden.

Als der Professor die zitternden Hände faltete und ein Gebet zu murmeln schien, trat der Tischler unwillig zur Seite und nahm die nur noch matt glimmende Cigarre wieder in den Mund, um sie vor völligem Erlöschen zu bewahren. Der Professor, der es bemerkte, schritt auf ihn zu und sagte verweisend: „Bitte, rauchen Sie hier nicht!“ Die Mahnung klang so ernst und entschieden, als gälte es, den Tischler von einer tempel-schänderischen Handlung abzuhalten.

Dieser gehorchte; aber er trat sofort den Rückweg ins Haus an und brummte, halb belustigt, halb verdrossen: „Es ist wahrhaftig nicht mehr recht richtig bei ihm!“

Der Professor sah ihn davongehen und schüttelte den Kopf.

„Was sind diese modernen Handwerker für gefühl-s-robe Menschen!“ dachte er verlezt. Dann breitete er die Arme, zog die Wirtschaftlerin an seine Brust und stammelte, vom Weintrampf geschüttelt: „Nun habe ich niemanden mehr außer Ihnen . . . ach, Auguste, verlassen Sie mich nur auch nicht!“

„Ich bleibe Ihnen treu bis zum letzten Hauche, Herr Professor!“ versicherte diese unter Thränen, „ich werde . . . mich doch nicht . . . durch . . . Ella beschämen lassen!“

Am selben Tage noch setzte der Professor seinen letzten Willen auf, in dem er seiner Wirtschaftlerin reichlich gedachte. Um sie aber nicht in die Versuchung zu bringen, daß sie vielleicht seinen möglichst baldigen Tod herbeiwünschte, hatte er seine wohlüberlegten Maßregeln getroffen.

„Auguste!“ rief er, nachdem er seinen Namen unter das Schriftstück gesetzt hatte, „Auguste, dies ist mein Testament; mein Notar wird heute noch das Nötige besorgen, damit eine Abschrift auf dem Gerichte niedergelegt werden kann. Ich habe Ihnen fünftausend Mark vermacht. Diese Summe vermehrt sich aber mit jedem Neujahr, das ich erlebe, um weitere tausend Mark, so daß Sie zum nächsten Jahreswechsel schon sechstausend

Mark erben würden. Lebe ich mit Gottes Hilfe noch zehn Jahre, so erhalten Sie fünfzehntausend Mark, und so fort. Sind Sie zufrieden?“

„O, Herr Professor, wie gut Sie sind!“ rief freudig Auguste und küßte ihm die Hand, „Gott erhalte Sie noch viele viele Jahre! was ich an guter Pflege dazu thun kann, das soll geschehen. Ich habe auch einen schönen Kranz bestellt, den wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, morgen früh auf dem Grabhügel Ellas niederlegen.“

Um ihre Mundwinkel begann es zu zucken.

In die Augen des Professors traten aufs neue die Thränen; er blickte sie dankbar an und murmelte mit verschleierter Stimme: „Ja, ja . . . das wollen wir thun . . . wer weiß, wann wir selbst zum Hades hinabsteigen müssen.“

Eine Dorfgeschichte.

I.



auf breiten Füßen steht ein stattlich Bauernhaus, es ist sonntagsstille und aufgeräumt auf dem Hofe, vor der Thür steht angespannt ein sauber gepulvertes „Bernerswägle“, der Bauer, ein noch junger Mann mit scharfen klugen Augen, steht unter der Thür und ruft

ins Haus hinein: „Seid ihr Weibsteute bald fertig? Der Braune will nicht mehr still stehen und der Weg zur Stadt ist weit.“ Als bald erscheinen zwei Frauengestalten, jung beide, die eine etwas schmal und schwächig, mit hellblauen durchdringenden Augen, die andere eine dralle, braune Dirne. Aufgefressen und fort! Wie rollt das Gefährt die breite, reine Dorfstraße dahin, hinaus in die fruchtbare blühende Ebene! Manches Auge folgt bewundernd, manches Mädchen gedenkt still beneidend all des reichen Besitzes und all des Glückes, das demzufolge die braune Dirne genießt. Ja, der „Kirchbauer“ mit Frau und Schwester bildete schon ein stattliches Kleeblatt. Ob es aber so einträchtig ist? Die Frauen wenigstens scheinen es, sie sitzen eng beisammen, und die Bäuerin redet eifrig auf die braune Dirne ein: „Du weißt nicht, Bärbel, wie gut du's hast; du bist dein eigener Herr, kannst schaffen oder nicht, der Bruder verwaltert dir dein' Sach', kein Kind plagt dich, kein Dienstbot ärgert dich, uns bist lieb und wert, was willst mehr? Wär's nicht ein Narrenstreich, wenn du nicht ledig bleibst?“ — „Und einen Narrenstreich will ich machen,“ erwidert Bärbel erregt; „meinst, ich sei so dumm? Ich weiß schon, warum ich lieb und wert bin; es verlohnte sich schon der Mühe, mich „einzumezgen“, aber ihr fangt mich nicht, der Bruder nicht grob und du nicht fein!“ Und die dunkeln Augen des Mädchens

*) *σπρίχ: Schettloi este, theoi!*

leuchteten grell auf: „Ich will meine eigenen Wege gehen, so oder so.“ — „Was du gleich wieder heftig wirst,“ sagte die Schwägerin, „wer will dir's denn wehren? Ein wohlstehender Schwager soll uns ja auch willkommen sein; ich wüßte dir schon. . .“ — „Brauch' deine Hülfe nicht, ich mach' schon mein' Sach' allein.“ — „Ja, das weiß Gott, daß du's allein machst. Wär' sonst das Gehäng mit dem Hansjörg, dem wildesten Burschen des Dorfes und noch dazu ein Klübbauer?“ — „Schweig, ich thu', was ich will, und nehm's ganz allein auf mich!“ — „Ich kann schon schweigen, sieh du zu, was du machst. Doch glaub mir, dein Bruder hat einen harten Kopf.“ — „Ich kenn' ihn schon länger als du, laß sehen, wer gewinnt!“ Verdrossen ging die Fahrt weiter, verdrossen war die Heimkehr, aber am Abend sagte die Bäuerin zu ihrem Mann, als sie ihn im sichern Kämmerlein hatte: „Du, Andrees, deine Schwester ist starkköpfig, gib acht, ob sie nicht noch einen tollen Streich macht.“ — „Dafür will ich schon sorgen,“ brummte der Bauer; „ihr Erbe können unsere beiden Buben wohl gebrauchen; jeder soll einen ganzen, freien Hof haben, das hab' ich mir schon lang so ausgerechnet, und den will ich sehen, der mir einen Strich durch die Rechnung macht; die Bärbel am letzten, das Weibsbild zwing' ich.“ — „Vielleicht zwingst du eher den Hansjörg, den Jörnwickel; wenn er nur was anstellte, daß man ihn für eine Weile eintun könnte; die Bärbel nähme ihn dann nimmer, dazu hat sie zuviel „Charakter.““ — „Da laß du mich sorgen,“ sagte der Bauer, und stille ward's in der Kammer.

II.

Es ist Jahrmarkt, die Bauern sitzen dichtgedrängt in den Scheinstuben und schwagen von Kauf und Verkauf. „De da, Hansjörg,“ ruft der Kirchbauer einem stattlichen fränkischen jungen Burschen zu, „der Jud Hirsch hat dich auch betrogen mit seiner Kuh; sieh das Vieh nur recht an, es ist um die Hälfte zu teuer; aber ein so fixer gescheiter Bursch, wie du einer sein willst, sollte sich nicht so beschummeln lassen; das bringt einen so kleinen Klübbauern bald hinter sich, und hast doch so große Mucken im Kopf. Der Hirsch lacht sich jetzt die Haut voll.“ — „Kirchbauer, schweig,“ rief der Bursch, „ich hab' meine Augen so gut wie du, und der Jud soll mir büßen!“ — „So gib's ihm recht, er hat's schon lang an uns allen verdient; da trink noch eine Halbe und laß ihn erfahren, daß wir uns nicht ungestraft anführen lassen!“ rief's durcheinander.

„Hast schon gehört,“ fragt am andern Morgen die Bäuerin ihre etwas verwacht und verweint aussehende Schwägerin, „hast schon gehört, was dein sauberer Schatz angestellt? Aber du weißt es schon, man sieht dir's an den Augen an; er hat dir's selber erzählt; aber das ist das letzte Mal, daß er bei dir Fensterln gegangen; der sitzt jetzt fest und wird wohl den Kopf verlieren.“ — „Herr Gott, haben sie ihn erwischt?“ schreit das Mädchen auf. „Ja, und in Ketten ins Gefängnis gebracht, wie's einem Mörder ziemt; draußen am Waldbrand liegt der Jud Hirsch erschlagen und dem Hansjörg wird's Leugnen nicht viel helfen, da alle Mannen ihn gehört haben, wie er gedroht hat.“ — „Ja und alle haben ihn dazu angereizt und dein Mann am ärgsten, aber der letzte hat noch nicht geschossen, mein Hansjörg ringt sich durch und steht dann aufrechter da als je!“ — „Dein Hansjörg! Wart nur, bis sie dir ihn bringen mit dem Strick um den Hals!“

„Schweig, Giftfrott! oder . . .“ Was das „Oder“ heißen sollte, ward nicht ausgesprochen, ein unartikulirter Schrei folgte und die Bäuerin fand für gut, das

Weite zu suchen und das gequälte Mädchen sich selbst zu überlassen. Keine helfende Hand stützt das von vielen beneidete Mädchen; kein tröstendes, lindes Wort fällt auf ihre brennende Seele; auch kein anreizendes weiter regt sie auf zu wildem Widerstand; grau und bleiern schleichen Stunden, Tage, Wochen hin. Eingebraucht war der Hansjörg, das wußte sie. Was aber weiter? Kein Mensch sprach je ein Wort darüber mit ihr. Fragen, erkundigen? Wer hätte je die stolze Bärbel etwas fragen hören, was man ihr nicht gerne beantwortet, nicht von selbst zugetragen hätte? So nagte das Mädchen in bitterem Grimm in heißen Schmerzen am eigenen Herzen.

III.

Große Wäsche ist bei Kirchbauers, da wird noch die ganze Nacht durch gewaschen; sechs bis acht Frauen stehen in der geräumigen Waschküche und machen dem Namen der Waschweiber alle Ehre. Da ist vor allen die Lachenlief, so genannt von ihrem Haus an der Pferdeshwemme, eine rüstige, redfertige Witfrau, die Krankenpflegerin des Dorfes, vorzüglich dazu geeignet, da sie, sonderbarerweise, in einer Krankheit den Geruchssinn völlig verloren hat; ein Mangel, der zum nicht zu unterschätzenden Gewinn wird in Bauernkrankenstuben und in — andern. — „Hast schon gehört, Lachenlief,“ ruft eine gellende Stimme vom Waschkübel herüber zu der am Kessel hantierenden Witfrau, „was sie dem Hansjörg, dem Wildfang, für ein Urtheil sprachen gestern? Ich hab's gehört mit eigenen Ohren, da ich in der Stadt war, wie sich's die Leute erzählten; ist man doch froh genug darüber, daß man nur des Kaufboldes ledig wird.“ — „Schweig, was werd' ich's nicht wissen, ist's doch meiner Schwester einziges Schmerzenskind, aber du hüte dich; wenn uns die Bärbel hört, zahlt dir der Kirchbauer schlechten Lohn; der hütet ja seine Schwester wie ein Drache, damit sie nichts von ihrem Schatz erfährt.“ — „Der wird lang hüten können, einmal hört sie's doch, daß er acht Jahre Zuchthaus bekommen hat, noch gnädig genug für den Kaufbold, na, ich will gerne den Spektakel erleben!“ — „Jesus, mein Heiland, was ist das?“ ruft's da durcheinander, draußen vor der Thür thut's einen schweren Fall, darauf ein Geklingel wie von zerbrochenen Gläsern. „Da habt ihr den Spektakel,“ sagt die Lachenlief, die zuerst herbeigeeilt kam; da lag Bärbel starr und steif, sie war gekommen, den üblichen Morgenschnaps zu bringen, das Wort „Zuchthaus“ war wie ein flammend Schwert auf ihre un-nachtete Seele gefallen. Was wird die Folge sein?

„Was ist da zerbrochen worden?“ fragt plötzlich die dünne, scharfe Stimme der Bäuerin in den Kreis der ratlosen Weiber hinein; „ich hörte das Geklingel wohl!“ — „Da sieh her, was zerbrochen wurde, Kirchbäuerin,“ sagt Lachenlief, die sich über die ohnmächtig Daliegende gebeugt hatte, sich erhebend; „da sieh her, wenn das wieder ganz wird, müßte ich die Bärbel schlecht kennen, die ich doch auf den Armen getragen. Ihr Lebenlang ist ihr alles gar tief ins Herz gegangen und sie hat nicht geklagt wie andere; so hart Holz spaltet am leichtesten. Gott behüte uns vor Unglück!“ — „Das Unglück wird wohl zu tragen sein,“ sagt die Kirchbäuerin, „helft sie ins Haus schaffen, Lärm brauch't's da keinen, einige Stunden Ruhe werden wohl alles wieder ins Gleis bringen.“ Ja, Ruhe, die konnte selbst der Bäuerin glattes Wesen nicht herstellen. Kaum ist die leblose Gestalt aufs Lager gebracht, zittert sie heftig zusammen, und Schrei auf Schrei, markerschütternd, tönt durch das erst so nachtsille Haus.

Der Bauer eilt herzu: „Was ist's, was giebt's? Sind's Diebe, oder ist die ganze Hölle los?“ ruft er mit dröhnender Stimme. Aber bei diesem Klang ist's, als rufe die Posaune die Toten wach; mit weit aufgerissenen Augen richtet Bärbel sich auf und mit gellem Aufschrei: „Da ist der Mörder, faßt ihn! bindet ihn!“ stürzt sie auf ihren Bruder zu. Aber der fängt sie mit gewaltigen Armen auf: „So bist nun vollends ein Narr? Ein halber bist von je gewesen!“ höhnt er ihr zu, „aber dir werd' ich schon noch Meister. Fort, ihr Weiber, zur Arbeit! Mit dem Mäd'el werden wir allein fertig.“ Ja, sie sind fertig geworden, die Morgenhonne erhellte ein stilles Kämmerlein, da drinnen liegt eine bleiche Gestalt, nur hie und da ein heftiger Ruck durch alle Glieder bezeugt noch Leben; am Fußende des Bettes stehen Bauer und Bäuerin. „Wenn die Krämpfe wiederkommen, Andrees, so kann es sie vollends fertig machen, und dann kommen wir in der Leute Mäuler.“ — „Wenn wir nur zu der Bärbel ihrem Sach kommen, was gehen uns der Leute Mäuler an,“ war die mürrische Antwort. „Aber hab kein' Kummer, das ist eine zähe Natur. Kommt, wir wollen sie allein lassen, die kommt schon wieder zurecht.“ Und lachte verließ das Paar die Kammer. Kommt sie zurecht?

Drinnen wimmert es leise: „Bärbel, armes Bärbel, wo bist du jetzt? Fort, ganz fort, kommst nie wieder, nie.“ Und so wimmert es fort, tage-, wochenlang. Dazwischen kommen Wutanfälle, wo das arme Geschöpf alles zerreißt, die Kleider, das Bett, alles, was zerreißbar ist; es bleibt ihr nichts mehr in der öden Kammer als ein elend Strohlager. Eines Morgens ist sie entsprungen. Da wird, o mit welcher Herzensangst, gesucht! „Mein, die Schand' will ich nicht erleben,“ seufzt der Bauer, „daß sie sich ein Leid gethan hat, es darf, es kann nicht sein.“ Und richtig, dem reichen Bauer gelingt alles, Bärbel wird gefunden im hintersten Winkel des Baumgartens, wo der Fußweg vorbeiführt, zusammengeduckt unter Gestrüpp und hohem Gras. Erwartete sie ihren Hansjörg? Sie hat den Mund nie aufgethan.

IV.

„Kirchbauer, Ihr solltet Eure Schwester in eine Irrenanstalt thun,“ sagte der Geistliche des Ortes eines Tages zu ihm, „Ihr wißt, ich habe Erfahrung in diesen Sachen und kann Euch versichern, hier wird Eure Schwester nicht gesund, und Ihr habt vielleicht noch viel mit ihr auszustehen, wenn sie nicht gar noch gefährlich wird. Glaubt und vertraut mir, ich war nicht umsonst lange Jahre Geistlicher in einer Irrenanstalt, Ihr wißt, daß ich Euch zum guten rate.“ — „Derr

Pfarrer, Ihr Wort in Ehren, aber das ist zu teuer, das ist eine Sach' für Herrenleut', wir Bauersleut' haben Platz und zu essen daheim, zu was das viele Geld ausgeben? Bei mir ist die Bärbel gut aufgehoben, was will so ein Narr mehr? Daß sie nicht mehr auskommt, dafür will ich schon sorgen, morgen kommen Gitter vors Fenster!“ Und so geschah's.

Wieder ist es sonntagsstille auf dem Hof; Knechte, Mägde, alles ist fort. Die Bäuerin sitzt in der Stube und versucht, ein Kapitel zu lesen; der Bauer blättert im Kalender, wo er Notizen hat.

„Es klappt bald, Mutter,“ sagt er endlich, „jeder von den Buben kriegt so viel, als ich hatte, da ich dich nahm, da werden sich reiche Frauen schon finden, und es giebt Höfe, daß es ein Staat ist.“ — „Es wäre mir schon recht, Andrees, aber wenn nur die Geschichte mit der Bärbel erst aus wäre, — die Leute!“

„Mutter, Mutter! der Michele!“ kommt ein etwa 4jähriger, „flöschcher“ Bub in die Stube gewatschelt, „der Michele isch falle.“

— „Ha, so steht er wieder auf!“ sagt der Bauer. „Ja, aber . . .“ stammelt die schwere Zunge des Kindes, „kann net, isch Voch falle.“ — „Was welscht der Bursch?“ ruft der Bauer, unwillig, in seinen Rechnungen gestört zu werden; die Mutter aber hört schon nicht mehr, eilig nimmt sie ihren Buben bei der Hand und ruft: „Wo, wo?“

Ja, wo? Die Mutter eilt, ihr Kind an der Hand, in den Hof, der Bauer fährt fort zu rechnen. Wo ist der Michele, ihr Jüngster, ihr Herzkäfer? denn auf den Andrees, den Ältesten, setzt sie keine großen Hoffnungen,



Da lag Bärbel starr und steif.

Edm. Wagner.

der Bub ist schwerfällig, langsam, mit toten, großen, hellblauen Augen. „Wo ist der Michele g'fallen?“ fragt sie immer und immer wieder auf ihn ein, aber er beginnt zu heulen: „Michele falle, Michele falle!“ Angstvoll läuft die Bäuerin zum Stall; hat ihn ein Kopf geschlagen? Der Stall steht offen, und sie weiß, wie ihr Jüngster hinter den Pferden her ist. Alles leer! — „Michele Koch falle,“ stammelt es wieder. Entsetzt fährt die Bäuerin auf; ist irgend ein Fauchetrog offen? Nichtig, da hinter dem Stall, im Baumgarten steht's offen, und drunten gurgelt's unheimlich. Zu Hilfe, zu Hilfe! Aber wo ist Hilfe im weiten stillen Hof? Und bis sie kommt, ist's zu spät, sie ziehen eine kleine Leiche herauf.

Was hilft aller Reichtum nun? Bauer, du hast falsch gerechnet, nun sitzt dir der Wurm im Herzen.

V.

Die Jahre schleichen dahin, kein zweiter Erbe ward dem Kirchbauer beschieden, die Weiber des Dorfes flüsternten sich in die Ohren, auch der Andrees, das einzige Kind, werde nicht am Leben bleiben, denn: „Seht nur, es trägt keinen Totenbaum im Gesicht, seht ihr die blaue Ader quer über der Nase? Das bedeutet immer frühen Tod,“ so geht's von Mund zu Mund, und heimlich mag man es dem Kirchbauer gönnen, denn sie haben beide nicht verstanden, so recht fest zu wurzeln, trotzdem das Haus so breit dasteht. Die Lachenliefe trägt's von Haus zu Haus, der Bauer lasse seine Schwester ganz verkommen, sie habe ihm schon oft ins Gewissen geredet, er solle ih. wenigstens ein ander Bett anschaffen; sie, die man zur nötigsten Pflege gerufen, da die arme Bärbel weder Bruder noch Schwägerin um sich dulde, sie wisse am besten, welch ein Nest das ihre sei, aber auf alles Vorstellen sei nur die Antwort gewesen: „Für den Narr ist es gut genug.“ — „Aber was es geben soll, wenn der Hansjörg wieder heim kommt, das weiß der Himmel.“

„Andrees, mir ist so bange,“ sagt eines Abends die Bäuerin zu ihrem Manne, „der Hansjörg, der Mörder, kommt heim nächstens, das ganze Dorf ist voll davon, was wird's geben, wenn's die Bärbel erfährt? Sie hat ihn nicht vergessen. O wie oft hab' ich vor ihrer Thüre gestanden und ihr zugehört, wie sie „wimmlete“: Bärbel, armes Bärbel, du bist fort, ganz weg, kommst nie wieder, nie; Hansjörg, wo bist?“ — „Still, ich kann das Zeug nicht hören!“ ruft der Bauer wild, „soll der Narr uns noch alle verderben? Ich will schon sorgen, daß sie es nicht erfährt, die Lachenliefe darf ihr nicht mehr nahe kommen.“ — „Nach nichts so Ungeheueres, überlaß alles mir! Das fehlte noch, daß wir die auch noch auf den Nacken bekämen. Laß mich machen, du bist zu grob,“ war die Antwort.

„Meinetwegen,“ grollte der Bauer, „wäre nur der Narr im Pfefferland!“

Des andern Morgens winkt die Bäuerin der Wittfrau aus der Kammer: „Komm, Piese, ich will dir ein ander Bett geben für die Bärbel, der Winter ist vor der Thür, und frieren soll der arme Narr nicht, ist sie doch noch gewissermaßen ein Mensch.“

„Hast du dir es endlich überlegt?“ ruft Lachenliefe, „sieh das Nest nur an, Würmer wachsen darin.“

„Braucht's nicht zu sehen, genug, ich geb' dir ein anderes, komm nur mit.“

In der Kammer sagt die Bäuerin: „Piese, die Bärbel braucht's just nicht zu erfahren, wenn der Hansjörg heinkommt, das Unglück ist jetzt da, wir wollen's nicht noch größer machen. Sagst du ihr nichts, erfährt sie's auch nicht, von wem? Halt sie ordentlich und schweig still, ich will dir's gedenken; ewig wird die Geschichte nicht wahren, und dann will ich schon sorgen, daß ein schön Stück dir zufällt.“ — „Das kann noch lange gehen, auf das verlaß' ich mich nicht, übrigens hab du keinen

Kummer, ich schweige schon, und pflegen will ich den armen Narren auch, wie schon so lang; aber verhüten kann ich nicht alles, das will ich zum voraus sagen.“ — „Schweig nur du, das andere will ich schon verhüten,“ mit diesen Worten verließen die beiden die Kammer.

Das Fenster der armen Irnsinnigen geht auf Gärten, darin sind Weiber beschäftigt, das Gemüse einzuthun; Bärbel steht am Fenster hinter dem Gitter und lauert, seit einiger Zeit hat eine seltsame Unruhe sie erfaßt, sie horcht, sie lauert, wo sie kann, ist süßsam und still, Piese kommt und geht, besorgt das Nötigste; Bärbel fragt

nichts, sagt nichts, aber unaufhörlich verfolgt sie ihre Pflegerin mit seltsam glänzenden Augen.

„Hast den Hansjörg schon gesehen, Salome?“ fragt eine der Frauen über den Zaun ein eifrig arbeitendes Mädchen im nächsten Garten. „Geb den Kopf nur auf, er ist immer noch ein hübscher Bursch.“ — „Laßt mich in Frieden, der Zuchthäusler ist eine Schande für das Dorf, wegen dem wird keine mehr ein Narr wie die Bärbel,“ war die schnippische Antwort.

Drimmen am Fenster sank eine Gestalt zusammen, aber wer achtete darauf? Es war mitten am Tag, erst abends kam Lachenliefe, für die Nacht zu sorgen; sie fand Bärbel am Boden sitzend, in Thränen gebadet, die ersten seit jener schrecklichen Nacht, da sie das Urteil erfahren. Piese läuft herzu: „Was hast, armes Ding, was ist?“ — „Piese, hilf mir ins Bett und sag niemand was, das Bärbel ist wieder da, todmüd.“ Piese hilft, aber kopfschüttelnd verläßt sie die Kranke spät in der Nacht: „Das ist eine Aenderung vor dem Tod, das nehm' ich nicht allein auf mich, das muß der Pfarrer wissen.“

Ja, eine Kranke verließ die Wittfrau, am andern



Insekt kam der Notar, samt Pfarrer und Arzt.

Morgen fand sie sie, zum Erschrecken eingefallen, heftig fiebernd im Bett. „Drin geht's zu Ende, Kirchbauer,“ sagt sie, als sie fertig war, „das ist eine Aenderung vor dem Tode, die Bärbel ist wieder ganz verständig, drum wenn Ihr Euch verböhnen wollt, thut's beizeiten, sie hat nach dem Pfarrer verlangt.“ — „Liebe, was sagst, ist's wahr?“ ruft der Bauer aus tiefster Brust. „Geh und sieh selbst, die Bärbel wehrt sich vor keinem Menschen mehr.“

Das waren Tage voll schwerer Angst und ängstlicher Spannung für den Bauer und seine Frau; die Lachenliebe mußte den Pfarrer holen, Bärbel hatte weder Ruhe noch Raft. Stundenlang saß er an ihrem Bette, wer konnte da wissen, was alles verhandelt wurde? Der Arzt kam und machte alle Tage ein bedenkllicheres Gesicht. Zu spät, zu spät, das Gefäß ist zerbrochen.

Zulest kam der Notar, Lachenliebe mußte ihn holen, samt Pfarrer und Arzt. In der Wohnstube saßen Bauer und Bäuerin mit verstörten Gesichtern. Was geht im Sterbezimmer vor? Sie sind ausgeschlossen, alle verspätete Milde, alle dargebotene Veröhnung ist fest und ernst abgelehnt worden von der Kranken, jetzt wird ein Testament verfaßt, und sie wissen nicht, was für eines. Hast du dich wieder verrechnet, Kirchbauer? Der Pfarrer tritt ein: „Kirchbauer, Eure Schwester verlangt nach Euch!“ — „Endlich, endlich,“ stöhnt der Mann und geht zum Sterbezimmer. Das Testament liegt versiegelt auf dem Tisch; Bärbel, todesmatt, streckt dem Bruder die Hand entgegen. „Laß mein Geld und Gut fahren, Bruder, dir hilft's nichts mehr, mich hat's geöbet. Gut' Nacht, gut' Nacht!“ Die Augen fallen zu, sie hat kein Wort mehr geredet.

Groß war die Menschenmenge, welche die reiche Bauertochter zu Grabe geleitete; der „Zuchthäusler“ hat sich nicht blicken lassen, hinter den geschlossenen Thüren saß er und brütete Rache, und wenn wieder acht, ja sechzehn Jahre Zuchthaus folgten, was dann? Verwüftet, verwildert war seine Seele doch. Und das Testament? Alles Hab und Gut der „Bärbel“ war, mit Ausnahme eines Legats an Lachenliebe, dem Hansjörg vermacht.

Hat's da Segen gebracht? Seine Rache hat er aufgegeben, aber in aller Eile hat er sein Gütchen verkauft, ist fortgezogen und verkam in Händel und Trunt. Dir, Kirchbauer, fraß der Wurm am Herzen. Das Erbe fort, der Bub halb blödsinnig, was hast du zu rechnen weiter? Ein griesgrämiger alter Mann ist übrig geblieben, nachdem der Strich durch die eigensinnigen Rechnungen gezogen war, seine kluge Frau hat ihn nicht mehr lenken können. Der Wurm fraß weiter am Herzen, bis es verdorrte, ein Häuslein Asche, um das niemand sich kümmerte. Nicht die Witwe? Nein, die ist in ihr Heimatsort gezogen, wo sie von den Verwandten als reiche Erbtante mit offenen Armen aufgenommen wurde; denn wer kümmert sich um den blödsinnigen Bubens? denn ein Bub ist er geblieben. Nun wird dort weiter gerechnet; macht ihr keine Fehler, seid ihr so sicher vor dem Strich? —

Des Lebens Höchstes.

Mutterliebe, man nennt dich des Lebens Höchstes!
So wird denn
Jedem, wie schnell er auch stirbt, dennoch sein Höchstes zuteil.

Hebel.

Stadt und Land.

(Siehe das Titelbild vorn im Kalender.)

Zierlich sitzt ihm die Krawatte, und der Hut ist hochmodern,
Klemmer, Handschuh, alles kündigt einen jungen feinen Herrn.

Sie, die ihm zur Seite schreitet, ist sein rechtes Seitenstück —
Gleich und gleich soll sich gesellen; solcher Ehe blüht das Glück.

Und es lacht der Frühlingshimmel. Sich erfreuend der Natur
Wandeln sie mit ihrem Pinscher durch die ländlich-stille Flur.

Sprechen von den Assebleen, wo sich Herz zum Herzen fand,
Dann auch von Rococomöbeln, daß sie fein und elegant.

Es steht fest, sie muß sie haben, ihre Freundin hat sie auch.
Er ist völlig einverstanden, wie es bei Verliebten Brauch. — —

Bei dem Hansel steht die Grete, und sie schwäzen laut und froh;
Denn er ist ein schmucker Jäger, und ihr Herz breunt lichterloh.

Plötzlich sehn sie in der Nähe das gezierte städt'sche Paar,
Und auch dieses nimmt die beiden Liebenden am Zaune wahr.

Wie aus zwei verschiedenen Welten! Seht, man sieht sich ernst und stumm.
Nur die Grete schmunzelt leise — und wer nähm's ihr grade trumm?

Ei, dem Stadtherrn, fein gebügelt, wird beinahe etwas bang;
Denn sein Lieb' fixiert den Jäger doch ein bißchen allzulang.

Solche Leute ignoriert man, — freilich ist man ganz allein,
Pflügt ein frisches Kind vom Lande oft — recht angenehm zu sein. —

Weiter, weiter! folgt dem Pinscher, der des Jägers Dach's nicht sieht,
Während dieser ihn betrachtet, mit zufriednem Gemüt.

Schnappt die Luft, die köstlich milde! Gut thut das euch überaus.
Kauft euch die Rococomöbel, nehmt euch bald und macht ein Haus.

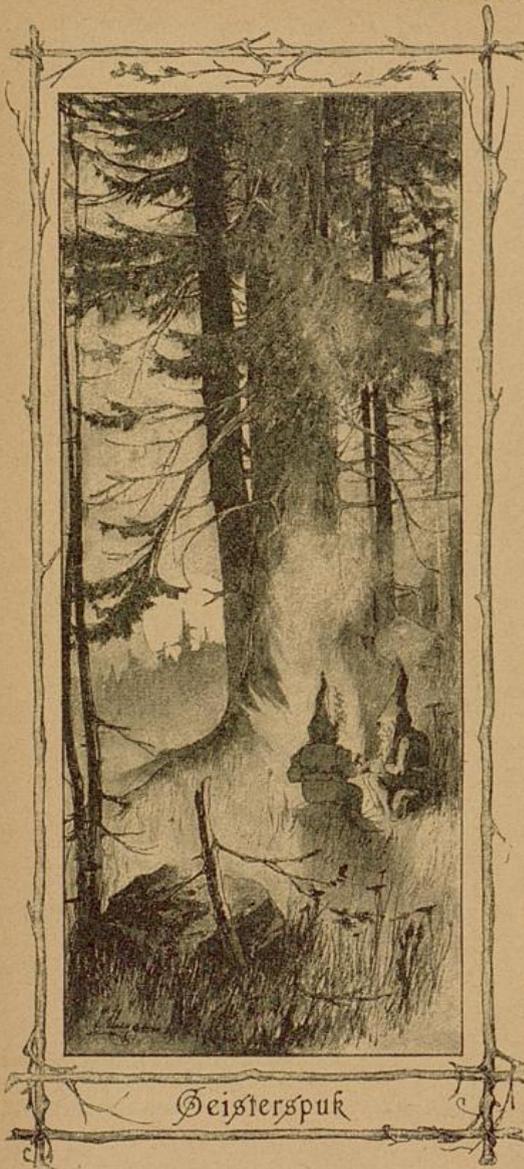
Übrigens, verehrte Dame, übrigens, du junger fant:
Echte Liebe kann gedeihen in der Stadt wie auf dem Land.

Gottes Rätsel.

Kinder sind Rätsel von Gott, und schwerer als alle zu lösen,
Aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich selber bezwingt.

Hebel.

Geisterspuk.



Geisterspuk

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu — dein Herz ist tot.
Sauf.

In Wald und Flur, an Bächen und Teichen streift in nächtlicher Stunde viel loses Gefindel umher, nur dem kundigen Auge sichtbar. Kobolde und Nixen, Wasserweiblein, Weiß- und Schwarzelfen und wie sie alle heißen. — Tief unter der Erde aber haufen in Höhlen und Klüften die Wichteln, Gnomen und Erdmännlein. Ja, ja, die hohe herzoglich württembergische Regierung hatte damals ganz recht, als sie vor anderthalbhundert Jahren befahl, das Gelichter zu greifen, wo man es fände, und wohlverwahrt an das nächste Oberamt abzuliefern. Ja, das war recht und löblich, — nur mit dem Greifen war es so 'ne Sache. — Das lose Volk ist schwer zu fassen und die bestorganisierte Razzia, geleitet von den gewandtesten Häschern, bleibt erfolglos; denn nur das Auge eines Sonntagskindes sieht das Völklein, und die Herren von der Polizei sind durchaus nicht lauter Sonntagskinder.

Wenn aber so ein Sonntagskind beim Mondschein in lauer Maienmacht durch den Wald streicht, da sieht es die Geistlein an der Arbeit, besonders wenn der Genuß des Waldmeistertranks die Sinne geschärft. Die solidesten der lockern Gesellschaft sind noch die Erdmännlein, — es sind die Gelehrten und Forscher der ganzen Kunst; Mineralogie, Botanik und Chemie sind ihre Lieblingsstudien. Auf unserem Bilde sehen wir zwei solche Gesellen, die an ihrem Feuer hocken und eifrig in einem alten Schmöcker studieren. Machen sie ernste Studien über ein seltenes Metall, untersuchen sie ein neues Heilmittel, das, in mitternächtlicher Stunde aus kräftigen Pflanzen gebraut, den leidenden Menschen zum Segen gereichen soll? Oder sollten sie gar, der materialistischen Richtung unserer miserablen, poesielosen Zeit folgend, irgend eines der vielen Schwindelmittel zusammenpfuschen, die, in allen Zeitungen ausposaunt, in elegantester Verpackung diejenigen bethören, „welche nie alle werden?“ Wer weiß es? Soviel ist sicher, gegen den Tod und gegen die Dummheit giebt's keine Heilmittel. Ach, da studieren die Erdmännlein freilich vergebens! —

Stören wir die Männlein nicht, bald vielleicht wird uns in ellenlangen Lettern an allen Ecken angepriesen, was sie entdeckt. Dann können wir's ja probieren, wenn anders der hohe Gesundheitsrat es billigt und gutheißt.

Die größte Freude.

Von Emil Kindt.

Mein alter Onkel Eusebius feierte jüngst seinen Geburtstag. Zu diesem Ehrentage hatten sich seine zahlreichen Nissen und Nichten bereit, ihm viel Liebes und Gutes auf den Festtisch zu bauen, und wenn man die Fülle der Gaben überschaute, so wäre es schwer gewesen zu sagen, welche eigentlich von allen die schönste sei.

Als wir am Abend in dem altmodischen Zimmer des biedern Eusebius versammelt waren, wo es alljährlich um diese Zeit hoch herging — denn mein Onkel, so sparsam er sonst war, bei solcher Gelegenheit öffnete er

beide Taschen —, da ereignete es sich, daß eine meiner jüngern Schwestern, ein kleiner, naseweiser Backfisch mit übermütigen, blonden Zöpfen, dem alten Herrn über den Tisch zublinzelte und ganz ungeniert fragte: „Sag einmal, Onkelchen, aber offen und ehrlich, welches von deinen Geschenken hat dir denn die größte Freude bereitet?“

Eusebius lächelte und sah die Fragestellerin ein paar Augenblicke nachdenklich an.

„Liebes Kind,“ antwortete er dann, „das ist in der That sehr schwer zu entscheiden, und ich werde dir den Gefallen nicht thun, die Nuß, die du deinem alten Onkel zwischen die Zähne schiebst, aufzutun. Aber statt dessen will ich euch eine kleine Geschichte erzählen,

Die Giftmischer.

Fliegenschwanz' und Mückennas'
 Mit ihren Anverwandten,
 Frosch im Laub und Grill' im Gras,
 Das sind die Musikanten!
 Seht, da kommt der Dudelsack!
 Es ist die Seifenblase,
 Hört den Schneckschnickschnack
 Durch seine stumpfe Nase.
 Spinnenfuß und Krötenbauch
 Und flügelchen dem Wichtchen!...
 Saust.

Besser, als es Göthe hier gethan, ist der Elfenput nicht zu schildern. So summt und zirpt und rauscht es, wenn die Sonne sinkt, von tausend feinen Stimmchen im Walde. Das sind die Elfen und ihre Sippe, die so die Nacht zum Tage machen. Ja, wenn sie weiter nichts trieben als diesen Schneckschnickschnack, da wär's schon recht. Aber, aber, die böshafsten kleinen Dinger treiben noch bedenklicheren Spul. Sie fennen recht wohl die geheimen Kräfte der Natur und brauen höchst gefährliche Liebestränke, und manches Menschenkind, das sich durch wahnstinnige Liebe verzaubert fühlt, dankt es nur diesen Tüchtbolden. Eine Hauptbeschäftigung der Elfen ist die Pflege der Schwammerlinge. Wer hat nicht schon Elfenringe gesehen oder wenigstens von ihnen gehört? Schon Shakespeare läßt die Frau Huttig in seinen „lustigen Weibern“ sagen:

Ihr Wiesenelfen tanzt zur nächtigen Stund'
 In einem Ringe gleich des Kniebands Rund,
 Der Grund, auf dem ihr schwebt, sei grün zu schauen,
 Von frischerer Fruchtbarkeit als alle Auen.

Auf solchen Ringen nun gedeihen die Schwammerlinge. Wenn das Elfenvolk nur lauter gute, eßbare Schwämme kultivieren würde, als Morcheln, Fingerringe, Pfifferlinge, Brätlinge, Brachschwämme und dgl., so wäre es zu loben, aber leider befaßten sich die böshafsten Nidel auch mit giftigen Täublingen, Satanspilzen, Herenpilzen, Fliegenschwämmen, und gerade aus dieser Höllebrut brauen sie ihre verderblichen Liebestränke, welche die Menschen in Berserkerwut versetzen.

Gott sei Dank üben die guten Wichteln strenge Polizei, und treffen sie einmal ein paar Elferiche bei so böswilligem Gebaren, dann gnad' ihnen Gott! So sehen wir auf unserem Bilde, wie ein biederer Wichtelmann zwei Elfen mit derbem Prügel bedroht, welche aus giftigem Fliegenschwamm schnödden Giftsaft zapfen wollen. Dank, Dank den wackern Männlein!



Die Giftmischer.

die mir soeben einfällt, und in welcher es sich ebenfalls um die bewußte größte Freude handelt."

Der Onkel kniff seine Augen ein wenig zusammen und spitzte die Lippen zu einem halben Pfeifen.

Dieses untrügliche Zeichen kannten wir alle, wir wußten, daß ihm jetzt der Schalk im Nacken saß und daß wir aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen etwas sehr Drolliges zu hören bekommen würden.

Und Curiebius begann:

Als ich noch in Bonn studierte, so vor einigen Duzend Jährchen, da lebte am Rhein ein reicher und angesehenen Weinbergbesitzer, Namens Ignaz, der vor geraumer Zeit von Polen her eingewandert war.

Derjelbe hatte kein Weib und kein Kind und eigentlich

auf der weiten Gotteswelt nach niemand zu fragen, wenn da nicht ein paar arme Verwandte der fünften und sechsten Linie gewesen wären, welche beide die hohe Schule besuchten und denen er durch gelegentliche Geldspenden unter die Arme griff.

Ja, die Fürsorge des wackern Ignaz ging so weit, daß er die zwei jungen Herren, wann die großen Ferien kamen, zu sich in seine Weinberge lud und ihnen daselbst einen so angenehmen Aufenthalt als möglich bereitete.

Dabei waren die beiden Studiosi recht unterschiedliche Leute. Während der eine Kesse, der sich der Gottesgelahrtheit beleihtigte, ein stiller, demüthiger Mensch schien und mit seinem scheuen, devoten Wesen den Eindruck hervorrief, als könnte er kein Wässerchen trüben, war

der andere, der das Jus paulte, grad das Gegenteil von ihm.

Leichtsinzig und offenherzig, machte er gar keinen Hehl aus seinen lebenslustigen Grundsätzen und oft genug geriet er mit dem alten Ignaz beim Wein über dieses oder jenes in eine hitzige Debatte, wobei der Theologe immer auf der Seite des Oheims stand. Denn jener buldigte dem nützlichen Prinzip, jedem, von dem er etwas zu erlangen hoffte, nach dem Munde zu reden, oder, wie wir hier zu Lande sagen, die Wurst nach der Speckseite zu werfen.

Ob der alte Ignaz seine jungen Verwandten durchschaute, oder nicht, davon ließ er nie ein Sterbenswörtchen vernehmen. Zu beiden war er von gleicher Freundlichkeit, nur manchmal bligte es in seinen klugen Augen auf, wenn er sah, wie der rücksichtslose Rechtsbesessene seinen eigenen altväterischen Ansichten so tapfer entgegentrat.

Einst waren die beiden jungen Herren auch zu den großen Ferien gekommen, hatten sich nach Kräften in den ausgedehnten Besitzungen des Oheims ergötzt und standen nun im Begriff, Abschied zu nehmen.

In dem Speisesaal war das Hentersmahl aufgetischt, aus schlanken Rheinweinflaschen glitzerte der letzte Scheidegruß herüber. Da erhob sich Oheim Ignaz von seinem Sessel, blickte seine beiden Gäste an und sprach also: „Meine lieben Nessen, ihr geht an dem heutigen Tage von mir fort, um auf eurer alma mater wieder die Lehren der Weisheit zu hören. Vergesst dort während eurer Studien des alten Onkels nicht, der es gut mit euch meint, und denkt daran, daß Ende Oktober sein Geburtstag trifft. Wer mir von euch beiden an diesem Tage die größte Freude bereitet, dem will ich zum Zeichen meiner Anerkennung 100 Dukaten schenken. So, jetzt eßt und trinkt und dann zieht heim und laßt es euch wohlergehen!“

Auf der Rückreise, welche die Nessen natürlich gemeinschaftlich machten, waren sie beide wegen des in Aussicht stehenden Gewinnes einigermaßen erregt.

Der Theologe sah ganz bleich aus, sprach kein Wort und brütete still vor sich hin, in seinen lieben Gedanken nach der „größten Freude“ fuchend, der Jurist aber plauderte, wie es ihm ums Herz war, gab hundert Wege an, von denen er meinte, daß sie direkt in des Oheims Geldschrank zu den 100 Dukaten führen würden, und belegte schließlich die originelle Idee des wackern Ignaz mit mehreren nicht gerade sehr schmeichelhaften Titeln.

In der Universitätsstadt angekommen, trennten sich die Jünglinge und jeder von ihnen eilte seiner bescheidenen Wohnung zu.

Der Gottesgelahrte benutzte die jetzt kommenden Wochen, um für den bevorstehenden Geburtstag eine Überraschung auszudenken, die, seiner Ansicht nach, dem Onkel Ignaz die allergrößte Freude bereiten mußte. Dem hoffnungsvollen jungen Mann nämlich schien es das für diesen Zweck Erspriesslichste, auf seinen biedern Verwandten ein Lobgedicht in schön gesetzten Versen zu verfesseln, worin er der vielen Tugenden desselben eingehend Erwähnung that. Bei dieser Gelegenheit entdeckte der eifrige Theologe an dem guten Oheim eine Reihe von Vorzügen, welche dieser offenbar niemals besessen hatte, und hob dieselben auf den Flügeln der Dichtkunst bis in den Himmel empor.

Als das Karmen, das beiläufig bemerkt, zwei Foliobogen deckte, fertig war, schrieb es der Autor mit Fraktur-Handschrift auf das feinste Postpapier und sandte rechtzeitig diesen poetischen Glückwunsch ab, damit er am letzten Oktober einträfe!

Was hatte aber der Jurist während der ganzen Zeit gethan, um die 100 Dukaten zu erobern?

Ach, von ihm war wenig Erfreuliches zu melden! Dieser leichtsinnige Musesohn fand bei seiner Rückkehr in die alma mater einen guten Freund, der unlängst eine alte Tante beerbt hatte und nun nichts Giltigeres zu thun wußte, als seinem Herzensbruder von dem goldenen Regen, der auf ihn herniedergeträuft war, auch einige Tropfen zu gönnen.

Auf diese Weise nahm das lustige Leben im Wirtshaus, eine natürliche Konsequenz der gefüllten Beutel, so sehr die Gedanken des lustigen Studiosus in Anspruch, daß er den Geburtstag des alten Ignaz reinweg vergaß. Erst um die Mitte des Dezember wurde er zu seinem Schrecken daran erinnert, als er einen Brief von dem Oheim empfing, worin ihn dieser in zwei kurzen Zeilen zu den Weihnachtsferien einlud.

Etwas bestürzt begab sich der junge Rechtsbesessene zu dem Theologen. Dieser hatte ebenfalls einen Brief des Onkels mit derselben Einladung erhalten und verfehlte nicht, seinen Vetter, während er ihn über die seblgeschlagene Hoffnung tröstete, mit heimlicher Schadenfreude von dem schönen Geburtstagsgeschenk zu erzählen, welches er selbst gegeben hatte.

Einige Tage später reisten die Vetter ab und wurden bei ihrer Ankunft von dem alten Ignaz, wie immer, auf das freundlichste willkommen geheißen.

Der Theologe mußte seine ganze Selbstbeherrschung zusammennehmen, um nicht die Freude zu verraten, die er über den bevorstehenden Sieg empfand, der Jurist aber, der nichts zu hoffen hatte, sah der kommenden Entwicklung außerordentlich gleichmütig entgegen.

Es war am Abend. Die drei saßen am Tisch und vor ihnen blinkten die grünen, dickbauchigen Weingläser zum Willkommenstrunk.

Und wieder, wie damals, erhob sich Oheim Ignaz, zog eine Börse hervor, hinter deren Maschen das Gold stimmerte, und sprach also: „Meine lieben Nessen, bevor wir auf unser heutiges glückliches Wiedersehen anstoßen, möchte ich die Angelegenheit mit den 100 Dukaten in Richtigkeit bringen und die Summe demjenigen von euch aushändigen, der mir an meinem Geburtstage die größte Freude gemacht hat. Du, mein lieber Nefse, — hier wandte sich der alte Ignaz an den Theologen, während ein unterdrücktes Lächeln um seine Lippen spielte — „du hast mich an jenem Tage durch dein hübsches Gedicht sicherlich sehr erfreut. Aber diese Freude wurde wesentlich durch die Betrachtung gemindert, daß ich der vielen Pöbeserhebungen, mit denen du mich überschüttest, durchaus nicht würdig bin. Die 100 Dukaten möge mein anderer Nefse empfangen.“ — hier wandte sich der alte Ignaz an den aus allen Wolken gefallenem Juristen und überreichte ihm mit freundlichem Kopfnicken die Börse — „derselbe hat mir zu meinem Geburtstag überhaupt nicht geschrieben. Aber gerade dadurch hat er mir die größte, durch nichts getrüübte Freude bereitet. So oft der nämlich an mich schreibt, — pumpt er mich unfehlbar an!“

Als mein Onkel Eusebius diese lustigen Schlussworte sprach, bemächtigte sich unser aller eine ungeheure Heiterkeit, ja, der übermüüige Bacchus lachte so herzlich, daß die blonden Böpfe fröhlich hin und her tanzten.

„Ist denn die Geschichte wahr, Onkel?“ fragte das kleine Fräulein endlich, als es ein wenig zu Atem gekommen war. „Sie ist wahr,“ schmunzelte Onkel Eusebius, „sie ist mir selbst passiert, der glückliche Jurist, das war ich!“

Der Juchschrei von der hohen Kampenwand.

Eine Prienthaler Alpenjagd.



In offener Kund
willkommen allkund,
ein listiger Reider
Zieh lieber gleich weiter.

Dieser schöne Sinnspruch zielt den Siebel des gastlichen Wirtshauses zu Hohenaschau und zog mich noch jedesmal an, so oft ich das Thal der kleinen frischen Brien besuchte. Vor mehreren Jahren hielt ich auf dem Wege ins Tirolerland wieder einmal in jenem engen Hochthale des Chiemgaues Rast. Ich traf's gut, ich kam unverhofft zu einem Feste. Lustig knallten vom alten Schützenhause die Büchsen und Scheibenstutzen, und ihr Schall weckte den munteren Wiederhall der Berge. Auch in und vor der Burg — so heißt das Gasthaus mit dem altdeutschen Sprüchlein — ging's heiter her. Musik und fröhlicher Gesang übertönten die dumpfen Schläge der mächtigen Eisenhämmer in den freiherrlich Kramer-Kletschen Gewerken, die einzigen, aber weithin vernehmlichen Laute der Betriebsamkeit in dem sonst so stillen Alpenthal. Der Grund dieses fröhlichen Lebens und Treibens blieb mir nicht lange verborgen. Auf dem nahen Bergschlosse Wildenwart war zu willkommenem Besuch die Eigentümerin, die Frau Großherzogin Adelgunde von Modena, eingezogen, und die hohe Frau bekundete ihr Eintreffen dem ihr anhänglichen Bergvölkchen stets durch Veranstaltung eines stotten Scheibenschießens mit wertvollen „Ehrenbesten“. Das ist gerade das rechte für die Alpler. Und wie gute Menschen in der Freude doppelt gastlich und freundlich sind, so machte man hier auch mir, dem fremden Wanderer, gerne Platz an einem Tische im Freien vor der Burg, und bald saß ich, als ob ich dazu gehörte, im gemüthlichsten Kreise der Jäger, Schützen und Köhler vom nahen Hochwald. O Wanderlust und liebliche Rast! o schönes Land mit deinen wadern, kerndeutschen Bewohnern! Mein Herz wird warm und weich und wehmüthig, wenn ich zurückdenke an die köstliche Zeit.

Ein gaubekannter Meißerhüts, an der Brien kaum anders als „Schurfen-Martl“ *) genannt, lächelte gar vergnügt vor sich hin, denn er hatte sich wieder einmal

auf der Ehrenscheibe das erste Best' herausgeschossen. Wie er in Wirklichkeit heißt, weiß ich nicht, ebentowenig, wie sein kleines Besitzthum droben im Hochwalde im trockenen Steuerkataster benannt ist. Im Volksmund heißt es „Trautenstein“, und freundlich, wie ein Edelweiß, blüht das Häuslein herab zu den Trümmern der Hohenaschauer Burg und zum üppigen, sonnenlichten Thal. An die Namen Schurf, Trautenstein und Wildenwart aber knüpft sich eine seltsame alte Sage. Und niemand anders als Schurfen-Martls Braut, eine rosig-frische Weisfächthalerin, hat sie mir damals erzählt. Möge mein Versuch, die frische Hochlandsblume zu verpflanzen, zur Zufriedenheit des geneigten Lesers ausfallen.

Vor vielen hundert Jahren hauste draußen im Flachlande, wo ihm weite Strecken zu eigen waren, ein reicher und guter Freiherr mit Namen Schurf. Er selbst kam zuweilen in das wildreiche Thal der kleinen Brien, um des edlen Weidwerks zu pflegen; seine holde Gemahlin Gertraud aber, in der weiten Ebene geboren und aufgewachsen, hatte noch nie den Fuß ins Gebirge gesetzt. Um auch sie einzuweihen in die Wunder der Alpenwelt, und um selbst den Stätten seiner lohnendsten Jagdlust immer nahe zu sein, beschloß er bei sich nach reiflichem Überdenken, seinen Wohnsitz zu verändern, und erbaute, so schnell und geheim wie möglich, eine neue Burg, die Wildenwart. Die gute Frau Gertraud war längere Zeit durch die Pflege ihres erkrankten jüngsten Söhnleins ans Haus gefesselt, umsoweniger fiel ihr die häufige Abwesenheit ihres Gemahls auf, umso leichter gelang es ihm, sie schließlich vollständig zu überraschen. Den Aufbau des neuen Edelsitzes leitete und überwachte er selbst und hatte sich für diese Zeit an einem noch höher gelegenen liebschönen Punkte eine Nothütte errichten lassen und aus Liebe und Verehrung für sein treues Weib Gertraudenstein benannt, woraus denn mit der Zeit Trautenstein geworden ist. Erst als die Wildenwart vollendet und sein wohlhlich eingerichtet mit Turm und Zinnen weit über die Hochtannen zu Thale schaute, holte er sein geliebtes Weib mit ihren beiden Söhnlein vom Flachlande ins neue Heim, denn auch der Jüngste war wieder munter und zur Reise bereit. Wie staunte die werte Frau! Wie klatschten die Junterlein vor Freuden in die Händchen, als sie Bach und Au und Berg und Thal erschauten, und einzogen durch das bekränzte Thor in die schimmernde Burg, die wie ein Schmuckkästlein inmitten dieser herrlichen Umgebung lag! „Will's Gott, so soll sie eine Stätte des Glücks werden, liebes Weib, für dich und mich, für Söhne und Enkel, und diese grüne Wildnis ein irdisch Paradies!“ sprach Ritter Schurf gerührt. „Gefällt dir's hier, Gertraud? Ist alles nach deinem Wunsch?“

„Über schön! Wunderbar! Wie lieb und gut von dir, mich so zu überraschen, uns hier dies liebliche Nestlein zu bauen! Ich hab' bislang keine Ahnung gehabt, wie herrlich und entzückend die Berge sind.“

„Wart' nur, du sollst noch Besseres schauen!“ rief er lächelnd; und nachdem sie sich durch Speis' und Trank gestärkt und darauf die reuemüden Junterlein sorgsam in weichen Bette untergebracht hatten, führte der Freiherr stolz und glücklich sein holdselig Gemahl noch höher hinauf zum reizvollen Gertraudenstein. Die junge Frau wandelte verklärten Blickes wie in einem seligen Traume. Mit jedem Schritt empfing sie gleichsam eine neue Offenbarung der schönen Gotteswelt, mit jedem Fuß Steigens atmete sie voller und freier die wonnige Lebensluft des Gebirgs in vollen tiefen Zügen ein. Und als sie oben standen und sich umwanden und hinabschauten in das liebliche Prienthal, da ward die Tochter der

*) Martl = Martin.

Großer Volkskalendar für 1891.

Ebene überwältigt von all der Schönheit und Lust und sandte voll Entzücken aus aller Kraft einen lauten Jubelschrei zu Thal. Aber ach, die Wogen der Freude waren zu mächtig für ihr zartes Herz: es zersprang und hörte mitten im Jubel plötzlich für immer auf zu schlagen.

„Was?“ rief ich bestürzt, „sie starb?“

Die Erzählerin nickte: „Vom Schlage gerührt, sank die Edelfrau tot in die Arme ihres erschrockenen Gemahls, dort oben, wo ich künftig mit meinem Martl haufen werde, will's Gott! Eine schreckliche Freude, nicht wahr? und doch, ein schöner Tod: sie hat sich in den Himmel hineingegauchzt!“

„Wie Prinz Karl von Bayern hineingeritten ist,“

sprach ich. „So sagten nämlich die Tegernseer, als der vielgeliebte Herr bei einem Spazierritte durch einen Sturz mit dem Pferde seinen raschen Tod gefunden hatte.“

„Ja,“ meinte das fromme und kluge Mädchen, „besser so, als sich lange quälen, wenn man wohl vorbereitet ist.“ — „Wie's in jenem Liebe heißt,“ führte ich an:

„Die Kinder des Glückes beneid' ich nicht
Ob ihrem Leben — beneiden
Will ich sie mir ob ihrem Tod,
Dem schmerzlos raschen Verschenden.“

Im Prachtgewand, das Haupt bekränzt,
Und Lachen auf der Lippe,
Sitzen sie froh beim Lebensbankett —
Da trifft sie jählings die Hippe.

Von langem Siechtum nicht entsetzt,
Noch Rosen auf den Wangen,
So dürfen sie aus der lichten Welt
Ins Schattenreich gelangen.“ —

„Ins Himmelreich,“ sagte sie, „aber sonst ist's schön. Wer hat das gemacht?“

„Ein Mann, der viel gefehlt und viel gelitten, der jahrelang gelähmt und leidend gleichsam zollweis gestorben ist.“

„Der Armste! Gott hab' ihn selig! Er weiß, was für jeben am besten ist.“

Ein Weiltchen waren wir still, dann drängte ich: „Nun weiter! Wie ging's darauf dem bedauernswerten Freiherrn?“

„Er war wie vernichtet und von jener Stunde an selbst sozusagen tot. Seine Söhne, deren Anblick ihn immer an die vielgeliebte Mutter erinnerte, that er so

bald als möglich weit von sich fort, den ältern nach einem fernen Kloster im Brandenburgischen, wo derselbe zu frommer Gelahrtsamkeit erzogen wurde, den jüngern gar, einem Räte der schlauen Mönche auf Herrenvörth im Oberrhein folgend, nach dem fernen Hispanien, wo der Unselige alle deutsche Art und Treue vergessen und nichts Gutes gelernt haben soll. Finster brütend, hielt sich der alte Schurf stets im Erdgeschoß der Wildenwart auf, um keinen Ausflug nach dem lieblichen, ihm aber gründlich verleidenten Brienthal zu haben, und alles ließ er verfallen und verwildern. Niemand bekam ihn zu sehen. Selbst der grüne, wildeiche Hochwald, einst sein liebster Aufenthalt, lockte ihn nicht mehr; Wolf und Bär, Reh und Steinbock hatten eine gute Zeit. Die hohe Kampenwand, welche den Jubelschrei seines sterbenden Weibes hatte wiederhallen lassen, nannte er eine graue Berghere mit einem Herzen von Stein, hart und kalt. Nur einmal im Jahre, am Todestag seiner teuren Gertraud, pflegte er zum Trautenstein hinaufzuwandern und dort lange zu weinen. So schleppte er, der Welt abgestorben, seine Tage in einsamer Trauer hin.“

„Aber schon bald machte man eine seltsame Wahrnehmung, die bis auf unsere Zeit immer wieder von neuem bestätigt wird. So oft nämlich seit jenem Unglücke auf dem Trautenstein im Thale der Brien etwas Außergewöhnliches sich zutragen soll, sei es Freudiges oder Schlimmes, hört man von der hohen Kampenwand je nachdem einen tief-sinnigen Jubel- oder Wehlschrei erschallen.“

Ich muß wohl unwillkürlich etwas ungläubig dreingeschaut haben, denn Schurfsen-

willkürlich etwas ungläubig dreingeschaut haben, denn Schurfsen-

Martls Bräutchen drohte mir mit dem Finger und sprach: „Wenn Sie über so ernste Dinge lachen, Sie Thomas von Stadtherr, dann erzähl' ich kein einziges Wörtel mehr!“ Reumütig bat ich um Verzeihung, und: „So ist's schon wieder gut,“ sagte sie veröhnt. „Fragen Sie nur alle Teut' im Thal. Als man bei Sedan den Napoleon gefangen hatte, scholl von der Kampen der Jubelschrei der deutschen Freifrau lustig durchs ganze Brienthal, und recht wehmütig klang's von oben herab, so oft im Kriege ein Oberrheiner Heldensohn gefallen war.“

„Das ist wahr, meiner Seel!“ riefen viele an unserem Tisch, und die freundliche Erzählerin fuhr eifrig fort: „Der unglückliche Freiherr von Schurf starb endlich,



Die Wogen der Freude waren zu mächtig für ihr zartes Herz.

und sein Erstgeborener kehrte als Erbe und Stammhalter auf die Wildenwart zurück. Er war ein gar frommer, aber dabei frohmütiger Herr, ein Licht für seine Leute, ein milder Wirt, ein Trost der Armen. Von seinem Vater hatte er die Lust am Weidwerke, von seiner Mutter die innige Freude an der schönen Gebirgswelt geerbt. Da soll er denn einst beim frohen Jagdschmause ohne Arg geäußert haben: „Das edelste und erhabenste Gotteshaus ist doch der hohe deutsche Wald!“ Der würdige Herr wollte damit gewiß nicht unserer heiligen Kirche zu nahe treten, aber das harmlose Wort wurde, vielleicht entstellt und mit bösen Zusätzen, den finstern Mönchen auf Herrenwörth hinterbracht, und sie verziehen es ihrem gütigen und heitern Nachbar nicht. Keim Vater setzte mehr einen Fuß über die Schwelle der Wildenwart, wo sie doch immer so wohl empfangen und so gastlich bewirtet worden waren. Dagegen schrieben sie nach listigem Überlegen dem jüngern Bruder nach Hispanien einen langen Brief und klagten sehr über des ältern gottlofes Wesen und Treiben, das kein gutes Ende nehmen könne. Zum Glück sei er noch unvermählt, und wenn der zweite Bruder plötzlich erscheine, so ließen sich vielleicht Mittel und Wege finden, ihm die reiche Herrschaft in die Hände zu spielen. Das las der Entartete mit gierig funkelnden Augen. Er hatte lange Zeit am Hofe gelebt, abwechselnd in Sauf und Braus, und dann wieder, erschöpft, in mönchischer Buße und Zerknirschung; sein reiches Erbteil war ihm am Spieltische und an schlimmeren Orten unter den Händen zerrommen, die Liebe zu dem längst nimmer geschauten Bruder erloschen, und deutsche Treu' und echte Gottesfurcht dazu.

„Ich räum' den Keiser heimlich aus dem Wege!“ murmelte er, „sollt's noch eine Sünde sein, die Herrenwörther sprechen mich schon los!“ Und schleunig, wie vom Teufel getrieben, machte er sich mit seinen gräßlichen Mordgedanken auf die weite Reise. Endlich hatte er sein Heimattand erreicht. Als er in die letzte Nachtherberge einritt, erkannte ihn ein alter Schurfscher Jäger, der zufällig im Hofe unter der Linde bei einem klüßlen Trunke saß, an der Ähnlichkeit, wagte jedoch den finstern blickenden Ritter nicht zu befragen, der dem gütigen Bruder nur gleich wie der Tod dem Schlaf, sondern trant eilig aus, nahm wacker den Weg zwischen die Beine und brachte noch selbigen Abends die seltsame Kunde auf die Wildenwart, wo sie indes zunächst mit ungläubigem Erstaunen aufgenommen wurde. Der nächste Tag ging wunderschön auf, aber kein Himmelsstrahl drang in die düstere Brust des unseligen Spaniers,

er schwang sich aufs Roß und ritt, Haß und Neid im Herzen, seines Wegs. Immer höher stieg die Sonne, inuner schwüler ward die Luft. Der helle Schweiß rann ihm von der Stirn, sein ermüdetes Tier keuchte, aber unbarmherzig trieb er es vorwärts. Da ereilte ihn, an der kleinen Kapelle zwischen Fraßdorf und Wildenwart, unrlöglich sein Geschick. Von der hohen Kampenwand war mit unbeimlicher Schnelligkeit ein fürchterliches Unwetter aufgezozen, und gerade als er an der Kapelle vorüberisprengeu wollte, zuckte der erste Strahl nieder, und zwischen Blitz und Donner drang gar wehmütig der Schrei der toten Mutter zum unseligen Sohn. Er hatte ihn gehört, aber er achtete seiner nicht. Wütend stieß er dem übermatteten Pferde die Sporen in die Flanken, daß es aufstöhnte und scheu und wild in die Höhe stieg, sich überschlug und den Reiter weit von sich schleuderte. Da lag er, angehtichts der stattlichen Burg, die er auf so sündhafte Weise an sich hatte reißen wollen, mit gebrochenen Gliedern, aus einer tiefen Kopfwunde blutend, ein verlorener Mann!

Aber auch sein Bruder auf Wildenwart hatte die Stimme der Mutter vernommen und besser beherzigt. Jetzt hielt er den Bericht seines alten Jägers für wahr, und eine ernste Gefahr für sich selbst oder den heimkehrenden Bruder befürchtend, stieg er trotz des Gewitters alsbald zu Pferd und ritt dem Nahenden entgegen, um ihn liebevoll zu empfangen und, wenn nötig, zu schützen. Röchelnd, sterbend fand er ihn an der Kapelle auf. Aber soviel Kraft hatte der Reuige noch, den Bruder um Verzeihung zu bitten und vor den Mönchen auf Herrenwörth zu warnen. Und als die beiden einander umschlungen hielten, nach vielen Jahren wieder zum ersten- und letztenmal, da hörten sie deutlich den Jubelschrei von der Kampenwand, und mit dem Troste, daß ihm vergebens sei, hauchte der jüngere Bruder seine Seele aus. Der ältere begrub ihn fernab vom Edelste in tiefem Brienthal und erbaute dort eine schöne Kirche. Ihr hoher schlanker Spitzturm blickte warnend zu den unverföhnlichen Klosterherren auf Wörth hinüber, doch sie achteten der Mahnung nicht, sondern entarteten immer mehr und machten sich bei allen guten Leuten verhasst. Um des Freiherrn Veröhnungszeichen aber, die schmucke Kirche, siedelte sich alsbald ein friedfertig Bergvölklein an: der blühende Marktsteden Brien*) entstand, von glücklichen Bewohnern erfüllt. Fortan hallte gar mancher Freudenschrei von der hohen Kampen-



Wütend stieß er dem übermatteten Pferde die Sporen in die Flanken, daß es aufstöhnte und scheu und wild in die Höhe stieg, sich überschlug und den Reiter weit von sich schleuderte.

*) Eine Viertelstunde vom südlichen Ufer des Chiemsees.

nieder zu Thal, über Trautenstein und Wildemwart zu dem von Schurf gestifteten Gotteshause und hinüber zu den heiligen Mönchen im Chiensee, als wollte die Edelfrau ihnen sagen: „Seid friedlich und offenen Sinns, wie die guten Leute an der Prien, oder zieht weiter!“ Und die grämlichen Mönche zogen endlich auch fort, tief ins Ost-reichische hinein. Aber die freundlichen Klosterfräulein auf dem Nachbarinseln Frauenwörth blieben und lehren noch heute die Chiengauer Mädchen sitzhaft, artig und freundlich sein.“

Hiermit schloß die Erzählerin. Ich danke ihr aufrichtig und sprach: „Möge bald ein fröhlicher Juchzer über Trautenstein hinhallen, wenn Schurfen-Martl eine junge Frau in sein Häuslein führt!“

Sie lächelte verschämt, und ich fuhr fort: „Und möge der Juchzer nimmer ersterben, sondern ins Thal dringen, solange die liebliche Bergwelt steht, als Wiederhall der Freude und des reinen Glücks!“

Verköhnt und vereint.

Erzählung von Mary Dobson.

1.



Der kurze Ja- nuartag ging zu Ende.

Scharf wehte der Nordost durch die Straßen der großen Stadt und trieb die Menschen zu schnellerem Gehen an; das Erdreich war hart gefroren, die Eisblumen wurden an den Fenstern sichtbar und hätten sicherlich die Scheiben eines Ladens in einer lebhaften Geschäftsstraße bald bedeckt, wären nicht drinnen sämtliche Gasflammen angezündet worden.

An das jetzt hell erleuchtete Fenster traten zwei Kinder, ein Knabe von etwa sechs Jahren und ein etwas jüngeres Mädchen.

Beide waren dürrig gekleidet und offenbar nicht gegen die Kälte geschützt, was die zusammengezogene Haltung der kleinen Gestalten zur Genüge verriet, auch hatte das Mädchen die Hände unter seinem dünnen Jäckchen verborgen, während sein Bruder, der einen Korb und das Geld zum Einkauf trug, nicht dazu instande war. In dem Laden waren wollene Bekleidungsstücke aller Art für jung und alt ausgestellt, und auf die Jäckchen, Mützen und Handschuhe deutend, sagte das kleine Mädchen lebhaft, doch in traurigem Ton: „Wie schön das ist, Hans! — Hätten wir davon, so bräuchten wir zu Hause und auch jetzt nicht so zu frieren.“

„Aber, Anna,“ entgegnete der Knabe, „wer sollte uns das wohl geben? — Unser Vater ist gestorben, unsere Mutter krank und kann nur wenig Geld verdienen, und die gute Frau Stein, die immer so fleißig arbeitet —“

„Es ist aber schrecklich, zu frieren,“ antwortete das kleine Mädchen weinerlich. „Und hungrig bin ich auch.“

„Wir wollen schnell das Brot holen, das wir zum Kaffee haben sollen, den Frau Stein uns auf den Ofen gestellt hat,“ erwiderte in tröstendem Ton der Knabe. „Sage aber ihr und der Mutter nicht, daß du frierst und hungrig bist, sie weinen sonst beide.“

Dies kurze Gespräch der kleinen Geschwister war, ohne daß sie es beachtet, von einem wohl- und winterlich gekleideten jungen Mann belauscht worden, der, rasch durch die Straße schreitend, den Inhalt des Ladens sich ebenfalls hatte ansehen wollen. Vom regsten Mitgefühl mit den Kleinen ergriffen, deren Lebensschicksale er genugsam erfahren, war er auch schon, wenn ihm möglich, zur Hilfe bereit, und als sie jetzt sich umwandten und er ihre kleinen hübschen, aber von Entbehrung sprechenden Gesichter sehen konnte, fuhr er erschrocken zurück und sagte leise: „Schon die Namen sind mir aufgefallen, und nun noch diese Ähnlichkeit! — Aber beides täuscht vielleicht, — ich muß näheres über sie zu erfahren suchen,“ und sich schnell zu ihnen neigend, fuhr er, sie forschend und prüfend betrachtend, laut fort: „Ihr solltet nach Hause gehen, Kinder, denn es ist kalt.“

Die Kinder sahen ihn groß an, und während das kleine Mädchen sich dichter an den Bruder drängte, erwiderte dieser: „Wir müssen erst zum Bäcker gehen, der aber nur zwei Häuser von hier wohnt.“

„Und wo wohnt ihr?“ fragte der junge Mann, dessen hübschen, offenen Gesichtszüge, mit denen die des Knaben unverkennbare Ähnlichkeit hatten, einen hohen Grad von Erregung verrieten.

„Mit unserer Mutter und unserem kleinen Bruder bei Frau Stein in der andern Straße,“ antwortete der Knabe.

„So will ich mit euch gehen, damit ihr sicher hinkommt, denn es wird immer dunkler!“ und dies sagend, faßte er ihre kleinen kalten Hände und schritt mit ihnen dem Bäckerladen zu, den er ebenfalls betrat, doch in der Nähe der Thür stehen blieb, bis der Knabe den geringen Einkauf befragt, wofür mit ruhiger Geschäftsmäßigkeit die behäbige Bäckerfrau das wohl eingewickelte Geld aus seinen roten und steifen Fingern entgegennahm. Als dann die Kinder gehen wollten, trat der junge Mann an den Verkaufstisch, ließ sich eine große Papiertüte mit Kuchen anfüllen, und dazu ein schönes Weizenbrot einwickeln und bezahlte beides der Bäckerfrau, die den Zusammenhang ahnte, dem ernstesten Gesicht des jungen Mannes gegenüber aber keine Bemerkung wagte. Beide Packete an sich nehmend, ergriff er dann die Hand des kleinen Mädchens und verließ mit den Kindern den Laden. Auf der Straße angelangt sagte er schnell: „Ich will euch nach Hause bringen, denn ihr könnt das Brot und den Kuchen, den ihr zum Kaffee essen sollt, nicht tragen.“

„Sollen wir das alles haben?“ unterbrachen beide mit leuchtenden Augen, die nur zu deutlich ihre Freude über den unerwarteten Genuß ausdrückten.

„Ja,“ antwortete er bewegt. „Aber sagt mir auch einmal eure Namen.“

„Ich heiße Hans Walter,“ entgegnete der Knabe, „meine Schwester heißt Anna und unser kleiner Bruder Karl!“

„Und eure Mutter?“ fragte schnell der junge Mann.

„Unsere Mutter heißt Frau Walter, und als unser Vater noch lebte, nannte er sie auch Anna!“ berichtete Hans weiter.

Die Hand der kleinen Anna noch fester fassend, enthielt der junge Mann sich jeder weitem Frage, dachte aber: „Sie ist es, darüber kann, auch der Ähnlichkeit der Kinder nach, kein Zweifel mehr sein! Wie aber finde ich sie und die armen Kleinen, nachdem wir so lange nichts von ihnen gehört! — Hier ist Beistand dringend erforderlich, und ich bin gewiß im rechten Augenblick gekommen, um aller Not ein Ende zu machen!“

Sich der Führung der Kinder überlassend, gelangte er bald mit ihnen zu der Wohnung von Frau Stein, die sich zu ebener Erde eines kleinen Hauses der nächsten engen Nebenstraße befand, und die Frau Walter mit ihr teilte. Frau Stein erwartete die Kinder auf dem kleinen, nur schwach erhellten Vorplatz, auf dem es, ungeachtet sich zugleich die Feuerstelle darauf befand, eiskalt war, und den etwas zurückgebliebenen jungen Mann nicht sogleich gewahrend, sagte sie ihnen, recht leise zu sein, um nicht die Mutter und den kleinen Bruder, die eingeschlafen, zu wecken. Ungeachtet dieser Mahnung aber konnte in der Freude ihres Herzens die kleine Anna sich nicht enthalten zu sagen: „Frau Stein, wir bekommen heute eine Menge Kuchen zum Kaffee, ein Herr —“

Dieser trat jetzt näher, erzählte mit wenigen Worten, daß und wie er die Kinder getroffen und ihre Unterredung angehört, und ihr die beiden Pakete reichend, fügte er nach einem prüfenden Blick auf ihr gutberziges Gesicht leiser hinzu: „Ich möchte über die Kinder und ihre Mutter näheres erfahren, doch darf sie das noch nicht wissen. Wann kann ich Sie, aber sobald wie möglich, allein sprechen?“

Einen Augenblick zögernd, sah Frau Stein ihn zugleich forschend und prüfend an, ließ dann jedes Bedenken schwinden und erwiderte: „Wenn es zum Besten der armen, kranken Frau Walter sein kann und Sie diese vielleicht auch gar kennen, so kommen Sie gegen acht Uhr wieder. Die Kinder und sie selbst sind dann zur Ruhe —“

„Ich hoffe, es soll zu ihrem Besten sein,“ entgegnete mit unverkennbarer Bewegung der junge Mann und sah sich in dem kalten und traurigen Raum um. „Sprechen Sie aber mit ihr noch nicht darüber, wenn Sie ihr auch wohl den Vorfall mit dem Kuchen erklären müssen!“

Wenngleich verwundert, versprach Frau Stein, seinem Wunsch nachzukommen, worauf er mit freundlichen Worten von den Kleinen Abschied nahm und auch sie grüßend sich entfernte. Sie aber begab sich mit den Kindern in ihre einigermaßen durchwärmte Stube, wo sie beim Kaffee und dem reichlich vorhandenen Kuchen bald alle Trübsal vergaßen und lebhaft und munter, wenn auch mit möglichst gedämpfter Stimme, plauderten.

Im andern Stübchen aber schlummerte Frau Walter mit ihrem einjährigen Knaben, beide schwach und krank und offenbar dem Grabe zuwelkend, hätte nicht der Himmel ihnen schon den rettenden Engel zugeführt.

2.

Es war wiederum beim Einbrechen eines kalten Januarabends zu Ende des Monats, als der scharfe Nordostwind den Schnee in dichten Massen vor sich hertrieb und den Verkehr auf der Landstraße, welche zu dem einige Stunden von der großen Stadt entfernten Flecken führte, wie auf den Wegen in denselben sehr erschwerte. Am Ausgang des Ortes

lag die Besitzung des Müllers Hans Hausmann, die allgemein bekannte Mühle, deren Flügel sich jetzt lustig im Winde drehten, mit den verschiedenen Nebengebäuden und dem stattlichen Wohnhaus, alles von dichten Schneemassen umgeben. In der geräumigen, durch einen großen Kachelofen wohldurchwärmten Wohnstube hatte eben die Müllerin die Lampe angezündet und die Fensterläden geschlossen, als, die weißen Spuren des Unwetters an sich tragend, ihr Mann eintrat. Die schneebedeckte Pelzmütze abnehmend, zog er auch den nassen Winterrock aus, hing beides beim Ofen auf und sagte: „Es ist ein Wetter geworden, Frau, daß ein jeder sich freuen kann, der nicht auf die Landstraße hinausgehen braucht!“

„Das habe ich auch gedacht, als ich vorhin im Hühnerhofe und im Kuhstall nachgesehen,“ entgegnete die Müllerin, welche zu Anfang der Fünfzig sein mochte, während ihr Gatte einige Jahre mehr zählte. Wenngleich ihnen vom Himmel ein sorgenfreies Los beschieden, hatten dennoch ihre Gesichtszüge einen trüben, sorgenvollen Ausdruck, und der Kummer hatte ihre Stirn gefurcht, wie auch tiefe Linien um ihren Mund gegraben. „Wenn nur Hans nicht gerade heute unterwegs ist. Als er uns vor acht Tagen geschrieben, daß er fast alle Geschäfte besorgt habe und dann so bald wie möglich kommen würde —“

„Nun, so große Eile wird er damit nicht haben,“ antwortete Hausmann, „und ich bin auch damit einverstanden. Mag er sich noch eine Woche länger in der großen Stadt vergnügen. In seinem Alter macht dergleichen noch Freude, und er ist unser braver Sohn!“

Frau Hausmann hatte keine Erwiderung auf diese Bemerkung ihres Gatten, der eine kurze Pfeife vom Brett nahm, sie zu stopfen begann und nach einigen Sekunden fortfuhr: „Der Wochenwagen ist ohne ihn vorübergefahren, und ein eigenes Fuhrwerk wird er sich nicht genommen haben. Ubrigens hatte ich gedacht, daß er heute kommen würde, da er doch immer an Detlefs Geburtstag hier gewesen ist!“

Der Müllerin Gesicht undüfferte sich noch mehr, dennoch aber sagte sie ruhig: „Detlef hat sich heute hier noch nicht sehen lassen.“

„Ich war vorhin im Krüge,“ unterbrach Hausmann mit tieferer Stimme, indem er zugleich seine Pfeife anzündete, „doch war er zur Versammlung gegangen. Seine Tante und Marie meinten, daß nach derselben er hierherkommen würde!“

Nach diesen Worten begann er im Zimmer auf- und abzuschreiten, während seine Frau das gewohnte Vesperbrot auf dem Tisch ordnete. Dann neben ihr stehend bleibend, sagte er mit finstrem Gesicht: „Wie anders könnte es hier heute sein, wenn — doch was nützt es, darüber zu sprechen, was wir auch lange genug nicht gethan.“

„Da hast du recht, Mann,“ entgegnete die Müllerin, deren Augen sich mit Thränen gefüllt, „die Sorge um mein armes Kind aber läßt mir keine Ruhe mehr. Wie mag es ihr mit dem kränklich gewordenen Mann und den kleinen Kindern in Brasilien gehen? — Du hast ihr gleich anfangs das Schreiben an uns für alle Zeiten verboten, doch hat auch Marie so lange keinen Brief von ihr bekommen —“

„Ich habe ihr allerdings das Schreiben unterlagt,“ unterbrach er heftig, denn sein Gewissen machte ihm Vorwürfe, „weil die ungeratene Dirne gegen meinen Wunsch und Willen den Handlungskommiss geheiratet, den als Geschäftsreisenden sie hier kennen gelernt —“

„Es ist aber dennoch mit deiner Zustimmung und hier geschehen, Mann,“ erwiderte, ihre Thränen trocknend, Frau Hausmann, „und daher auch hättest du später nicht so hart sein sollen.“

„War es denn andern Leuten gegenüber nicht richtig, die Trauung hier geschehen zu lassen?“ fuhr heftig der Müller fort. „Nach dieser aber gehört sie ihrem Mann an, um den sie sich von uns losgesagt und der überzeugt war, in Brasilien hinreichend Brot für sie verdienen zu können. Daß es ihm aber nicht nach Wunsch geglückt ist, haben wir durch Marie erfahren!“

Nach diesen Worten hüllte er sich in dicke Dampfwolken, seine Frau aber, die längst eine Veranlassung zu einem Gespräch, wie dieses, gesucht, wollte, so schmerzlich es sie auch berührte, es dennoch nicht aufgeben und sagte in überredendem Ton: „Wäre es nicht richtiger, uns einmal durch Marie nach ihr und den Ahrigen zu erkundigen?“

„Wozu?“ fuhr wiederum heftig der Müller fort. „Um vielleicht zu erfahren, daß es ihnen nicht nach Wunsch geht, sie sich kümmerlich durchhelfen müssen und sie sich möglicherweise gar noch der Heimat zurücksehnt?“

— Nein, nein, ich will nichts von ihr hören, die alle meine Pläne durchkreuzt hat! — Ohne ihre unsinnige Heirat könnte sie Detlefs Frau, der sie nie vergessen, und damit die Besitzerin unseres ersten Wirtshauses sein.“

Hier ward die Hausthür geöffnet, und als die Müllerin auf den Flur hinaus sah, erblickte sie einen jungen Mann, der sich seines schneebedeckten Rockes und Hutes entledigte und dann das Zimmer betrat, wo zwischen ihm und dem Ehepaar eine

freundliche Begrüßung stattfand. Nach dieser, ihm nochmals die Hand reichend, sagte Frau Hausmann in herzlichem Ton: „Es ist heute dein Geburtstag, Detlef, und dazu sage ich dir meine besten Wünsche!“

„Danke bestens, Mutter,“ antwortete, ihre Hand warm drückend, der Angeredete, dessen ernstes Gesicht ihn bedeutend älter erscheinen ließ, als er war.

„Auch ich gratuliere dir, mein Junge,“ fügte dann der Müller hinzu, und als der junge Wirt Detlef Lange auch ihm gedankt und alle Platz genommen, Frau Hausmann aber zum Vesperbrot aufgefordert, sagte dieser: „Von Hans sind wohl keine Nachrichten und er selbst scheint auch nicht gekommen.“

„Nein,“ erwiderte Hausmann, „und ich bin bei euch gewesen, um zu sehen, ob er dir geschrieben.“

Jetzt ward nochmals die Hausthür geöffnet, feste Männertritte stampften den Schnee von den Füßen, und als wiederum Frau Hausmann auf den Flur hinaus blickte, stand sie mit dem freundigen Ausruf: „Da ist ja Hans!“ ihrem Sohne gegenüber, der, eintretend, die Anwesenden in freundlicher Weise begrüßte und auch seinem Jugendfreund seinen Glückwunsch sagte. Als er seinen schneebedeckten Anzug in der Nähe des Ofens aufhing, sagte sein Vater, während seine Mutter sein ernstes gewordenes Gesicht gewahrte: „Wir hatten heute alle auf dein Kommen gerechnet, Hans. Da aber

der Wochenwagen ohne dich vorüberfuhr — —“

„Ich habe in der Stadt ein Fuhrwerk genommen, Vater,“ entgegnete ruhig Hans Hausmann.

„Und bist in dem Schneewetter nicht hier vorgefahren?“ fragte überrascht seine Mutter.

„Nein, ich habe bei Detlef angehalten, wo auch der verschneiten Wege wegen der Wagen diese Nacht bleiben muß. Der Hauptgrund aber ist, weil ich mit Marie und der Tante zu sprechen hatte.“

„Das glaube ich,“ sagte mit bedeutungsvollem Lächeln der Müller, denn Marie Lange war so gut wie die Braut seines Sohnes, wenn auch noch keine öffentliche Verlobung stattgefunden, und beide liebten sich seit ihrer Kindheit. „Sie waren wohl kaum überrascht, dich zu sehen?“

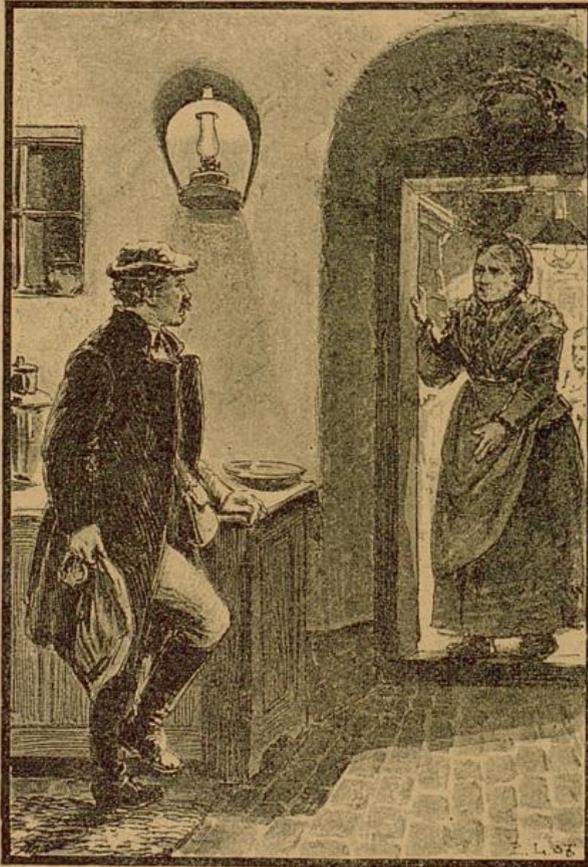
„Davon ist nicht die Rede gewesen, Vater,“ antwortete der Sohn und strich mit der Hand durch das krause blonde Haar, das mit der reichen Fülle dem seines Vaters gleich, dessen blaue, kluge Augen er ebenfalls geerbt. „Wir hatten

Wichtigeres zu überlegen, denn ich habe Begleitung gehabt, die ich einstweilen ihnen übergeben.“

„Die du ihnen übergeben?“ wiederholte der Müller, während seine Mutter und der junge Wirt ihn einigermaßen erstaunt anblickten. „Das klingt ja seltsam, und du hättest deine Begleitung ebenso gut zu uns bringen können, die wir für Gäste aller Art Raum genug haben!“

„Ich wußte aber nicht, ob diese hier Aufnahme finden würden,“ entgegnete mit einigem Nachdruck der Sohn, „und hielt es daher für richtiger, sie im Wirtshaus zu lassen!“

„Das klingt noch seltsamer,“ erwiderte sein Vater, der nachdenklich geworden, während der junge Wirt



„Da ist ja Hans!“

ebenso nachdenklich da stand, und von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, seinen Arm ergreifend, seine Mutter hastig sagte: „Hans, du kannst nur von Kindern oder Kranken sprechen, denn Erwachsene oder Gesunde lassen nicht über sich verfügen, wie du es gethan.“

„Es sind auch zwei Kinder, Mutter,“ antwortete traurig, aber mit fester Stimme ihr Sohn.

„Wer aber konnte dir seine Kinder zu einer Fahrt in dem Schneesturm anvertrauen?“ fuhr Frau Hausmann mit steigender Erregung fort, die sich auch ihres Gatten und des jungen Wirtes bemächtigte.

„Eine arme, kranke junge Frau, Mutter, die ich auf seltsame Weise aufgefunden und bei der noch ein kleineres, ebenfalls krankes Kind zurückgeblieben ist, hat mir voll Vertrauen ihre vaterlosen Waisen übergeben, für die nach besten Kräften zu sorgen ich ihr heilig gelobt,“ erwiderte mit Nachdruck Hans Hausmann.

„Und die Mutter, Hans, wer ist die Mutter?“ stieß mit stockender Stimme Frau Hausmann hervor, indes ihr Gatte sich mit den dichtesten Rauchwolken umgab und Detlef Pange fast angstvoll auf das nächste Wort seines Jugendfreundes wartete.

„Muß ich dir ihren Namen nennen, Mutter?“ erwiderte langsam ihr Sohn. „Dir sagen, daß sie —“

„Nicht weiter, Hans!“ donnerte ihm der Müller entgegen. „Ich ahne, was kommt, doch will ich von ihr, ihrem Unglück und ihren Kindern nichts wissen, will auch niemand und vor allen Dingen sie nicht hier sehen —“

„Mann,“ bat weinend Frau Hausmann, „bedenke, was du sagst. Anna ist krank und unglücklich, und war doch sonst der Liebling deines Herzens —“



„Erzähle uns nun von Anna, Hans!“

„Dennoch hat sie keinen Augenblick gezögert, es schwer zu verlegen,“ entgegnete ebenso heftig ihr Gatte, und Ruck und Pelzmütze vom Nagel nehmend, wollte er sich entfernen, als der junge Wirt ihm entgegentrat und, die Hand auf seinen Arm legend, mit bewegter Stimme sagte: „Daß es gut sein, Vater, mit deinem Groll gegen die arme Anna, von der wir auch nicht einmal wissen, ob sie leben kann und wird.“

„Und wenn sie stirbt, hat sie nur den gerechten Lohn für ihren Ungehorsam,“ erwiderte, ihn finster anblickend, der Müller.

„Wenn du nichts von ihr hören willst, so habe aber ich als Mutter das Recht dazu,“ unterbrach entschieden und ruhiger geworden seine Frau. „Und da ihr Hilfe und Beistand werden muß —“

„Du magst anhören, was du willst,“ rief er heftig, „doch wird ihr in diesem Hause, wo ich der Herr bin, keine Hilfe werden. Merke auch du dir das, Hans —“

„Du kannst aber mir nicht verbieten, Vater, für meine unglückliche Schwester und ihre kleinen Kinder

zu sorgen, wie ich es für den Augenblick auch schon gethan, denn ich bin ein mündiger Mann.“

„Und wir werden dir so gut wie möglich beistehen,“ fügte der junge Wirt hinzu. „In meinem Hause findet Anna mit ihren Kindern jederzeit Aufnahme.“

Mit Ruck und Pelzmütze verließen verließ jetzt, ohne ein weiteres Wort zu sagen, der Müller das Zimmer, dessen Thür er laut zuschlug, und im nächsten Augenblick auch das Haus. Seine Frau aber sagte zu ihrem Sohn: „Erzähle uns nun von Anna, Hans, alles andere wird sich später finden, und der Vater sich vielleicht noch eines bessern besinnen.“

Dieser kam der Aufforderung nach und berichtete den beiden aufmerksamen Zuhörern, wie er die Kinder seiner Schwester getroffen und durch sie Frau Stein kennen gelernt, und fügte dann hinzu: „Als ich sie am Abend wieder aufsuchte, verließen mit einigen Flaschen alten Weines und verschiedenen Kleinigkeiten, die ich für eine Kranke als zuträglich kannte, erfuhr ich, daß die Kinder so fröhlich und glücklich wie seit langer Zeit nicht gewesen, Anna aber, nachdem ihr der Vorfall erzählt und sie sich meine Person hatte beschreiben lassen, aufgeregt denn je geworden, lange geweint und darauf gesagt habe, daß Gottes Fügung mich die Kinder habe finden lassen. Im weiteren Gespräch ward mir klar, daß Frau Stein Annas Verhältnisse genau kannte und für den Fall ihres Todes mit zwei Briefen verlesen sei, die sie dann ihrer Familie schicken sollte. Nun stand ich nicht an, mich als ihren Bruder zu erkennen zu geben, und ließ mir ihre letzten Lebensschicksale erzählen. Walter ist schon

im Sommer in Brasilien gestorben, worauf Anna auf den Rat einiger befreundeten Familien ihr Eigentum verkauft und mit Bekannten nach Deutschland zurückgekehrt ist. Zu diesen hat auch Frau Stein gehört, der sie sich angeschlossen und mit der sie seitdem vereint geblieben. Anfänglich haben sie in N. gewohnt, wo letztere noch einige entfernte Verwandte besitzt, als aber Anna kränklich geworden, hat sie es vorgezogen, nach K. übersiedeln, um für alle Fälle in unrerer Nähe zu sein. Zuerst haben sie durch Handarbeiten aller Art hinreichenden Verdienst gehabt, bis Annas zunehmende Kränklichkeit sie daran gehindert, wodurch auch die Mittel, in deren Besitz sie noch gewesen, immer mehr erschöpft wurden, so daß sie es nicht gewagt, sich an einen Arzt zu wenden.“

„Weshalb aber hat sie nicht an Marie geschrieben, wie sie es doch von Brasilien aus gethan?“ jagte, ihre Thränen trocknend, Frau Hausmann, und der junge Wirt fügte, von dem Gehörten tief ergriffen, hinzu: „Sie mußte doch wissen, daß, wenn ihr auch durch den Vater gehindert, wir ihr in jeder Weise beistehen würden.“

„Es ist, wie sie mir am andern Tage gesagt, auch schließlich ihre Absicht gewesen,“ erwiderte Hans Hausmann, „doch hat sie es als letzten Ausweg so lange wie möglich hinauschieben wollen. Hört aber weiter. Ich erklärte nun Frau Stein, Anna am nächsten Morgen sehen und sprechen zu müssen, und bat sie, sie darauf vorzubereiten. Gleichzeitig erklärte ich, für sie und die Kinder sorgen zu wollen, und händigte ihr vorläufig zwanzig Thaler ein, um sogleich alles für die Haushaltung und die Kinder Erforderliche zu kaufen, worauf ich mich entfernte. Als ich am folgenden Tage die kleine Wohnung wieder betrat, fand ich sie behaglich durchwärmt, die Kinder sprangen mir in warmen Anzügen entgegen und begrüßten mich als ihren Onkel Hans, ich aber herzte und küßte sie und füllte ihre kleinen Hände mit dem, was ich, um ihnen Freude zu machen, ihnen mitgebracht. Sie bei Frau Stein lassend, ging ich nun zu Anna, die ich im Bette fand, neben ihr den jüngsten Knaben, beide aber offenbar der Hilfe eines Arztes sehr bedürftig. Es war ein trauriges Wiedersehen, wir weinten beide, dann aber sagte ich zu ihr, daß von keiner Not und Sorge für sie und die Kinder mehr die Rede sein könne, sie sich nur ruhig verhalten und mich in allem gewähren lassen solle. Mir dies zusagend, verlangte sie dann von euch zu hören, und mich an ihr Bett legend, erzählte ich ihr, was sich seit sie die letzten Nachrichten erhalten, zugetragen. Bald aber einsehend, daß unser Wiedersehen sie aufgeregt und sie der Ruhe dringend bedürftig sei, entfernte ich mich, um das zunächst Erforderliche — einen Arzt — herbeizuholen. Ich fand einen solchen, zu dem ich Vertrauen faßte, ihn mit den Verhältnissen bekannt machte und zu Anna und dem Kinde führte. Nachdem er beide untersucht, erklärte er sie der sorgsamsten Pflege bedürftig und riet dazu, eine Krankenwärterin anzunehmen. In den Händen einer solchen befinden sie sich jetzt, und ich kann euch die erfreuliche Mitteilung machen, daß, wenn auch nur langsam, sie aber genesen werden. Auf meinen Vorschlag, sie in eine andere Wohnung zu bringen, wollte der Arzt, der Winterzeit wegen, nicht eingehen, riet vielmehr, die jetzige zu behalten, die ruhig und von jedem Geräusch entfernt liegt. Da unter den veränderten Verhältnissen die ältern Kinder ihre natürliche Munterkeit wiedererlangt hatten und dadurch die Kranken störten, so schlug ich Anna vor, sie hierher zu bringen, mir aber alle Sorge für sie zu überlassen. Sie gab, wenn auch mit schwerem Herzen, da sie sich nie von ihren Kindern getrennt, ihre Zustimmung, und so bin ich denn bald nach Mittag mit ihnen, die schließlich ebenfalls lieber bei ihrer Mutter geblieben wären, hierher gefahren. Was weiter geschehen wird, müssen wir sehen, übermorgen aber besuche ich Anna wieder.“

„Und ich begleite dich,“ sagte Frau Hausmann. „Ich würde schon morgen fahren, da sie aber in den besten Händen und jede Sorge ihr genommen ist, mag sie sich in der gänzlichen Ruhe erst etwas erholen. Jetzt will ich mit dir gehen, Deßle, denn ich muß die Kinder sehen.“

„Sie werden schlafen, Mutter,“ entgegnete ihr Sohn, „der Weg und die Kälte hatten sie müde gemacht!“

„Gleichviel,“ antwortete die Müllerin, aus deren Gesicht der Ausdruck von Kummer und Sorge schon etwas verschwunden war, „ich sehne mich nach ihrem Anblick und möchte sie am liebsten mit hierher nehmen.“

„Hoffentlich wird der Vater bald anderer Ansicht werden,“ meinte ihr Sohn.

„Wir müssen ihn ruhig gewähren lassen,“ erwiderte sie, „und rate ich euch, ihm gegenüber der Sache mit

keinem Wort mehr zu erwähnen. Auch wollen wir noch mit niemandem darüber sprechen.“

„Das hat auch die Tante gesagt,“ versetzte Hans Hausmann, „und will sie die Kinder für ihre Verwandten ausgeben, die ich aus der Stadt mitgebracht.“

Die Müllerin rüstete sich zum Weg durch das noch immer andauernde Schneewetter und verließ mit dem jungen Wirt das Haus, wo ihr Sohn zurückblieb, um seinen Vater zu erwarten und, wenn er es verlangte, ihm mündlich Rechenschaft von dem Erfolg seiner Reise zu geben.

3.

Hausmann hatte eine schlaflose Nacht gehabt, was seiner Frau, die ebenfalls oft aufgewacht, nicht entgangen. Er war dann früh aufgestanden und hatte sich nach der Mühle begeben, wo bei dem andauerndem Wind die ganze Nacht auch von seinem Sohn gearbeitet worden. Von dem unerwarteten Ereignis war seinerseits keine Rede wieder gewesen, er hatte mit diesem nur die geschäftlichen Angelegenheiten, welche dessen Reise veranlaßt, besprochen. Frau Hausmann war so glücklich, wie sie es seit Jahren nicht gewesen. Wenn Annas Geschick bisher jede ihrer Freuden getrübt, so hatte sie nun die Gewißheit, sie nach glücklich überstandener Krankheit wieder in der Heimat zu haben. Sie hatte ihre schlafenden Enkel gesehen und unter Thränen geküßt, ihrer Tochter aber am Abend zuvor noch einen langen Brief geschrieben, wie nur die mütterliche Liebe ihn einzugeben vermocht. Dieser mußte vor ihrem Besuch in ihre Hände gelangen, und sollte sie und die gute Frau Stein darauf vorbereiten.

Beim Morgentafel wurden, wie das immer der Brauch gewesen, alle an dem Tage vorzunehmenden geschäftlichen wie häuslichen Arbeiten besprochen, und als das eine Weile geschehen, sagte, sich an ihren Gatten wendend, die Müllerin: „Morgen, Vater, fahre ich mit dem Wochenwagen zur Stadt.“

„Hab' mir schon Ähnliches gedacht,“ erwiderte er ruhig, doch so finster, wie er seit der Rückkehr seines Sohnes gewesen. „Denke aber, du wirst am Abend wiederkommen.“

„Natürlich, es müßte denn schon schlimm um Anna stehen.“

Er hatte keine Antwort auf diese Bemerkung, sagte aber, den Blick auf seinen Sohn richtend: „Solltest du einen ähnlichen Plan haben, Hans, so mußt du ihn aufgeben, denn die beiden Ladungen Mehl sind nach D . . . und S . . . zu fahren und ich habe gedacht, du sollest bei der größten bleiben, denn der schlechten Wege und der Sicherheit halber müssen bei jedem Wagen zwei Mann sein.“

„Wie du meinst, Vater,“ entgegnete ruhig sein Sohn. „Es ist auch genügend und am besten, wenn die Mutter nach Anna sieht!“

Der Tag verging in gewohnter thätiger Weise. Laut Verabredung enthielt Frau Hausmann sich, die Kinder als ihre Großmutter zu begrüßen, so sehr ihr auch darnach verlanget, und erst am Abend ging sie nach dem Wirtshause, um sich nach ihnen umzusehen und ihrer Tochter genaue Nachricht bringen zu können. Vorher hatte sie zwei ansehnliche Körbe mit Wäsche und Winterkleidung sowie mit Lebensmitteln aller Art versehen. Von einer Summe Geldes, die sie nach und nach erspart, verwahrte sie die Hälfte in ihrer Geldtasche, glücklich in dem Gedanken, ihrem kranken Kinde und dem kleinsten Enkel damit zu Hilfe kommen zu können, denn an ihren Mann wagte sie ihretwegen keine Bitte zu richten.

Müller Hausmann faß am nächsten Morgen allein beim zweiten Frühstück, das ihm nicht munden wollte, obgleich das Hausmädchen ihm vom Besten, was sie gehabt, vorgekostet. Sein Gesicht war weniger finster als am vergangenen Tage, dafür aber ernst und nachdenklich, und mehrfach stieß er schwere, tiefe Seufzer aus. Bald war der durch das Klingeln der Haustürglocke aus seinem Sinnen aufgeschreckt, und nachsehend, wer gekommen, erblickte er den Postboten, der ihm seine Zeitung und verschiedene Briefe übergab. In die Stube damit zurückkehrend, sah er letztere genauer an und gewahrte, daß die Adresse des einen von einer Frauenhand war und den Poststempel der nahen Stadt trug. Bei diesem Anblick begann das Herz des starken, sich so hart und unverföhlich zeigenden Mannes so laut und heftig zu klopfen, wie er es seit Jahren nicht mehr empfunden. Er starzte eine Weile auf die offenbar mit unsicherer Hand geschriebenen Buchstaben, dann nahmen seine Züge wiederum den finstern Ausdruck an, und den Brief auf den Tisch werfend, murmelte er: „Ich kann mir ja sagen, was sie schreibt, weshalb also ihre jammervolle Epistel lesen, wenn ich sie doch nicht wiedersehen will! — Es sind hier genug, die ihr helfen und beistehen werden, sie braucht also den Vater nicht, dessen Wunsch und Willen sie so gering geachtet!“

Dann las er die Geschäftsbriefe, blickte nach den neuesten Nachrichten der Zeitung, indem er zugleich sein Frühstück beendete, und als er sämtliche Schreiben verwahrt, verließ er, sich mit Rock und Hut versehen, das Haus. Es war ein prächtiger Wintertag; die Schneemassen funkelten und glitzerten in der Januarsonne, die vom blauen Himmel herabstrahlte, die Kälte hatte merklich nachgelassen und der kürzlich so heftige Wind bewegte nur leise die Luft. Hausmann hatte für das alles heute kein Auge; er ging zuerst in die Mühle, um mit seinen Leuten die neuen Bestellungen zu besprechen, und darauf die Hauptstraße entlang, wobei seine Züge wiederum den finstern Ausdruck annahmen, während Gedanken aller Art auf ihn einströmten. Ohne es zu wissen und zu wollen, war er in die Nähe des Wirtshauses gelangt, wohin er sich sonst jeden Morgen zu begeben pflegte, wo er aber am vorigen Tage nicht gewesen, wie er auch Delfs Lange

noch nicht wiedergesehen. Hier bot sich ihm ein Bild, das wider seinen Willen seine Schritte hemmte und das ihn veranlaßte, sich etwas in den Schutz des Nebengebäudes zurückzuziehen. In einiger Entfernung vom Hause waren zwei Kinder, deren hübsche Gesichter der Wintertag lebhaft gerötet, eifrig mit Schneeschaufeln beschäftigt, und hätte er nicht gewußt, wer sie seien, so hätte es ihm die Ähnlichkeit mit den seinigen genugsam verraten. Nach einigen Augenblicken sah er die kleine Anna in ihrer Arbeit innehalten und hörte sie zugleich sagen: „Heute ist Onkel Hans“ — es war dies nämlich den Kindern gesagt worden — „zu unserer Mutter

gefahren und morgen kommt er und sagt uns, wann wir wieder zu ihr und Frau Stein gehen können.“

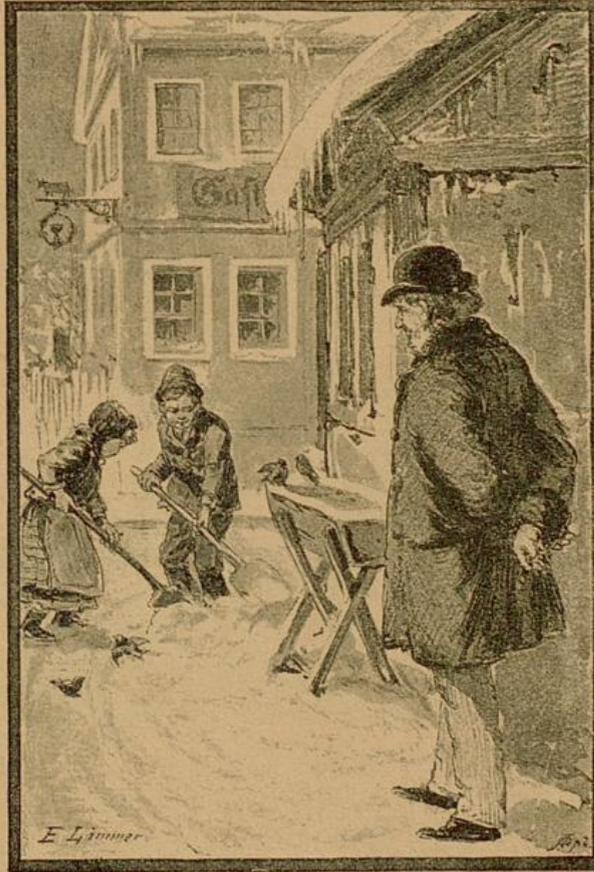
Hans blickte von seiner Arbeit auf, und seine Schaufel ebenfalls ruhen lassend, erwiderte er: „Magst du denn hier nicht sein, Anna, wo es doch so schön ist?“ und mit sichtlichem Wohlbehagen blickte er in der freien Winterlandschaft umher, die ihm offenbar besser behagte als die dunkle Nebenstraße, in der sie seither gewohnt.

„Ich mag hier wohl sein,“ entgegnete die Kleine mit fast traurigem Gesicht, „doch will ich lieber wieder zu der Mutter und dem kleinen Bruder gehen, und wenn sie noch krank sind, immer ganz ruhig sein.“ Die Stimme des Kindes klang dabei weinerlich, und die Schaufel im Schnee steden lassend, sanken seine Hände schlaff zur Seite nieder.

Müller Hausmann, der trotz allem das weichste Herz besaß und seinen Kindern stets der liebevollste Vater gewesen, war von den Worten seiner kleinen Enkelin tiefgerührt, und neugierig, was weiter

gesehen werde, hörte er den Knaben sagen: „Sei ruhig, Anna, denn bald fahren wir mit Tante Marie zu unserer Mutter und dem kleinen Bruder, und wenn es schönes warmes Wetter ist, kommen sie und Frau Stein hierher, und dann sehen wir unsern Großvater und unsere Großmutter.“

„Das währt aber noch so lange, Hans,“ versetzte mit stoßender Stimme die Kleine und brach, beide Hände an die Augen führend, in Thränen aus. Seine Schaufel von sich werfend, trat Hans schnell, doch ratlos zu ihr, im nächsten Augenblick aber näherte sich ihnen der junge Wirt, der, nicht ahnend, wer ihnen so nahe stand, teilweise die Unterredung gehört hatte. Sich zu



Hier bot sich ihm ein Bild, das wider seinen Willen seine Schritte hemmte.

dem kleinen Mädchen neigend, ergriff er dessen Hände und sagte herzlich: „Weine nicht, Anna! Morgen kommt Onkel Hans, und wenn die Mutter besser ist, lasse ich aufspannen.“

„Das lasse ich thun, Detlef, und zwar sogleich,“ sagte ebenfalls hinzutretend der Müller mit tiefer Stimme und feuchtglänzenden Augen.

„Vater! du hier?“ rief ebenso überrascht wie erfreut der junge Mann. Die Kinder aber starrten den so plötzlich erschienenen stattlichen Mann einige Augenblicke an, dann sprangen beide auf ihn zu und riefen mit freudestrahlenden Augen: „Ja gewiß, du mußt unser Großvater sein!“

„Kennt ihr mich?“ fragte staunend der Müller und sah sie zugleich voll zärtlicher Liebe an.

„Ja, du siehst wie eins der Bilder aus, die unsere Mutter hat,“ versicherte Hans. „Sie hat uns oft von dir, der Großmutter und Onkel Hans erzählt, und auch von der großen Mühle, wo ihr wohnt.“

„Ja, ich bin ener Großvater,“ antwortete, seine Bewegung bekämpfend, der Müller, während ebenso bewegt der junge Wirt da stand, und Hans herzlich küßend, nahm er dann die kleine Anna auf seine Arme, die jetzt ihren Kummer vergessen, und berzte und küßte auch sie. Den Borgang aber hatten Tante Hammen und Marie vom Fenster aus angesehen, und da sie wußten, daß Anna an ihren Vater schreiben würde, schrieben sie seine veränderte Gesinnung ihrem Briefe zu, auch wußten sie, daß in dem lebhaften Manne sich oft die Extreme zu berühren pflegten. Seine Enkelin zur Erde gleiten lassend, zog er seine Uhr hervor und sagte zu dem in stiller Freude dastehenden Wirt: „Ich gehe nach Hause und lasse aufspannen. Es ist halb zehn Uhr und so werden wir gegen zwölf in der Stadt sein. Wo ich Anna finde, kannst du mir aufschreiben, Detlef, denn du wirst es wohl von Hans erfahren haben!“

„Aber, Vater —“ entgegnete dieser.

„Laß alle Gegenrede,“ antwortete der Müller, „das Kind sehnt sich nach der Mutter und könnte hier vielleicht ebenfalls krank werden. Ich aber weiß — doch still davon, zieht nur die Kinder warm an, in einer Viertelstunde hole ich sie,“ und dies sagend, eilte er mit schnellen Schritten davon. Die Kinder aber, die von dem allem nur verstanden, daß sie ihren Großvater gesehen und er sie zur Mutter bringen wolle, eilten, von dem Wirt gefolgt, ins Haus, wo Tante Hammen und Marie sogleich alles erfuhren und sich beeilten, dem Wunsche des Müllers nachzukommen, froh darüber, daß die Ausöhnung mit seiner Tochter wirklich bevorstand.

Im Hause angelangt, hatte dieser seinem Knecht befohlen, sogleich anzuspinnen, da er zur Stadt fahren

müsse. Sich dann in die Wohnstube begebend, nahm er aus dem Sekretär den Brief seiner Tochter hervor, erbrach ihn und las die wenigen Zeilen, welche lauteten:

„Mein teurer, guter Vater!

Willst Du nicht vergeben und vergessen und Dein Kind wiedersehen? — Der Arzt sagt zwar, daß ich genesen werde, ich aber fühle mich sehr, sehr schwach, und der liebe Gott kann es auch anders bestimmt haben, und ich möchte dann versöhnt mit Dir von der Erde scheiden. Laß mich Dein liebes Gesicht noch einmal erblicken und aus Deinem Munde hören, daß Du mir nicht mehr zürnst.

Deine Anna.“

Müller Hausmann las den Brief mehreremale, strich wiederholt mit der Hand über die Augen, verwahrte ihn wieder im Sekretär, aus dem er zugleich eine Geldrolle nahm und sie in die Tasche schob, dann übertrug er dem langjährigen Hausmädchen die Wirtschaft bis zum



Sprachlos und ebenfalls unter Thränen schloß er sein Kind in die Arme

Abend, gab in der Mühle die erforderlichen Anweisungen, bestieg den bereiteten Wagen und erreichte in diesem bald das Wirtshaus. Hier wurden die Kinder, die ihn mit freudestrahlenden Gesichtern erwartet hatten, zu ihm hineingehoben, einige Wärmlaschen und Bakete Kuchen und Brot für die Kinder folgten, dann grüßte er ernst, doch nicht unfreundlich den Wirt, seine Schwester und Tante und fuhr mit seinen Enkeln davon. Ihm nachblickend sagte die Tante: „Das wird eine Überraschung geben, doch wird der Herr alles zum Guten lenken. Eine so schnelle Umstimmung von Vater Hausmann hatte ich nicht erwartet, wir

werden aber wohl erfahren, wie sie bewirkt worden ist!“

4.

Frau Hausmann saß am Bette ihrer kranken Tochter, auf ihrem Schoße in weichen Kissen ruhte ihr jüngster Enkel, welcher sich bereits sichtlich erholt hatte und die ihm unbekannte Großmutter mit großen Augen betrachtete. Es war ein trauriges Wiedersehen gewesen, bei dem Mutter und Tochter viele Thränen vergossen. Sie hatten darauf manches besprochen, vieles aber noch nicht erwähnt, und die eingetretene Pause unterbrechend, sagte Anna: „Mutter, was meinst du, sollte wohl der Vater sich bewegen lassen, zu mir zu kommen?“

„Wir wollen es hoffen, Anna,“ antwortete die Müllerin mit einem ermutigenden Blick auf das bleiche Gesicht ihrer Tochter. „Wir andern aber können nichts dazu thun, es ist auch richtiger, ihn gewähren zu lassen!“

Während dieser Unterredung hatte Müller Hausmann, welcher den Wagen in einem nahen Gasthof zurück-

gelassen, sich mit den Kindern in die ihm bezeichnete Straße begeben, und bald betraten sie das von letztern wiedererkannte Haus. Auf dem kleinen Flur, der jetzt ein gänzlich verändertes Aussehen hatte, war Frau Stein beschäftigt, das Mittagessen zu bereiten, und als die Thür geöffnet ward, sich umwendend, stieß sie beim Anblick der Kinder einen Ausruf der Ueberraschung aus. Alle Vorsicht vergessend, wiederholte sie diesen, als sie deren Begleiter sah, dessen Ähnlichkeit mit seinem Sohn ihr nur zu deutlich sagte, wer gekommen. Dann sprangen mit freudigen Gruß die Kinder ihr entgegen, deren Großvater schnell sagte: „Ich brauche mich wohl nicht erst zu erkennen zu geben, Frau Stein, möchte aber wissen, wie es um meine Tochter steht.“

„Nicht schlimmer als sonst,“ erwiderte diese, deren Hände die Kinder sich bereits bemächtigt, „doch werden wir ja hören, was nachher der Doctor sagt.“

„Meine Frau wird hier sein, und ehe ich hingehe, möchte ich sie sprechen —“

Die Stimmen waren in der Krankenstube gehört worden; beim Schall derselben hatten Mutter und Tochter sich überrascht angesehen, dann aber war letztere mit dem Ruf: „Der Vater!“ in die Kissen zurückgesunken.

„Mut, Mut, Anna,“ antwortete ermunternd die Müllerin, „deine Wünsche und Gebete sind schneller erhört worden, als wir gehofft.“

Jetzt trat Frau Stein ein, ehe sie aber ein Wort zu sagen vermochte, rief Anna: „Ich habe meinen Vater gehört und muß ihn sogleich sehen.“

Nach einigen Augenblicken näherte sich der Müller, während seine Frau zu den Kindern gegangen war, dem Bette, aus dem zwei abgemagerte Hände sich ihm entgegenstreckten und zwei thränenvolle Augen zu ihm aufblickten. Sprachlos und ebenfalls unter Thränen schloß er sein Kind in die Arme, dessen Haupt schwer und matt gegen seine Brust lehnte und das nur leise zu sagen vermochte: „Hab Dank, Vater, nun will ich gern sterben, denn ich weiß, daß du mir vergeben!“

„Sterben, Anna? Woran denkst du?“ rief schnell der Müller. „Jetzt, wo ich dich wieder habe, darfst du nicht sterben, ich will vielmehr soviel Rat und Hilfe für dich herbeischaffen, wie ich kann. Sieh, das habe ich dir zu deiner Pflege mitgebracht —“ und er legte die Rolle Geld auf ihre Decke.

„Mein lieber, lieber Vater!“ mehr vermochte die kürzlich noch so unglückliche, jetzt aber so glückliche Frau nicht zu sagen, doch brach sie in lautes Weinen aus. Müller Hausmann aber tröstete sein Kind mit herzlichen Worten und erkundigte sich zugleich nach dem kleinen Entel, der unterdes ruhig eingeschlummert war. Jetzt aber ward von seiner fürsorglichen Frau die Thür geöffnet, auch wollten die Kinder sich nicht länger von ihrer Mutter zurückhalten lassen, und bald saß die kleine, glückliche Familie in der Krankenstube vereint, wo der Müller erzählte, wie er seine Entel kennen gelernt, und Anna und ihre Mutter erfuhren, wie seine so schnelle Sinnesänderung bewirkt worden.

Annas und ihres jüngsten Kindes Genesung machten dauernde Fortschritte, da sie aber das Haus nicht verlassen durfte, so sorgten die Ihrigen und die treuen Freundinnen — Tante Hannchen und Marie Lange — für ihre Unterhaltung und Zerstreuung, auch hatte deren Bruder, der junge Birt, sie begrüßt. Als im Februar mildes Wetter eintrat, holte Hausmann sie, seinen Entel und Frau Stein nach seinem Hause, wo schon die älteren Kinder heimlich geworden und sich besonders gut gefielen, und wenn sie auch mit einiger

Aufregung die Heimat wieder sah, dankte sie doch in ihrem Herzen Gott, daß er sie dorthin zurückgeführt.

Aus Müller Hausmanns und seiner Frau Gesichtern schwand bald jeder Ausdruck von Kummer und Sorge, und mit ihrer Tochter vereint, lebten sie unter den kleinen, muntern Enteln wieder auf. Im Laufe der Zeit ward ihnen weitere große Freude durch die Erfüllung langgehegter Wünsche zuteil. Ihr Sohn führte, da sie sich teilweise zur Ruhe setzen wollten, Marie Lange als Gattin heim, und ihre Anna ward Delfes Langes Frau. Deren jüngere Kinder und Frau Stein siedelten mit nach dem Wirtshause über, Hans aber blieb bei seinen Großeltern, da Hausmann erklärte, sich von diesem Entel nicht trennen zu können und zu wollen.

Die Cholericigarre.

Ein Pastoralgeschichtchen.

Von Ernst von Wolzogen.

Der hochwürdige Zachäus Schnabelwaid war ein gar eifriger Diener des Wortes. Schon fünfmal war es ihm geglückt in den zwanzig Jahren, während deren er unausgesetzt Pfarrer von Hederleben da hinten herum im Thüringischen gewesen war, das kleine Lepulst auf seiner Kanzel kurz und klein zu predigen; denn im heiligen Borne über die unausrottbare Unbucht des sündhaften Menschengeschlechtes liebte er es, mit kräftiger Faust dreinzuschlagen. Das rüttelte die Kirchenschläfer auf und ramnte ihnen das Wort Gottes fester ins Gemüth. Ja freilich, Zachäus Schnabelwaid war ein geistlicher Grobianus, aber auch ein Mann, der lieber sich das Fett vom Leibe schwitzte und die Knochen abbrachte, wenn er seiner Gemeinde damit ein Unheil abwendete und der Satansnot des Lebens einen Dorn antun konnte, als daß er dem lieben Gott zu Ehren faulpelzte und in frummer Schmalzpfäfflichkeit des Daseins Nöte ergebungsvoll befeuzete.

„Durch Schimpf zum Glimpf!“

Diesen Spruch hatte er sich selber verfaßt, auf einen Pappendeckel gemalt und über die Thüre seines Arbeitszimmers festgenagelt.

Er war körperlich wie geistig bei seinen neunundfünfzig Jahren allezeit in rüstiger Bewegung. Tagtäglich marschierte er, „wenn das liebe Herrgottswetter nicht gar zu saumnäßig war,“ nach dem eine gute Stunde entfernten Städtchen, kaufte sich beim Materialisten Eugen Poppe drei Sechspfennigcigarren und ein halbes Viertel kalten Aufschnitt, und holte sich seine Zeitung von der Post. Er war ein weitvorgehobener Vosten der Bildung, der einzige in Hederleben, der sich eine „richtige“ Zeitung hielt, denn im Gemeindegewirtshaus lag nur das Tripstriller Würstblättchen auf. Er hielt es für seine Ehrenpflicht als Seelforger, mit der Welt Lauf Schritt zu halten nach bestem Vermögen und so in seiner hochwürdigen Person die Brücke darzustellen, welche von der düstern Einfalt seiner Beichtkinder hinüberleitete in die blendende Überweisheit der großen Strebe- und Bewelvt.

Ganz besonders fesselten die populären Aufsätze über die Errungenschaften der Naturwissenschaften seine Aufmerksamkeit, und sein Erstaunen über die märchenhaften Triumphe der Elektrotechnik, der Chemie, der Chirurgie war um so größer, je weniger er zum Verständnis solcher Dinge vorgebildet war. Er trug seine neugebenedene Erkenntnis immer noch ofenwarm in die Dorfchenke, wo auf seine Anregung an jedem Mittwochabend die wißbegierigen Bauerseutchen zuammekamen, um durch das Fernglas ihres guten Pfarrers einen belehrsamten Ausguck ins Weltgetriebe zu thun.

Schon als die Trichinen „erfunden“ waren, hatte Ehren-Zachäus gewaltig ins Kuhhorn gestoßen, um seine ahnungslosen Sauzüchter vor der schrecklichen Gefahr, aus Leichstimm zu Massenmördern zu werden, zu bewahren. Aber da war er übel angelangt! In den Zeitungen mochte so dummes Zeug wohl stehen, — aber wer hatte solche Malesizwürmer je mit Augen gesehen, wer hatte je gehört, daß ein vernünftiger Bauernmensch an seiner Frühstückswurst verendet wäre! Der Pastor mochte toben und drohen, so viel er wollte, — mit der ehrfamen Hederstebener Schweinerei blieb's eben doch beim alten. Das hatten sie nun davon, daß ihr Seelenhirte ihre Beicht- und Konfirmandenwürste nicht mehr anrührte, sondern sich unerbittlich von Eugen Poppen seine Unterjuchten kaufte. Sie lachten den Grauen hinter seinem Rücken aus und verzehrten zwei Würste mehr im Jahre.

Als aber dann vollends die Vibrionen, Mikrococcen und Bacillen in den Spalten seiner Zeitung herumzuwimmeln begannen, da stieg Ehren-Zachäus' Aufregung aufs höchste und es kam selbst vor, daß die unsichtbare Teufelsbrut in hellen Haufen nächstens über sein Kopfstirnkrabbelte und ihm den gesunden Schlaf störte. Himmel, was machten die „Wittwochsbaurn“ für erstaunte Gesichter, als er ihnen in dem letzten greulichen Cholerajahre einen Vortrag über den Komma bacillus hielt! Sie hatten zwar gegen diesen neuen unheimlichen Gesellen persönlich nichts einzuwenden, da er ja nicht von den Schweinen stammte; aber als der Pastor gegangen war, tippte sich doch dieser und jener bedeutungsvoll vor die Stirn, und man ward einig darüber, daß der Herr Pfarrer wohl ein recht gelehrter Herr sei, aber sich doch gar zu leichtgläubig alles heillose Zeug von den Spatzvögeln, den Zeitungsschreibern, aufschwätzen lasse. Und daß er gar am nächsten Sonntage „die Anders“ in der Predigt vorbrachte, beispielsweise natürlich, das schien ihnen denn doch über die geistliche Hut-schnur zu gehen.

Die Zwetschgen wurden reif und in Mitteldeutschland waren ein paar einzelne Leute unter verdächtigen Anzeichen gestorben. Die Bacillensucher hatten die Denkerhäupter geschüttelt und nur noch nicht genau zu sagen vermocht, ob sie es mit einem richtigen Komma oder einem Semikolon zu thun hätten. Jedenfalls bereitete dies gefährliche Fragezeichen schon unserem Zachäus Schnabelwaid ernsthafte Sorgen. Er berief sofort eine außerordentliche Generalversammlung in die Schenke und hielt eine donnernde Rede gegen den Genuß von

Zwetschgen mit Brunnenwasser oder auch Gurkensalat mit saurer Milch. Dann schilderte er nochmals den bösen Feind im Schafspelz eines harmlosen Fetezeichens in so brennenden Farben, daß es den Hörern wie langschwänzige Drachen und Seischlangen vor den Augen tanzte, und empfahl ihnen schließlich, von Gemeinde wegen die umfassendsten Sicherheitsmaßregeln zu treffen.

Er befand sich kaum eine halbe Stunde wieder zu Hause, als, von Augusta, seiner wohlbeleibten, aber kinderlosen Gattin hereingeführt, das „Fidelmariechen“, das einzige Kind des verwitweten Häuslers Gottfried Fidel, sein Studierzimmer betrat und ihn laut schluchzend bat, doch geschwind zu seinem Vater zu kommen, der schier im Sterben liege vor Leibschneiden und Übelkeit.

„Hat dein Vater auch Zwetschgen gegessen?“ war des Pfarrers erste Frage.

„I nu freilich; wir haben ja gestern die ersten gepflückt,“ schluchzte das Kind.

„Und Wasser drauf getrunken?“

„Nein — Bräuhahn. Aber's hat ihm so schön geschmeckt und er hat noch so vergnügt eine lange Cigarre von Bälzigen darnach geraucht!“

„Noch schlimmer!“ Und mit vor Erregung zitternder Stimme forschte er weiter nach den Wahrzeichen der Krankheit. Sie stimmten zum Erschrecken mit allem überein, was er über die Cholera gelesen hatte.

Dem Pastor schlug das Herz fühlbar gegen die Rippen, — er zwieselte kaum mehr, daß dieser unglückliche Fidel-Gottfried das vertrackte Komma schenkmal im Leibe habe.

„Die Pflicht ruft!“ sagte er mit einem ersten bedeutungsvollen Blick auf sein



Himmel, was machten die „Wittwochsbaurn“ für erstaunte Gesichter!

Weib, während er sich den Rock über der breiten Brust zuknöpfte.

Sie ergriff ihn am Arme und rief angstvoll: „Zachäus! Du wirst doch nicht? Wenn dir das Ungeziefer nun selbst antriecht!“

Aber wo es die Pflicht galt, kannte Ehren-Zachäus kein Zaudern. Er nahm das Fidelmariechen bei der Hand und eilte mit so großen Schritten nach der Lehnstühle des Häuslers, daß die Kleine atemlos neben ihm traben mußte.

Und doch kamen sie zu spät: der arme Fidel hatte bereits seinen Geist aufgegeben. Binnen sechs Stunden gesund und tot!

Ein paar Nachbarsleute hatten sich bereits beim Sterbehaufe eingefunden und drängten sich um ihren Pfarrer mit grausigen Berichten von dem raschen Hin-

tritt Fidels und mit der ängstlichen Frage, ob das wohl gar die Cholera sei, die er ihnen eben erst so anschaulich geschildert. Und Ehren-Zachäus faltete die Hände unter dem Doppelkinn, wandte die Augen gen Himmel und sprach: „Gott stärke Eure Seelen wider alle Anfechtung, meine geliebten Kinder: wir haben den Kommabacillus in Hederleben.“

Dann befahl er den Leuten strenge an, sich ja nicht in das durchseuchte Haus zu begeben, ehe die notwendigen Desinfektionsmaßregeln getroffen seien. Er entsandete einen reitenden Boten nach dem Städtchen, um Karbolsäure zu holen. Ein Arzt war leider dort nicht zu haben, da der alte gestorben und noch kein neuer sich dort nieder-gelassen hatte. Er selber verschloß dann die Hausthür und steckte den Schlüssel in die Tasche. Die Beerdigung sollte schon am nächsten Vormittage stattfinden.

Die Aufregung im Dorfe war nicht gering. Jung und alt lief zusammen, stand in vorsichtiger Entfernung um Fidels Hütte herum und starrte mit weit-aufgerissenen Augen in die Luft, ob nicht am Ende gar über dem Seuchenherde eine Wolke von Kommawürmern aufsteigen möchte.

Spät abends kehrte der Bote ohne Karbol zurück, welches selbst beim Großhändler Eugen Poppe nicht zu haben gewesen war, und brachte statt dessen eine Stange Schwefel mit, die dann auch unter Leitung des Pfarrers im Vorflur des Hauses verbrannt wurde. Ganz Hederleben stank wie Sodom und Gomorra und die Hederlebener kriegten das Husten wie die Schafe im Erbsenstroh. Und das Fidele-mariechen mußte es sich gefallen lassen, daß man ihr die Kleider vom Leibe riß und kräftig ausschweifte, während man es selber nackt und bloß, wie es zur Welt gekommen, bei der Frau Pastorin ins Bett steckte. Und da war das arme Dingchen trotz allen Herzeleides und aller Weltverlassenheit bald eingeschlafen.

„Und der Nordhäuser hatte ihm doch noch so schön geschmeckt!“ waren der Kleinen letzte, schon halb gellalte Worte gewesen.

Lange noch schritt der Hochwürdige in seinem Studierzimmer bedenklich auf und nieder, die schwere Sorge um ganz Hederleben auf dem großen Hirtenherzen mit-schleppend. Ein wenig Zagen um seines eigenen Leibes Wohlfahrt mischte sich auch in die allgemeine Sorge,

wie sehr er auch dagegen ankämpfen mochte. Sein Kopf war gründlich durchgeschweifelt, aber wenn er nun durch irgendwie so ein heimtückisches Ungeheuerlein erwischt und lebendig mit heimgebracht hätte? Wenn er daran glauben und sein gutes Weib Augusta dahinten lassen mußte? Nun, es war dann auch für sie gesorgt und lange hätte sie's ohne ihren Zachäum hienieden doch nicht getrieben. Hatte ja sonst weder Kind noch Kegel.

Ehren-Zachäus stand stille und seufzte. Ach! wie fiel es ihm in dieser ernsten Stunde schwer aufs Gemüt, daß er so an das Sterben denken konnte, ohne daß ein Liebesgram und Abschiedsjammer ihm das Herz abstießen! Es drängte ihn, ein ernstes Wort mit seinem

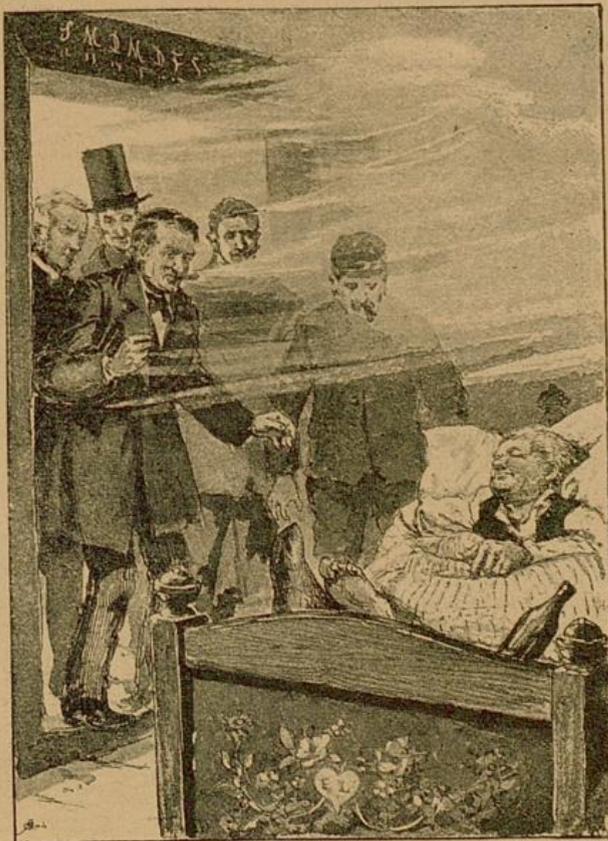
Weibe zu reden und ein greifbar Zeichen ihrer treuen Liebe zu begehren, um doch mit seinen Sterbege danken den Trost der Wehmut zu verbinden.

Und wie er hinaufgestiegen ins Oberzimmer und die Thür des Schlafgemaches leise aufgethan, da sah er seine Augusta nicht im Bette, wie er erwartet hatte, sondern er fand sie wach und auf den Beinen gleich ihm selber. Sie stand über das Lager des Fidele-mariechens gebeugt und ließ kein Auge von dem rotgeschlafenen, thränenbetauten Gesichtlein. Und als ihr Eheherr zu ihr trat und ihr laust den Arm um die runden Schultern legte, da schlug sie das Federbett behutsam zurück und zeigte ihm das Fidele-mariechen splinterfahel-machend in aller Unschuld sprach seiner schlanken weißen Glieder.

„Liegt es nicht da, wie vom Himmel gefallen?“ schluchzte die Pfarrin auf.

„Ja, mein gutes Weib, laß uns dankbar aufheben und heimbringen, was der Herr uns in den Schoß geworfen hat. Das Fidele-mariechen soll unser Fidele-mariechen sein! Deck's gut zu, — bei uns soll's hinfort warm ruhen!“ —

Am nächsten Morgen wohl beizeiten rüstete sich Ehren-Zachäus zu dem gefährlichen Gange nach dem Bacillenherde. Er fand vor Fidels Hütte bereits eine dichte Schar Männer und Weiber versammelt, die schon seit einer Stunde da unschlüssig herumstanden und überlegten, wie dem vertrackten Leichnam am sichersten beizukommen sei. Der Sarg stand auf dem gestern so gründlich durchgeschweifelten Estrich bereit, aber niemand hatte bisher gewagt, das Sterbezimmer selbst zu öffnen. Nun sollte der Herr Pastor Rat schaffen.



Da . . . vernahmen sie ein friedlich rasselndes, sägendes, schnaufendes Schnarchen!

Der Schwefel war gestern gänzlich draufgegangen; zu dem hätte man auch in dem heizenden Dualm nicht hantieren können, — und bei dem Heidenrespekt, den ihnen der Pfarrer vor diesen Malesizbestien nunmehr beigebracht hatte, wäre keiner so tollkühn erfunden worden, den Kampf mit dem Bacillus ohne ein kräftiges Schutzmittel aufzunehmen.

Und wie der Hochwürdige noch so stand und guten Rat gar teuer fand, da zog ein feines, graues Wölklein vor seiner Nase daher, und ein würziges Klöcklein von diesem Wölklein schlüpfte in sein linkes Nasloch hinein wie ein Möttchen in einen alten Pelz.

„Ei du — Himmelbataillon! Was stinkt denn so zum Himmel?“ fuhr er auf, seiner geistlichen Ehrbarkeit ganz vergessend. Ganz mit rollenden Augen forschte er ringsum nach dem Quell so ruchloser Duftsamkeit.

Da zeigten zwanzig Finger zugleich auf den Schweinemichel, den dümmsten und längsten Himmel von Hedersleben, der einen traurigen Glühmstengel zwischen den dicken Lippen wiederkäuend hin- und herschob und verlegen seinen wild blickenden Seelsorger angrinste.

„Mensch, wo hast du das Teufelstraub her?“ schrie Ehren-Zachäus ihn an und packte ihn hart bei beiden Schultern.

„Hier aus'm Dorfe — von Bälzigen,“ stotterte der Erschrockene.

„Was kostet das Stück?“

„Zwei Pfennige.“

„Schweinemichel, dich hat der Herrgott selbst mit deiner Stintadora hierbergepflanzt, um uns in unserer Ratlosigkeit zu erleuchten. Was du da schmauchst, das ist die leibhaftige Cholericigarre! — Ihr Männer von Hedersleben, wer will sich mit mir opfern und so einen Bälzigschen Schandstrunk rauchen? Ich geb' Euch mein Wort, daß kein Bacillus der Welt diesen lieblichen Duft erträgt!“

Sechs tapfere Mannen meldeten sich freiwillig. Die Räucherkerzen wurden geholt, in Brand gesetzt — und dann von Ehren-Zachäus selbst, nach einem kräftigen Zuge, die Thür der Totenkammer aufgethan.

Als sich die graue Wolke, welche die Eintretenden als erste schwere Geschüttsalve gegen den Bacillus ins Zimmer gefeuert hatten, ein wenig verzogen, sahen sie den toten Fidel auf der Seite liegen, mit rotem, gedunsenem Angesicht; und wie sie stille standen und vor Schreck über den Anblick solch greulich naturwidrigen Leichnams den Atem anhielten, da . . . vernahmen sie ein friedlich rasselndes, sägendes, schnaufendes Schnarchen!

Und da, nachdem sie sich von dem ersten starren Erstaunen erholt, begann zuerst der Pfarrer selbst, und dann die sechs tapferen Mannen ihm nach, ein unwürdiges Gelächter zu erheben, also daß im Umsehen die draußen Harrenden hereingelockt und das ganze Häuslein von Neugierigen erfüllt ward.

Und noch immer lachend, daß es ihm in die Seiten stach, winkte Ehren-Zachäus die Raucher heran und hieß sie, auf sein Kommando, dem schnarchenden Leichnam eine zweite Salve unter die Nase feuern.

Heiß! wie konnte da der tote Fidel-Gottfried in die Höhe springen!

„Herrjeh! Hilfe! Hilfe!“ stieß er, noch würgend und prustend, hervor, „ein zweites Mal überleb' ich's nicht!“ Damit ließ er das Haupt wieder schwer aufs Kissen fallen. — — —

Der Fidel-Gottfried war und blieb sein Lebtag der Meinung, daß nicht sowohl die Zwetschgen mit Bräuhahn, als vielmehr die darauf genossene Bälzigsche

Cigarre ihn zum ersten Choleraopfer von Hedersleben gemacht habe. Aber die Flasche Nordhäuser, die ihm das Marielchen gegen Abend hatte holen müssen und die er in der Verzweiflung über seine Schmerzen auf einen Zug geleert hatte, die mußte ihn gerettet haben. Er überstand die üblen Folgen glücklich und blieb geduldig auf dieser elenden Bacillenwelt, — — aber das Fidelemarielchen blieb auch im Pfarrhause und süßte sich so wohl darinnen, daß der Vater es gern dort ließ und drein willigte, daß es des Pastors Erbtöchterlein und der Pfarrin Augentrost auch noch bei seinen Lebzeiten genannt wurde.

Und zum dauernden Gedächtnis des Tages, der seinem vorschnellen Ueberseher in Sachen, die er doch wohl nicht recht verstehen mochte, ein so lächerliches und belehrsamtes Ende bereitet und ihm zugleich ein liebevolles Töchterlein als seines Alters traute Sorge und süße Wonne beschied hatte, ließ er sich ein Exemplar der berühmten Hederslebener Cholericigarre unter Glas und Rahmen bringen und befestigte solchen an der Wand seines Studierzimmers über seinem Wahlpruch: Durch Schimpf zum Glimpf.

Friedrich der Große und die Jesuiten.

Einer historischen Begebenheit nachgezählt v. Leop. Gerson.



Daß Friedrich der Große in Glaubenssachen ein sehr toleranter Fürst war, weiß alle Welt. Wer kennt nicht seinen Ausspruch: in seinem Lande könne jeder nach seiner Façon selig werden! Diesem Grundsatz war er auch bis zu seinem letzten Atemzuge treu geblieben. Selbst die Herren Patres vom Orden Jesu konnten sich nicht über ihn beklagen, ganz im Gegenteil! In Breslau befand sich um jene Zeit — es war nach dem zweiten Schlesischen Kriege — ein reiches Jesuitenloster mit einer kostbaren Bibliothek, die damals weit und breit berühmt war. Dieses Kloster nun erfreute sich der besondern Gunst des großen Königs, und besonders zwei Patres standen in hoher Gnade bei ihm. Selten, daß er ihnen einen Wunsch abschlug. Daher kam es auch, daß die Herren Jesuiten geradezu für ihn schwärmten und nur einen Fehler an ihm bemerkten und tief bedauerten:

daß er protestantisch war. Davon ließen sie sich jedoch klugerweise nichts merken, denn Friedrich verstand darin keinen Spaß. Die klugen Patres waren im Gegentheil sehr bescheiden und wußten sich durch verschiedene Aufmerksamkeiten und äußerliche Unterthänigkeit des Königs Wohlwollen auf eine geschickte Art zu erhalten. Und doch — trotz der vielen Beweise königlicher Gnade mußten sie einmal seine ganze energische Strenge, und zwar unschuldigerweise, fühlen. Das kam so:

Unter den vielen Reisenden, welche den prächtigen Park von Sanssouci besuchten, befand sich eines Tages ein junger, fremdländisch aussehender Mann. Dieser durchschritt mit unverhohlener Bewunderung in den Mienen die lieblichen Anlagen. In eine Auerallee einbiegend, stand er plötzlich vor dem König. Dieser blickte ihn mit seinen großen Augen sekundenlang durchdringend an und dann fragte er mit seiner hellen Tenorstimme und die Worte scharf accentuierend: „Wer ist Er?“

Der Fremde, den König wohl erkennend, verbeugte sich und antwortete: „Ich bin aus Ungarn und reformirter Religion; ich habe in den Staaten Eurer Majestät Theologie studiert und bin nun im Begriff, in mein Heimatland zurückzukehren. Zuvor wollte ich aber noch einen lang gehegten Wunsch befriedigen und Berlin, Potsdam und Sanssouci sehen. Ich preise jetzt den Zufall, der es mir vergönnt, Ew. Majestät nicht allein sehen, sondern auch sprechen zu dürfen.“

„So, so! also Er ist Ungar und reformirt!“ machte der König, indem er sich zum Gehen wandte. „Na, das ist ja ganz schön von Ihm, daß Er sich für meinen Park so interessiert. Er muß sich nun alles genau ansehen, — komm Er, ich will Ihn führen!“

„Ew. Majestät zu dienen! Ich gehe mit Freunden unter solcher Führung. Man sagt, der König von Preußen versteht sich auf das Führen.“

Aber des Königs Antlitz flog bei diesen Worten blitzesgleich ein freundliches Aufleuchten. Friedrich liebte Scherz und Witz, wenn er gut gelaunt, außerordentlich, — aber auch nur, wenn er gut gelaunt war. Ein mizetiger Scherz konnte ihn ungemein aufbringen.

Er erklärte nun dem Kandidaten alles und zeigte ihm das Innere des Schlosses. Der junge Mann, entzückt über die Liebenswürdigkeit und die hinreißende Güte des großen Königs, beantwortete dessen Fragen mit Freimütigkeit und in klaren, kurzen Sätzen. Das liebte Friedrich sehr. Er wurde, obgleich er mißtrauischer Natur war, immer mehr von dem Wesen des jungen Mannes eingenommen, so daß er, plötzlich stehen bleibend und ihn forschend anblickend, zu ihm sagte: „Ich will Ihm sagen, daß ich ganz entzückt von Ihm bin. Er hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und zu reden weiß Er auch. — Weiß Er was, bleib Er bei mir, ich will für Ihn sorgen, hört Er's?“

Der junge Mann ward durch diese Huld des Königs

sichtlich gerührt; aber er schüttelte leise den Kopf und antwortete, die Hand auf das Herz legend, in betäubtem Tone: „Dank, tausend Dank von Herzen für Ew. Majestät Gnade. Gott ist mein Zeuge, wie gern ich in dem Lande des freien Denkens bliebe, wie gern ich unter Ew. Majestät weiser Regierung einem geistlichen Amte vorstände, aber ich kann nicht. Verhältnisse zwingen mich, in mein Vaterland zurückzukehren.“

„Hm, hm! Er muß zu Hause!“ machte der König verdrießlich. „Höre Er, das ist recht dumm! Muß Er denn schlechterdings nach Hause?“

„Ja, Ew. Majestät, ich muß! Ich habe in der Heimat Vermögen und Gut!“

„Er hat Vermögen und Gut dort drunten? weiß Er, das ist recht fatal! Ich hätte Ihn gerne bei mir behalten. Nun, so bitte Er sich eine Gnade aus!“

Der Kandidat ward durch so viel Güte ganz perplex. „Ew. Majestät, ich — ich wüßte wirklich nicht —“ stotterte er verlegen, „ich könnte in der That keinen Wunsch vorbringen.“

„Ich möchte Ihn aber, ehe Er in Sein Vaterland zurückkehrt, einen Gefallen erweisen. Sag Er, weiß Er denn wirklich nichts, worin ich Ihn dienen könnte?“

Der junge Mann sann einen Augenblick nach und rief dann mit einem leichtem Lächeln: „Ja, Ew. Majestät könnten doch etwas für mich thun. Ich möchte nämlich verschiedene Bücher theologischen und philosophischen Inhalts, die ich in Deutschland gekauft, mit nach Osterreich nehmen. Die sind dort aber, wie ich glaube, verboten, und die Jesuiten haben, das wissen Ew. Majestät gewiß, die Revision und darin sehr scharf. Wenn nun Ew. Majestät die Gnade haben

wollten, dafür zu sorgen daß man mir die Bücher läßt — —“

„Gewiß, gewiß!“ fiel der König lebhaft ein. „Nehm Er nur Seine Bücher in Gottes Namen ruhig mit. Bleibt Er noch hier für einige Zeit?“

„Ja, ich gedente mich noch etwa drei Wochen in Berlin aufzuhalten!“

„Gut, gut! Weiß Er was, ich werde Ihn noch einige Bücher, von denen ich denke, daß Er sie brauchen kann und die in Osterreich erst recht verboten sind, dazukaufen lassen. Die nimmt Er ebenfalls mit, und wenn man Ihn die Bücher wegnehmen will, so sage Er ganz ruhig, Er hätte sie von mir! Versteh Er? Die Herren Jesuiten werden zwar wenig drauf geben, das thut aber nichts. Lasse Er sich die Bücher getroßt wegnehmen und gehe Er zu meinem Gesandten in Wien, erzähle Er demselben den ganzen Vorfall und was ich Ihm gesagt habe. Hernach gehe Er in den feinsten und teuersten Gasthof und lebe dort mit dem größten Aufwand. Mindestens muß Er täglich einen Dukaten verzehren, hört Er? Bleibe Er nur ruhig in dem Gasthof, bis man Ihn Seine Bücher wieder zuschickt. Ich



„Komm Er, ich will Ihn führen!“

stehe Ihm dafür, sie werden Ihm Seine Bücher wieder zuschicken, verlasse Er sich auf mein Wort. Aber wie gesagt, Er muß täglich mindestens einen Dukaten verzehren!"

Damit ließ der König den verdutzten Kandidaten stehen, begab sich in sein Arbeitszimmer und kehrte gleich darauf mit einem Zettel zurück, worauf die eigenhändige geschriebenen Worte standen: „Bon pour rester à Vienne au dépens de moi.“
Frédéric.

Diesen Zettel übergab er dem jungen Mann und sagte mit Humor zu demselben: „So, hier hat Er meine Unterschrift, damit kann Er sich bei meinem Gesandten ausweisen. Die Sache ist abgemacht. Er kriegt Seine Bücher wieder, aber das sage ich Ihm: alle Tage einen Dukaten!"

„Aber, Ew. Majestät!" wagte der Kandidat einzuzuwenden.

„Hier ist nichts zu abern! Jeden Tag einen Dukaten, vergesse Er das nicht. Folge Er nur meiner Anweisung und verlasse Er sich ganz auf mich. Nun reise Er in Gottes Namen und schreibe Er an mich, hört Er? Es soll mich freuen, wenn ich höre, daß Er gut versorgt ist. Die beste Pfarre in ganz Ungarn soll Er haben. Und merke Er sich: Jeden Tag einen Dukaten! Adieu!"

Mit diesem kurzen, aber freundlichen Bescheid wurde der Kandidat verabschiedet, welcher nun nach Berlin reiste, wo er sich noch einige Wochen aufhielt. Während dieser Zeit erhielt er auch die vom Könige versprochenen Bücher. Als er nach Wien reiste, wurden ihm schon an der Grenze die Bücher versiegelt und in Wien wurden sie ihm nicht mehr ausgeliefert, ganz so, wie er vermutet hatte. Er sagte zwar, die Bücher

seien ein Geschenk des Königs von Preußen, aber die geistlichen Herren von der Bücherzensurkommission erwiderten ihm, der König von Preußen hätte ihnen in Wien nichts zu befehlen, und er, der Kandidat, möge noch froh sein, wenn er überhaupt noch ohne weitere Strafe wegen Führung verbotener Schriften davonkäme. Darauf ging nun Hedessi, so hieß der Kandidat, zum preussischen Gesandten, erzählte ihm den ganzen Vorfall, benachrichtigte ihn auch von dem Willen des Königs und zeigte als Beglaubigung den von Friedrich dem Großen erhaltenen Zettel. Dessen hätte es aber nicht bedurft, denn der Gesandte war bereits von Berlin aus unterrichtet und hatte seine genauen Instruktionen. Hedessi wurde in der Gesandtschaft auf das zuvorkommendste behandelt, wurde von Sr. Excellenz zur Tafel gezogen und ein Legationsrat mußte mit ihm in den besten Gasthof gehen und dem Wirt anbefehlen, den Gast auf das feinste und sorgsamste zu verpflegen, die preussische Gesandtschaft komme für alles auf. So

geschah es auch. Hedessi bezog eine Wohnung von fünf Zimmern und lebte wie ein Fürst. Von alledem wurde an den König nach Potsdam ein Bericht erstattet. — Eines Tages erhielten der Staatsminister von Münchow und der Gouverneur von Breslau den Befehl, durch eine Kommission, bestehend aus einem Stabsoffizier, einem Kriegsrat und einem Subalternbeamten, die große Bibliothek des dasigen Jesuitenkollegiums zu versiegeln und gleichzeitig eine doppelte Schildwache vor die Thüre zu stellen. Außerdem sollten jeden Morgen die Siegel durch einen Subalternoffizier und einen Kammerkalkulator visitiert werden, wofür das heilige Kollegium jedem täglich 1 Thaler zu zahlen habe; die acht Schildwachen, die täglich benötigt waren, seien mit 8 Gr. pro Mann zu vergütigen. Fürs erste habe der Konvent jedoch 30 Thaler Versiegelungskosten zu zahlen.

Wie eine Herde aufgestörter Ameisen liefen die heiligen Brüder durcheinander, als ihnen der Wille des Königs kundgethan und ihre schöne Bibliothek auch ohne Säumen von der Behörde versiegelt wurde. Sie wußten nicht aus noch ein und konnten sich gar nicht denken, durch was sie die Gnade des sonst so gütigen Königs vercherzt hatten. Sie wandten sich in ihrer Not an den Minister und den Gouverneur; aber diese konnten ihnen absolut keine Auskunft geben und sagten den bestürzten Patres, daß der König ihnen nur den Befehl in klaren Worten zugeschickt habe, ohne hinzuzusetzen, warum das alles geschehen solle. Nun blieb den frommen Brüdern nichts weiter übrig, als eine Deputation auszuwählen, die nach Potsdam zu dem König gehen sollte. Hierzu wählten sie zwei Patres aus, die der

König kannte und denen er schon öfter Zeichen seines Wohlwollens gegeben hatte. Diese zwei Jesuiten meldeten sich auch sogleich nach ihrer Ankunft zur Audienz, wurden aber nicht vorgelassen. Und so ging es den zweiten, dritten Tag und so fort. Vier lange Wochen dauerte es, ihre frommen Brüder in Breslau waren schon der Verzweiflung nahe, bis sie endlich das Angesicht des Königs sehen durften. Dieser empfing sie ungemein gütig und herablassend, sprach aber absichtlich von ganz gleichgültigen Dingen und unterhielt sich mit ihnen auf eine Art, daß sie ihr Anliegen gar nicht vorbringen konnten. Die frommen Herren schwißten förmlich vor Ungeduld und Pein. Endlich faßte einer von ihnen Mut und fragte den König, wodurch der Konvent und die katholische Universität zu Breslau das Unglück gehabt hätten, Seiner Majestät Gnade zu verlieren. Sie föhnten sich nicht entfinnen, in irgend einer Weise gegen ihren gütigen König gefehlt zu haben. In Friedrichs Augen blitzte für einen Augenblick der Schelm auf; er



Eines Tages erhielten der Staatsminister von Münchow und der Gouverneur von Breslau den Befehl, die große Bibliothek des Jesuitenkollegiums zu versiegeln.

that aber ganz erstaunt und versicherte den frommen Herren, daß er ganz und gar nicht ungnädig gegen sie gesonnen sei und daß er absolut nichts gegen sie habe.

„Aber Ew. Majestät haben unsere Bibliothek versiegeln lassen!“ riefen beide wie aus einem Munde. „Sollte das ein Irrtum sein?“

„Ah so!“ machte der König ganz leicht hin, als fielen ihm diese ganze Angelegenheit wieder ins Gedächtnis. „Wegen der Bibliothek? weil sie versiegelt worden ist? Nein, das ist kein Irrtum; ganz richtig, das habe ich befohlen. Aber das Warum kann ich Ihnen nicht erzählen, meine Zeit ist gemessen. Müssen bei meinem Gesandten in Wien anfragen, der wird's Ihnen wohl sagen können. Wien, Messieurs! Apropos, meine besondere Empfehlung an Ihre Konfratres, die Herren Bücherrevisionskommissare in Wien. Wie gesagt, wider Euch habe ich nichts, adieu!“

Das war alles, was sie aus dem Munde des Königs erfahren konnten. Soviel war ihnen jedoch klar, daß in Wien etwas passiert sein mußte, worunter sie in Breslau zu leiden hatten. Sie verließen deshalb in größter Eile Potsdam und eilten nach Breslau zurück, wo sie mit ihren Brüdern beratschlagten, was nun zu thun sei! Man war sich bald einig und abermals wurden Deputierte gewählt, welche nach Wien reisen und dort der Sache auf den Grund gehen sollten. Das geschah auch sofort. Unterdessen lebte aber der Kandidat Hedheß in Wien in seinem Gasthof und bemühte sich nach des Königs Gebot, seinen Dukaten täglich zu verschleudern; und in Breslau standen vor der schönen Bibliothek der Jesuiten Tag und Nacht Schildwachen und die Siegel wurden jeden Morgen visitiert. Das Kollegium mußte dies, wie angeordnet, bezahlen.

In Wien angelangt, ging die Deputation der frommen Väter sogleich zum preussischen Gesandten, erzählte demselben den ganzen Vorfall und bat ihn um Aufschluß, da sie hofften nach des Königs Rediten, von Seiner Excellenz Aufklärung zu erhalten.

„Aha!“ meinte der Gesandte achselzuckend. „Ja, meine Herren, den ganzen Zusammenhang kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich weiß ihn selbst nicht. Es ist aber ein junger Mensch hier, welchem der Monarch Bücher geschenkt hat; diese wurden ihm aber trotz seines Protestes von ihren Herren Kollegen, den Herren von der Bücherrevisionskommission, abgenommen. Wie gesagt, weiter weiß ich nichts!“

Weiter brauchten auch die Patres nichts zu wissen, denn die wenigen Worte des Gesandten hatten ihnen ein helles Licht angezündet. Sie begaben sich nun sofort zu ihren Konfratres und besprachen sich mit denselben. Das Resultat dieser Unterredung zeigte sich noch an demselben Tag. Dem reformierten Kandidaten wurden recht hübsch in eine Kiste verpackt seine sämtlichen Bücher zugesandt. Damit waren die Herren vom Orden Jesu aber nicht erlöset; sie mußten auch noch bei dem Wirte des Gasthofs des Kandidaten Zehrung im Betrage von 96 Dukaten bezahlen. Das gab laure Geichter, aber es nützte nichts, der preussische Gesandte wollte es so. Dann erst erhielten sie von diesem ein Attest, worin ihnen bescheinigt wurde, daß der Kandidat Hedheß seine Bücher zurückgehalten habe und seine Zehrungskosten richtig bezahlt seien. Mit diesem Atteste reisten die Patres sogleich nach Breslau und von da zum König nach Potsdam. — Schon am folgenden Morgen wurden sie von dem Monarchen empfangen. Nachdem sie den Erfolg ihrer Sendung berichtet, übergaben sie dem König das Attest des Gesandten in Wien. Der König durchslog es und wandte sich dann an

die erwartungsvoll vor ihm stehenden Patres mit den Worten: „Die Sache ist jetzt abgemacht und richtig. Alles hätte mit etwas Entgegenkommen von Ihren Konfratres in Wien vermieden werden können. Ich habe allerdings den heiligen Vätern in Wien nichts zu befehlen, aber ich habe Ihnen hier in meinem Lande zu befehlen. Hätte die in Wien doch für schlauer gehalten. Nun gehen Sie wieder nach Hause, ich bleibe dem Konvent in Breslau wohlgenogen. Ich werde sogleich den Befehl dahin abgehen lassen, daß die Siegel von Ihrer Bibliothek wieder abgenommen werden.“

„Unterthänigsten Dank für Ew. Majestät Versicherung von Höchster Gnade!“ sprach der eine der Jesuiten und wagte noch hinzuzusetzen: „Wir hatten den Vorfall mit der Versiegelung auch nicht verdient, denn was die Censur in Wien that —“

„Was sagt Er da?“ unterbrach ihn Friedrichs scharfe Stimme. „Wenn die Herren Jesuiten in Wien meine Bücher wegnehmen, thue ich das gleiche bei mir. Das ist nur Wiedervergeltung, wer will die mir wehren? — Halt, da fällt mir noch was ein!“ unterbrach er sich noch einen Augenblick, ich habe Euch noch einen Auftrag mitzugeben.“

Damit begab er sich an seinen Schreibtisch, warf einige Zeilen auf einen Bogen Papier, faltete und versiegelte diesen eigenhändig und übergab ihn den frommen Vätern mit folgenden Worten: „Diese Ordre habt Ihr sofort nach Eurem Eintreffen in Breslau dem Pater Rektor zu übergeben. Gott befohlen!“

Als der Rektor dem versammelten Jesuitenkollegium in Breslau das königliche Schreiben vorlas, gab es lange Gesichter. — Es lautete folgendermaßen:

„Liebe Getreue! Euch allen und dem ganzen Konvent meine königliche Gnade versichernd, thue ich Euch folgendes zu wissen: Ihr werdet Eure Herren Konfratres in Wien und das Personal des dortigen Konvikts wohl warnen, daß sie an dem Kandidaten Hedheß keine Rache üben. Ich werde mich fleißig nach dem Wohlbefinden dieses Menschen erkundigen; bekommt er nicht die beste reformierte Pfarre in Ungarn, oder er und die Seinigen oder überhaupt die Reformierten werden chikanirt, so müßt Ihr und Euer Kloster dafür stehen, dann halte ich mich an Euch! Friedrich.“

Daraufhin wurde sogleich von dem Kollegium in Breslau ein Vote abgefertigt, um die Ordensbrüder in Wien zu verständigen. — Noch an demselben Tage wurden, da Friedrich der Große seine Befehle schnell zu geben liebte und dieselben von seinen Behörden stets schnell ausgeführt werden mußten, die Siegel von der Bibliothek abgenommen, nachdem die heiligen Brüder 134 Thaler Diäten bezahlt hatten.

Hedheß meldete dem König später in warmen Ausdruck des Dankes, daß er eine der besten Stellen in Ungarn erhalten und außerdem von keiner Seite Unbill zu leiden habe.

Seitdem lebte das Jesuitenkollegium in Breslau in bestem Einvernehmen mit ihrem gütigen Könige, der sie unangefochten ließ und weder ihre Bibliothek, noch ihre opulenten Weinkeller versiegeln ließ.

Den Frauen.

Die Pflicht, die der Basall dem Fürsten zollt,
Die ist die Frau auch schuldig ihrem Gatten.
Und ist sie trogend, launisch, triib und bitter
Und nicht gehorsam billigem Gebot,
Was ist sie als ein tüdtlicher Rebell,
Sünd'ger Verräter an dem lieben Herrn?

Ebalefscate

Knopf und Flint'.

Schwanz von Karl Georges.

Der Einjährig-Freiwillige Hammerstein war am heutigen Morgen später wie sonst aufgewacht; ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, daß in einer knappen Viertelstunde schon der Zeitpunkt eingetreten sein würde, wo er sich mit seiner Kompagnie auf dem großen freien Platz vor der Kaserne aufzustellen hatte. Und er mußte sich doch auch noch vorher in der Kaserne bei seinem Korporalschaftsführer melden.

Es war also gar keine Zeit zu verlieren, wenn er sich vor einem Verweis oder gar etwas Schlimmerem bewahren wollte. Und gerade jetzt wäre eine Strafe wahrscheinlich verhängnisvoll für seine ganze künftige Militärdienstzeit geworden. Nur wenige Tage noch — und diejenigen, welche sich im ersten Halbjahre durch dienstliche Brauchbarkeit und vorwurfsfreie Führung ausgezeichnet hatten, sollten sich an beiden Seiten des Waffenrocktragens einen kleinen heraldischen Knopf anheften.

„Und wer's zum Korporal erst hat gebracht,

Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht!“

belehrt in „Wallensteins Lager“ der Wachtmeister den Rekruten; bei uns Heutigen ist schon mit der Gefreitenwürde die unterste Sprosse dieser Leiter erstiegen, der mit dem Knopf Gezierte braucht eben nur weiter zu steigen. Und um diese verlockende Aussicht sollte sich unser Freiwilliger am Ende von sechs langen, gut hingebachten Monaten durch einen zu langen Schlaf selbst gebracht haben? O, wenn es doch nur keine Kneiverien mehr gäbe! Dann gäbe es auch keine verkaterten Köpfe mehr, dann wachte der Einjährige immer hübsch zeitig zum Dienste auf.

Das etwa waren die Gedanken, welche sich in dem Kopf des jungen Hammerstein kreuzten. Ab und zu drangen Bruchstücke davon auf die mit einem blonden Flaum geschmückten Lippen und mischten sich mit derben Äußerungen, wie sie selbst einem Unteroffizier von zwölfjähriger Dienstzeit nicht übel anstanden hätten. Mit ungläublicher Geschwindigkeit fuhr er in seine Uniform, kammte die Schläfeloden vor und schrie nach dem Frühstück. Es erschien in beschleunigtem Tempo, das Hausmädchen setzte es mit einem freundlichen „Guten Morgen, Herr Hammerstein!“ auf den Tisch des Wohnzimmers, in welchem außer den beiden augenblicklich niemand anwesend war. Solche günstige Augenblicke pflegte der angehende Gefreite sonst immer gar weidlich auszunützen, um das hübsche Kind aus dem Volke zu überzeugen, daß die Angehörigen des Soldatenstandes unbeschadet ihrer zahlreichen Rangklassen im außerdienstlichen Verkehr gar wohl den Rangunterschied beiseite zu lassen wissen. Heute aber hatte der junge Krieger nicht einmal einen Dank auf den Gruß. Mit überstürzender Hast goß er den braunen Trank in die Schale, ganz ebenso führte er sie zum Munde und nicht anders auch setzte er sie wieder auf den Tisch. Ihm war die Überzeugung geworden, daß dieser Mokka in der ersten halben Stunde nicht genießbar sein würde; der unzweifelhafte Beweis dafür brannte ihn auf Lippen und Zunge und verlor auf dem Wege zum Magen kaum etwas an seiner Kraft.

So ließ er denn Kaffee Kaffee sein und eilte im Lauffschritt nach der Kaserne.

Gleich darauf betrat Vater Hammerstein das Wohnzimmer. Er hatte an dem aufgeregten Hin und Her bemerkt, daß sein hoffnungsvoller Sohn mit einer kleinen Verspätung zu kämpfen hatte. Seine Frau, die

als sorgsame Hausmutter alles am Schnürchen leitete, war auf einige Tage verreist und so wollte er denn selbst zum Rechten sehen, daß dem Sohne nichts zu seinem Behagen fehle. Aber wie sehr er sich auch beeilte, aus dem Bette und in die Kleider zu kommen — als er, mit dem linken Arme glücklich im Schlafrock und mit dem andern noch den zugehörigen Ärmel suchend, in das Zimmer trat, fand er von dem Sohne nichts mehr als das unzerzehrte Frühstück.

„Also hat er sich wirklich verspätet und konnte nicht einmal mehr frühstücken, der arme Junge!“ murmelte der Alte mit liebevollem Bedauern, das sich sofort in einen lebhaften Schreck verwandelte, als er einer Schußwaffe ansichtig wurde, die in einer Ecke des Zimmers lehnte. „Jetzt hat er in der Eil' gar seine Flint' vergessen! Au, au! das schadet ihm, da kriegt er am Ende den Knopf nicht!“

Ratlos starrte der Alte auf die blinkende Waffe. In Staub und Trümmer sank allgemach schon seine Hoffnung, daß der Sohn einmal die Offiziersschärpe tragen und den Namen Hammerstein in der allerbesten Gesellschaft möglich machen werde. Und warum dies? Weil dort die Waffe in der Ecke ruhte. Wenn man sie nun — noch war es ja nicht Glock' sieben — vor Beginn des Dienstes wieder in seinen Besitz zurückbrächte?

Gedanke und Ausführung, sie waren eins. Mit der Linken das furchtbare Instrument fassend, das seines Sohnes Gefreitenknopf bedrohte, suchte er mit der rechten Hand immer noch nach dem Schlafrockärmel, und während er so suchte und nicht fand, lief seine Stimme die ganze Tonleiter mit dem einzigen Namen „Lina“ durch. Aber als sein Ruf nirgends ein Echo weckte, beschloß er zu thun, wie Mohammed that, als der Berg nicht zu ihm kommen wollte, und er stieg mit der Flinte und dem noch immer frei flatternden Schlafrockärmel die Treppe hinunter, die in das Erdgeschloß führte.

Hier war Lina. Sie stand mit hochgerötetem Gesicht an einer Waschbütte und ließ ihrem tiefbegründeten Ärger alle Bügel schießen. Denn sie stopfte die Hände in die Brüste, daß der Gicht nur so emporsprigte, und ihre Fäuste bearbeiteten das Kinnen, als wollten sie das kräftigste Genebe in haltlose Fasern zerreiben. Zu diesen handgreiflichen Beweisen ihres Unmutes gefellte sich der Schall ihrer Worte, die über das unhöfliche Benehmen eines gewissen jungen Herrn eine Lauge ausgoßen, heißender, als die im Waschkübel befindliche. Ihr Gegenüber, eine vollgültige Vertreterin des Standes der Waschweiber von Beruf, unterstützte sie in ihrer niederschmetternden Beweisführung mit der ganzen Macht einer überaus geläufigen Zunge.

Der Eintritt des alten Hammerstein, mit der Flinte in der Hand und dem noch immer fliegenden Rockärmel, ließ die beiden mit einem jähen Aufschrei verstummen. Erschien ihnen doch der Alte wie ein rächender Richter über ihre in Schmähworten begangenen bösen Werke. Aber Vater Hammerstein dachte an nichts weniger als an Richten und Rächen. Vielmehr zog er die mildesten Saiten seines Gemütes auf und verlegte sich aufs Bitten.

„Lina,“ begann er in aufgeregter Hast, „da hat mein Sohn seine Flint' stehen lassen, die er doch beim Exercieren haben muß. Wenn das bemerkt wird, könnt's ihm gar sehr schaden, und er soll doch jetzt den Knopf kriegen. Jetzt, wenn er seine Flint' nicht hat, dann kriegt er am End' auch den Knopf nicht. Darum bitte ich dich, Lina, da nimm die Flint' und bringe sie meinem Sohn auf den Übungsplatz. Eil dich aber

recht! Vielleicht haben sie noch nicht angefangen und es wird dann nicht ber. rtt."

Doch Lina machte €wierigkeiten. Sie könne so, wie sie da stehe, nicht in die Stadt gehen; zu den Soldaten auf den Platz gehe sie überhaupt nicht und mit einer Flinte in der Hand erst recht nicht. Da müsse man sich ja zutode schämen.

Vater Hammerstein, dem die Angst um des Sohnes militärische Zukunft schon den Schweiß auf die Stirne trieb, wiederholte seine Bitte nur um so dringender; aber Lina blieb fest und begründete ihre Weigerung mit dem allerdings unanfechtbaren Satze, daß sie zum Flintentragen doch nicht gemietet sei. Wie er sie denn so unbeweglich sah, wandte er sich an ihre Gesellschafterin.

"Ja," meinte er hoffnungsvoll, "dann wäre ja vielleicht Frau Klein so gut, meinem armen Jungen die Flint' zu bringen. Wissen Sie, es könnt' ihm das den Knopf kosten! Ach, eilen Sie sich doch ja recht!" Aber auch Frau Klein wahrte ihre Ehre. Was würden die Leute sagen, wenn sie mit einer Flinte in der Hand über die Straße ließe! Nein, nein, sie wolle nicht ins Gerede kommen!

Der geängstigte Vater überlegte schon, ob er nun nicht selbst die Waffe seinem Sohne nachtragen solle, als er in dem immer noch vergeblichen Versuche, den Schlafrockärmel zu finden, mit der Rechten in die Tasche seines Beinkleides fuhr und dort rechtzeitig einen Verbündeten entdeckte. Denn er förderte ein blankes Zweimarkstück zutage und hielt es wortlos der spröden Frau Klein unter die Augen. Dieser Zeichenprache widerstand sie nicht länger. Ebenso wortlos, wie es angeboten worden, verschwand das Geldstück in der Tasche der Wäscherin, die jetzt sich nur notdürftig mit der Schürze die Hände trocknete, um die Waffe in Empfang zu nehmen und sich mit ihr und einem ganzen Sack voll Ermahnungen auf den Weg zu machen.

Des endlichen Gelingens froh, stieg Vater Hammerstein wieder in den ersten Stock empor. Da es ihm auf dem Wege dahin nun endlich auch gelungen war, in den rechten Armel des Schlafrocks zu schlüpfen, so sah er sich bei dem Betreten des Wohnzimmers in der glücklichen Lage, mit Behagen die beiden Handflächen aneinander zu reiben. Außerdem sah er sich gegenüber seine Tochter Emma, welche mit hausmütterlicher Gewandtheit den Frühstückstisch bestellte.

"Das hat schwer gehalten!" bemerkte der Vater und tauchte mit einem Seufzer der Erleichterung eine Semmel in den Kaffee.

"Was denn, Vater?" Emmas Augen hingen mit Spannung an seinen Lippen.

"Wilhelm hatte sich verspätet und seine Flint' vergessen; da hab' ich mit vieler Mühe die Klein dazu gebracht, daß sie ihm die Flint' nachträgt. Denn sonst

hätte ihm das geschadet und er hätte vielleicht den Knopf nicht bekommen." Vater Hammerstein schlürfte sehr befriedigt seinen Mokka, der Schaden war ja jetzt wieder gut gemacht.

Emma blickte ungläubig zu ihm hinüber. "Wilhelm hätte sein Gewehr vergessen? Ei, das darf er ja gar nicht mit heinnehmen, das muß ja in der Kaserne aufbewahrt werden," belehrte sie ihn.

"Aber er hatte es doch vergessen," beharrte er; "dort stand es in der Ecke."

Emmas Augen folgten der Richtung, die der Vater andeutete. Die Ecke dort war in der That leer, worüber das Mädchen in ein mutwilliges Lachen ausbrach. "Das ist köstlich, da hast du Wilhelm das Spatenflintchen geschickt, das dir zum Geschenk Fritz gestern von seiner Reise mitgebracht hat!"

"Wer ist Fritz?" fragte er ernst.

Auch Emma wurde jetzt ernst; sie errötete stark und hauchte: "Fritz Steiner, dein Reisender."

"Ich denke, der ist für dich nur Herr Steiner!" polterte der Alte; "aber wie kommst du zur Kenntnis seiner Rückkehr und was weißt du von einem Geschenk?"

Die kleine Coaschtöchter hielt den Zeitpunkt für eine Generalbeichte nicht übel gewählt. So erfuhr denn der überraschte Vater, daß seine Emma, obwohl sie erst tausend Wochen zählte, doch bereits seit mehreren Wochen mit dem Geschäftsreisenden verlobt sei. Die Mutter wisse darum und eben deshalb sei sie auch verreist, nämlich um in Steiners Heimatsort über dessen Familien- und sonstigen Verhältnisse Erkundigungen einzuziehen. Mit dem Ergebnisse derselben wollten sie alle vor den Vater treten und ihn um seinen Segen bitten. Da nun diese Erkundigungen keinesfalls ungünstig ausfallen könnten, so habe Fritz von seiner

Reise ein Flaubert-Gewehrchen mitgebracht, um es dem Vater zu verehren; Fritz wisse nämlich sehr wohl, daß nur die diebischen Spaten daran schuld seien, wenn nicht bisher schon wenigstens ein Viertelöhmchen trefflichsten Weins am Spalier gewachsen sei.

So weit war Emma in ihrer Erzählung gekommen, als sie der Vater mit der Bemerkung unterbrach, er müsse sich die Antwort auf das alles aufsparen, bis die Mutter wieder glücklich heimgekehrt sei. Denn trotzdem er darauf brannte, mit dem längst ersehnten Flaubert-Flintchen gleich jetzt den neidischen Spaten eins aufzubrennen, so glaubte er doch in Abwesenheit der Hausfrau sich jedes thatsächlichen Eingreifens enthalten zu sollen, eine Überzeugung, die ihn zu der eigentlich nicht ganz folgerichtigen Anordnung verführte, daß sich Emma bis zur Rückkehr der Mutter jedes Verkehrs mit dem Geliebten zu begeben habe.

Emma vergoß über dies Verbot die bittersten Thränen; aber sie bedrückten den weichmütigen Vater doch



„Lina," begann er, „da hat mein Sohn seine Flint' stehen lassen.“

nicht so schwer als die Frage, was nun wohl in den Soldatenhänden aus der Flaubert-Flinte werden möchte. Ohne alle Rücksicht auf die inzwischen verflossene Zeit wollte er schon Lina auffordern, Frau Klein aufs rascheste wieder heimzuholen, als diese selbst mit dem Gegenstand seiner Besorgnisse zurückkehrte.

„Ein schön Kompliment vom Herrn Unteroffizier,“ meldete sie.

„Was ist's mit der Flint'?“ unterbrach sie Vater Hammerstein mit einem fragenden Blick auf die bewehrte Rechte der Wäscherin.

„Grad' wollt' ich's ja erzählen,“ eiferte diese. „Gott, ist mir's aber gegangen mit dem mörderischen Ding da! Ich lief, so schnell mich meine alten Beine trugen, um ja dem Herrn Hammerstein recht gefällig zu sein, der Klatsch zu. Kaum war ich zehn Schritt gelaufen, als sich schon ein ganzes Rudel

Schuster- und Schneiderjungen und mit ihnen alle Mäpfe und Spitze der Nachbarschaft mir anschlossen und mich mit Uzen und Gebell begleiteten. Je weiter ich kam, desto zahlreicher wurde die Gesellschaft, um so größer wurde der Spektakel und das Aufsehen. Ich möcht's nicht mehr erleben, wahrhaftig nein, den Spott und Hohn. „Guckt einmal die Alt' mit der Flint'! Wo will denn die Alt' mit der Flint' hin? Nein, die Flint' mit der Alt'!“ So ging's mit Geheul und Gejohl bis zum Übungsplatz. Dort hatten sich die Soldaten in viele kleine Truppschen auseinandergezogen und machten Griffe mit den Flinten, so flugs und geschwind, wie unferne nicht mit den Stricknadeln hantiert. Ich ging gleich auf das erste Truppschen los und fragte nach der Kompagnie vom Herrn Einjährigen Hammerstein.

„Dort drüben,“ hieß es und alle lachten. Ich ging ein Stückchen weiter und fragte wieder. „Dort drüben!“ So muß' ich über den ganzen Platz hinüber, und je weiter ich kam, desto mehr wurde gelacht. Endlich war ich beim richtigen Trupp angelangt und brachte mein Anliegen vor. „Ein schön Kompliment vom Herrn Stadtrat Hammerstein und da schickt er seinem Sohn die Flint', und daß es ihm doch ja nit von wegen dem Knopf schaden möcht!“ „Was ist denn das?“ fragte da einer — er hatte einen Silberstreifen um den Kragen, that aber viel vornehmer als sonst die Unteroffiziere — „Einjähriger Hammerstein!“ rief er, „kennen Sie diese Frau mit dem Gewehr?“ „Nein, Herr Fähnrich!“ antwortete der junge Herr. „Was?“ fuhr ich da los, „Sie wolle mich nit ferne und ich wasch' doch bei Ihne Ihre Eltern schon über zwölf Jahr; und Ihne Ihr

Vatter schickt mich her mit Ihne Ihrer Flint', die Sie in der verschlafenen Sil' vergehen haben!“ — „Die Frau ist vollständig irre!“ sagte der junge Herr. „Das scheint allerdings so,“ meinte der mit den Silberborten und nahm mir die Flinte aus der Hand. „Also der Herr Stadtrat schickt Sie?“ Er betrachtete die Flinte ganz kurz, dann sagte er: „Eine Empfehlung an den Herrn Stadtrat und sein Sohn habe sein richtiges Gewehr mitgebracht. Spätern werden hier keine geschossen, und da nehmen Sie das Ding nur wieder mit heim!“ Alles lachte, sogar der junge Herr, und so muß' ich die Flint' wieder heimtragen und die Schusterbuben und die alten Gassenbummler alle, sie begleiteten mich hierbei. Nein, so ein Geuz, so zum Gespött der Leut' zu werden! Da sehen Sie nur hinaus, Herr Stadtrat, sie stehen noch alle vor dem Hofthor!“

Aber Vater Hammerstein leistete der Anforderung, aus dem Fenster zu sehen, keine Folge. Er drückte der scheltenden Frau Klein ein zweites Zweimarkstück in die Hand und überzeugte sie auf diese Weise, daß es eigentlich ein ganz angenehmer Morgen Spaziergang gewesen sei, den sie da zu den Soldaten gemacht habe. Auch versuchte er, sie zugleich zu seiner eigenen Meinung zu befehlen, es sei am besten, wenn über diese Angelegenheit kein Wort weiter gesprochen werde. Das Einverständnis mit dieser seiner Ansicht erkannte er durch Spenden einer Extramark noch besonders an.

Drei Tage später saß die Familie Hammerstein sehr vergnüglich bei dem Nachmittagskaffee. Die Mutter war zurückgekehrt und hatte gute Nachrichten über Fritz Steiner mitgebracht und ein jedes hatte jezt, nach was es

verlangte: der Vater die Flinte, der Sohn den Knopf, die Tochter ihren Fritz und die Mutter den Schwiegersohn. Der vergessenen Flinte aber und alles dessen, was mit dem Vorfall im Zusammenhang stand, wurde in diesem Kreise nur in Frohsinn und heiterster Laune gedacht.

Und auch in weitem Kreise wurde das Ereignis besprochen, wie sich die beiden Hammerstein schon am Tage darauf und die folgenden immer wieder von neuem überzeugen konnten, wenn sie in ihren Stammkneipen erschienen. Die Anspielungen auf „Knopf und Flint“ wollten dann kein Ende nehmen. Vernünftigerweise nahmen beide die Scherze mit gutem Humor auf und nur zu Hause schalt der Vater auf die schwatzlüchtige alte Klein, der nicht einmal die blanken Siegel den Mund verchlossen hielten, während der Sohn sich mehr auf den jungen Fähnrich erbofen wollte.

An die noch immer getränkte Lina dachte niemand.



„Guckt einmal die Alte mit der Flint'!“



Die Macht des Gewissens.

Erzählung

von

Fr. Roscius.

Wie hatten sich eines Abends, nachdem die Sonne bereits untergegangen war, am Thore eines Städtchens getroffen; zwei junge kräftige Handwerksgejellen: Hans Schäfer, ein Müllerknappe, und Jürgen Pfeil, seines Zeichens ein Schmied.

Sie waren von zwei verschiedenen Richtungen hergewandert und wollten nun in der Herberge des Städtchens übernachten.

Wanderburschen werden schnell miteinander bekannt, und noch ehe die beiden in die „Grüne Ceder“ eintraten, wußte jeder vom andern woher und wohin und was einen sonst im allgemeinen auf der Wanderschaft interessiert.

„Ich muß die Kundschaft noch heut' abend besuchen,“ hatte der Müller gesagt, „um Geld für Kost und Nachtlager zusammenzubolen; hab' meiner Treu' keinen roten Heller mehr!“

„Ist's nicht schon zu spät, Müller?“ meinte der Schmied darauf, „die Kundschaft könnte dir die Thür weisen als einem, der nicht zum Handwerk gehört!“

„Hab' wohl daran gedacht, Schmied; aber Not bricht Eisen. Ich will's wenigstens versuchen; es wohnen drei Müller im Orte.“

„Um so mehr entgeht dir, wenn sie dich abweisen! Nein, komm mit, ich bezahle Zeche und Nachtlager heute abend für uns beide und du erstatte mir morgen deinen Anteil zurück!“

Der Müller hatte sich's nicht zweimal sagen lassen und war, wohlgenut ein Piedchen pfeifend, mit in die „Ceder“ eingetreten.

„Grüß Gott Euch beide!“ sagte die behäbige Cedernwirtin, „nehmt Ihr eine Streu oder ein Bett für die Nacht?“

„Meine, eine Streu thut's auch, Mutter!“ erwiderte der Müller; aber der Schmied fiel ein: „Nichts für ungut, ein reines Bett ist mir lieber; machen Sie uns zwei zurecht, Frau Wirtin, und vorher ein tüchtiges Abendbrot!“

Das hört eine Wirtin gern, zumal wenn's ein anständig gekleideter Bursche verlangt, der einen gefüllten Mantel bei sich führt und eine Taschenuhr herauszieht, um nachzuschauen, ob ihre Zeitangabe mit derjenigen der Schwarzwälderuhr, die in der Gaststube hängt, übereinstimmt.

Nach dem Abendessen erhielten die Gefellen ein kleines Zimmer mit zwei schneeweißen Betten angewiesen, in welchen sie sich's bald bequem machten.

„Ist mir lange nicht widerfahren, Schmied, in einem Bette zu schlafen. Weiß der Himmel, ich komme zu

nichts; kann immer kaum eine Streu, geschweige Federn bezahlen. Dir scheint's besser zu stehen!“

„Es geht so hin, Kamerad,“ meinte der Schmied darauf; „sehe zu, daß ich beim Meister stets einen Zehrpfennig übrig behalte, und strecke mich hübsch nach der Decke. Habe auch noch ein kleines Erbeil zu erwarten und gedanke mich Ostern übers Jahr dabem anständig zu machen, wenn mein alter Lehrmeister das Geschäft aufgibt.“

„Dat gewiß auch eine schmecke Tochter, der Alte? Nicht wahr, Schmied? Merke schon, du bist ein Glückspilz, dem die gebratenen Tauben ins Maul fliegen, — unvereins kann sich zeitlebens placken und schinden und kommt zu nichts!“

„Gast's erraten mit der Tochter,“ entgegnete Jürgen gutmütig, „Albertine ist mir von Herzen zugethan und wir hoffen, dereinst ein glückliches Paar zu werden. Doch für heute gute Nacht, mir fallen die Augen zu.“

„Gute Nacht!“ brummte der Müller und legte sich auf die Seite. Aber er vermochte nicht so schnell einzuschlafen wie sein Genosse, denn allerhand Gedanken kreuzten sein Gehirn. Der Müller war ein leichtsinniger, jähzorniger Mensch. Zwar verstand er sein Handwerk aus dem Grunde und keiner konnte ihm darin etwas vormachen, allein trotzdem hielt er's nirgends lange aus; sein rechthaberisches und widerspenstiges Wesen war den Meistern bald verleidet, so daß sie froh waren, wenn sie ihn je eher, desto lieber mit guter Manier los werden konnten.

Mit seinem Lohne kam er gemeiniglich nicht weit aus. Hatte er durch die Ungunst des Wetters einen freien Tag und den Wochenverdienst in der Tasche, so ging er aus einem Wirtshaus ins andere, trank und spielte mit den Bauern und Handelsleuten, bis er nichts mehr zu verspielen hatte, und fing dann wohl Händel an, die bei seiner jähzornigen und bössartigen Natur meistens in Thätlichkeiten ausarteten und ihn schon mehrmals in Konflikt mit den Gerichten gebracht hatten.

So war der Müller beschaffen, das gerade Gegenstück seines Reisegefährten, eines friedliebenden, braven Menschen, der seine Arbeit ohne Federlesen verrichtete, mit jedem wohl umzugehen verstand und jeglichem Streit aus dem Wege ging, obwohl es ihm nicht an Mut und Entschlossenheit mangelte und er seinen Mann zu stellen vermochte. —

Tick, tick — tick, tick — tick, tick, tick — tick, tick — tick, tick — tönte es in dem stillen Raum, wo die beiden Gefellen lagen; doch nur Hans, der Müller, hörte es, denn der Schmied schlief schon fest, wie seine tiefen regelmäßigen Atemzüge kund thaten.

Tick, tick — tick, tick — tick, tick, tick — tick, tick — es war die Taschenuhr Jürgens, die an einem Nagel an der Wand hing und von ihrer Thätigkeit Zeugnis gab; der Mond schien durchs Fenster gerade darauf und Hans sah die silberne Kapsel, womit das Gehäuse der Uhr umgeben war, deutlich schimmern.

Auch er hatte schon öfter eine Taschenuhr besessen, jedoch niemals lange. Wenn es ihm an Geld gebrach, hatte er die kaum erworbene versetzt oder verkauft.

Tick, tick, tick, tick — tick, tick — tick, tick, tick — tick, tick — es klang, als ob das kleine näselige Ding ihn daran erinnern und ihn verhöhnen wollte, daß ein anderer Mensch, der auch nur ein Wanderbursche und auf seinen Verdienst angewiesen war, eine Uhr sein Eigentum nannte.

Und je länger Hans zuhörte, desto lauter und deutlicher schlug das tickende Geräusch an sein Ohr und machte ihm das Einschlafen unmöglich. Auch als er

die Decke über den Kopf zog, vernahm er das lustige tick, tick, tick — tack, tack — tick, tick — tack, tick — oder er glaubte es zu vernehmen, was im Grunde dasselbe ist.

Er murmelte eine Verwünschung zwischen den Zähnen, schob das Deckbett zurück und gab allerhand aufsteigenden Gedanken Raum. Die Uhr ärgerte ihn; allmählich auch derjenige, dem sie gehörte. Deshalb war der Schmied nicht ebenso liebedlich und leichtsinnig wie er; wozu gebraucht ein Wanderbursche eine Taschenuhr? Und bares blankes Geld hatte der Schmied auch in der Tasche; wenigstens zehn bis fünfzehn harte Thaler. Hans hatte sie gesehen, als der Schmied die Zeche bezahlte. Der Knauser! der hätte wohl noch einen Thaler zum besten geben können, um ihnen beiden einen vergnügten Abend zu bereiten drunten in der Wirtsstube, wo eine fahrende Komödiantenfamilie, als die beiden Gesellen sich noch beim Abendessen befanden, angekommen war, deren weibliche Mitalieder die schmucken Burschen mit verheißungsvollen Lächeln begrüßt hatten.

Tider — tider — wie Richern der vollbusigen Komödiantenmädchen tönte es von der Uhr her, so daß Hans sich im Bette aufrichtete und alle Ecken des Zimmers durchspähte. Aber es war niemand darinnen als er und der Schläfer.

Er stand behutsam auf und ging mit leisen Tritten nach dem Orte, wo die Uhr hing. Er nahm sie vorsichtig herab, sich schein nach dem Schmied umsehend; dann öffnete er den Deckel, die Zeiger wiesen genau auf zwölf und jetzt tönten auch vom gegenüberliegenden Rathhausturme die Schläge der Mitternachtsstunde herab.

Ein merkwürdiges Gefühl durchzuckte den Gesellen, als er die Uhr in der Hand hatte. Sie kam ihm so leicht und doch wieder so schwer vor, — woran mochte dies liegen?

Es war eine einfache silberne Cylinderuhr, sechs bis sieben Thaler mochte sie wert sein. Und eine Haarkette mit goldenem Schloß hing daran, — gewiß ein Geschenk seiner Braut, dachte Hans, indem er einen hämischen Blick auf den ruhig schlafenden Schmied warf.

Was hinderte ihn jetzt, mit der Uhr das Weite zu suchen? Im Hause lag gewiß alles schon im tiefen Schlaf, und wenn er vorsichtig die Treppe hinunterstiege und erst draußen auf dem Hofe mit der niedrigen Mauer wäre, so dürfte das fernere Fortkommen keinen Schwierigkeiten unterliegen.

Der Müller überlegte, ob er den Spitzbubenstreich ausführen solle oder nicht; er kam zu dem letztern Entschlusse. Nein, solcher Esel wollte er nicht sein; das wäre ein zu dummes Unternehmen, wenn er mit der Uhr ausreisen würde, denn bei so klarer Sachlage könne es keinen Tag dauern, ehe die Polizei ihm auf dem Nacken säße. Nein, da gab es wohl eine andere Gelegenheit . . .

Er hing die Uhr wieder an den Nagel und legte sich ins Bett, — und was er nun grübelte und sann, mußte alle Sinne gefangen halten, denn er hörte nicht mehr das Ticken des kleinen Uhrwerks, das sich so deutlich in dem engen Gemach bemerkbar machte und wie eine Stimme des mahnenden Gewissens ohne Unterlaß pochte und hämmerte.

Am andern Morgen trafen die beiden Gesellen verabredetermaßen sich wieder am Thore der Stadt, nachdem sie die „Rundtschaft“, d. h. die Meister ihrer Gewerke, besucht und die üblichen Geschenke empfangen hatten.

Fürgen, der Schmied, war eine halbe Stunde früher zur Stelle als Hans, und er hegte über dessen längeres Ausbleiben schon die Vermutung, derselbe habe Arbeit

im Städtchen genommen. Er wollte eben allein seinen Weg antreten, als der Müller ihn anrief und sich zu ihm gesellte.

„Hab' mich etwas verzögert,“ hob er an, „aber es verlohnte sich auch der Mühe. Ich kann einmal auf der Wanderschaft nicht die Straßen entlang gehen, ohne an die Thüren zu klopfen.“

„So hast du gefochten?“ fragte der Schmied erstaunt.

„Freilich hab' ich's! Wie soll ein ehrlicher Wanderbursch anders durch die Welt kommen? Von den paar geschenkten Meistergrofchen kann man nicht leben, — du natürlich zehrst von dem eigenen Fett.“

Dabei kimperte der Müller übermüthig mit den erbettelten Grofchen und Dreiern in der Tasche; aber wenn der Genosse erwartete, er würde ihm davon den für Nachtlager und Zeche verauslagten Betrag erstatten, so irrte er sich; der Müller dachte gar nicht einmal daran, sondern stopfte seine kurze Pfeife, brannte sie an und blies in kräftigen Zügen den Rauch in die frische Morgenluft.

Auch der Schmied setzte seine Pfeife in Brand, und so wanderten die beiden die Chaussee fürbaß, die sich schier endlos vor ihnen ausdehnte.

Es marschirt sich gut an einem prächtigen Herbsttage, zumal wenn man jung ist und die Brust voll fröhlicher Hoffnungen trägt wie der Schmied, der lustige Jodler ausstieß und dann mit kräftiger Baritonstimme ein Wanderlied sang, dessen Text der Müller zwar kannte, aber in dessen Melodie er nicht einzustimmen vermochte, da seiner Kehle der Wohlklang der Töne mangelte.

Dafür verstand er es aber um so besser, die Leute, die ihnen begegneten, zu nicken, und wenn es ein Frauenzimmer war, sie durch Scherze roher und gemeiner Natur erröthen zu machen und sie zu veranlassen, in weitem Bogen den beiden Handwerksgefelln aus dem Wege zu gehen.

Solches Benehmen seines Genossen gefiel freilich dem Schmied gar nicht, und als es sich wiederholte, unter sagte er es ihm mit derben Worten. Das war wiederum dem Müller nicht recht; doch da er das Einvernehmen mit dem Schmied nicht stören wollte, so machte er gute Miene zum Spiel und sagte bloß, „er sei kein Weiberknecht und behandle die Mädchen, wie es ihnen zukomme; sie thäten freilich alle schamierlich, wenn man sich mit ihnen einen Wit mache, aber unter vier Augen seien sie ganz anders, das wisse er aus der Erfahrung genugsam.“

Er ließ die Frauen und Mädchen von nun ab auf dem Wege ungeschoren und pfiß gleichgültig vor sich hin, wenn eine vorbeiging, obgleich es ihm schwer genug ankommen mochte, eine Zote oder ungebührliche Begrüßung, die ihm auf der Zunge saß, hinabzuschlucken.

Der Schmied freute sich im stillen, daß der Müller seiner Verwung so gutwillig Folge leistete, und dachte: er hat gewiß keinen schlechten Charakter, sondern ist bloß durch schlechte Reisegefelln etwas verwahrlost; vielleicht, wenn wir etliche Tage zusammen wandern, gelingt mir's, ihm bessere Manieren und eine vernünftiger Ansicht von den Frauen beizubringen.

Edle Naturen, wie der Schmied eine ist, glauben immer, das Beste von ihren Mitmenschen hoffen zu dürfen.

Gegen Mittag machten die Reisegefelln in einem „Krüge“ an der Landstraße Halt, um einen Trunk und Imbiß zu sich zu nehmen.

In dem „Krüge“ ging es lebhaft her. Eine Anzahl Handelsleute, die mit jungen Schweinen, welche draußen

auf Wagen verladen waren, zum Jahrmarkt nach der Stadt ziehen wollten, hatte, von der entgegengesetzten Seite kommend, ebenfalls Rast gemacht und sah rauchend, gestikulierend und erzählend an den Tischen; einige spielten Karten, denn es waren ganze zwölf Stunden — nämlich seit gestern abend — vergangen, seitdem sie dieser Lust nicht gekrönt hatten.

Nachdem die beiden Gesellen sich an einem einfachen Mahl gesättigt und sich bei dem Wirt über ihr ferneres Reiseziel orientiert hatten, meinte der Schmied: „Wir haben also noch knappe vier Stunden zu marschieren und können noch eine Weile verziehen, bevor wir aufbrechen. Ich weiß nicht, mir ward über dem Essen auf einmal so bekümmert zu Mute, als passiere mir etwas, oder als sei daheim ein Unglück geschehen. Ich möchte daher gleich einen Brief schreiben, den ich, wenn wir an einer Posthalterei vorüberkommen, in den Kasten stecke, damit ich etwas von Hause erfahre.“

Der Müller war bei dieser Rede abwechselnd blaß und rot geworden; doch erwiderte er gleichgültig: „Unsin! Du glaubst wohl an Ahnungen? Aber meinetwegen schreibe, ich habe es nicht eiliger wie du.“

Er rief selber die Wirtin herbei, und als sie hörte, daß Jürgen, der Schmied, Feder und Tinte zu haben wünsche, um einen Brief zu schreiben, so nötigte ihn die Frau, der sein bescheidenes Wesen gefiel, in ihr nebenan belegenes Wohnzimmer; da, wie sie sagte, hier in dem Trubel, wo man sein eigenes Wort kaum versteht, sich nichts Vernünftiges zu Papier bringen lasse.

Gans, der Müller, schaute dem sich mit der Wirtin entfernenden Jürgen mit merkwürdigem Blicke nach. „Der Bursche abnt etwas,“ dachte er für sich, „da gilt es, vorsichtig mit ihm zu Werke zu gehen, obgleich er nicht mißtrauisch erscheint.“

Er stand auf und ging auf den Hof hinaus. Dort schäuferte er mit einer drallen Magd, die aus dem Kuhstalle kam, ihm jedoch, als er die Hand um ihren Nacken legen wollte, einen kräftigen Stoß mit dem leeren Eimer vor die Schenkel versetzte, daß er eilig und ihr ein paar garstige Schimpfworte ins Gesicht schleudernd, zurücktrat. Das Mädchen entfernte sich lachend, sie war an solche Auftritte gewöhnt.

Der Müller spähte nun überall umher, — er suchte etwas und — richtig! da steckte es in einer Vorrichtung an der Wand eines Schuppens, wo die Sensen hingen: ein Wegstein, womit die Sensen geschärft werden. Er nahm ihn herab, drückte sich in eine Ecke des Schuppens, wo ihn niemand gewahrte, langte ein Messer aus der Tasche und schloß es an dem Steine unheimlich scharf.

Die Magd, die, durch Erfahrung gewarnt, den festen Aufdringling wohl im Auge behalten hatte, überraschte ihn doch bei seiner Arbeit und sagte: „Nun, willst mir wohl mit dem Messer eins auswischen, weil ich dich so unsanft begrüßt habe? Ich glaube, man darf dir's zutrauen!“

Der Müller war anfangs erschrocken; aber er faßte sich gleich wieder und steckte das schnell zusammengeklappte Messer ein: „Dumme Gans, was redest du? Wegen so einer, wie du bist — bahaha!“

Und er schlenderte mit gemächlichen Schritten nach der Gaststube. Den Schmied traf er noch nicht darin; er schrieb also wohl noch im Nebenzimmer.

Um sich die Zeit zu vertreiben, sah der Müller den Kartenspielern zu, und als einer derselben unmutig und fluchend aufstand und nicht mehr spielen zu wollen erklärte, setzte sich der Geselle auf den frei gewordenen Stuhl. Allein das Glück war ihm, gleich seinem Vorgänger, nicht hold; ehe eine Viertelstunde vergangen war, hatte er seine geringe Barschaft verspielt.

Ärgerlich darüber geworden, machte er seinem Zorn durch Schimpfen Luft, nannte die Mitspieler Betrüger und — schwaps! hatte er von einem vierschrötigen Schweinetreiber eine Maulschelle weg, daß ihm Hören und Sehen verging.

Außer sich vor Wut, ergriff der Müller ein Bierglas und schleuderte es nach dem Händler; obgleich es nicht traf, verstand der letztere doch keinen Spaß, sondern erfaßte seinerseits den ersten besten Stuhl und würde damit dem Müller zweifelsohne den Schädel eingeschlagen haben, wenn nicht zur rechten Zeit Jürgen, der Schmied, durch den Lärm aufmerksam gemacht, herzugespungen wäre und den zum HERNIEDERFAHREN bereiten Stuhl so fest angepackt hätte, daß der Schweinetreiber ihn nicht vor- noch rückwärts zu bewegen vermochte.

Jetzt trat auch der Wirt herein, befohl mit mächtiger Bassstimme Ruhe und drohte jedem, der hier Stänkreien anzettelte, die Knochen kurz und klein zu schlagen. Und da er, gleichsam zur Befräftigung seiner Stärke und des guten Willens, davon Gebrauch zu machen, einen schweren eichenen Tisch mit der rechten Hand hoch emporhob und wuchtig niederstampfte, so zogen die beiden Gegner vor, den Streit auf sich beruhen zu lassen. Sie maßten sich mit giftigen Blicken und drehten dann einander den Rücken; der Schweinetreiber bezahlte gleich den übrigen Genossen seine Zeche und ging schimpfend hinaus.

Auch die beiden Wandergesellen rüsteten sich zur Weiterreise. Da sich herausstellte, daß der Müller keinen Pfennig mehr in seinem Besitz hatte, so blieb dem Schmied nichts anderes übrig, als die Zeche wieder für ihn mit zu bezahlen. Er that es freilich nicht gern, obgleich ihm der Müller hoch und teuer versicherte, ihm alles bei Heller und Pfennig zurückzugeben, was er bisher für ihn vorauslag hätte.

Der Schmied lachte zu dieser Versicherung und sagte, indem er sein Felleisen auf den Rücken nahm, es wäre gut. In'sgeheim aber nahm er sich vor, sich so bald als möglich von dem Gefährten zu trennen und, wenn es nicht anders geschehen könne, in der nächsten Stadt Arbeit zu nehmen.

Der Charakter der Landschaft änderte sich, je weiter die Burschen rüstig vorwärts schritten. Die Ebene verlor sich mehr und mehr und stieg allmählich in sanften Windungen zum Gebirge empor, dessen Rücken mit Laub- und Nadelwaldung bedeckt war.

Ein Fluß, zwischen Felsen entspringend und seinen Lauf über Blöcke und Kiesel und Geröll aller Art lustig fortsetzend, gab den Wandern die Richtung an, welche sie fürder zu nehmen hatten, um das heutige Ziel, ein Städtchen am jenseitigen Abhange des Gebirges, zu erreichen.

Mitunter wurde der Weg so schmal, daß er nicht Raum genug für beide Fußgänger bot und einer hinter dem andern schreiten mußte. Und acht geben mußte man, keinen Fehltritt zu thun, denn die Uferseite fiel an die hundert Fuß tief jäb ab, und wer ausglitt, mußte im Fall an den Felszacken zweifellos zerbrechen.

Der Schmied schritt wohlgenut voran. Wohl gab er auf seine Füße acht, aber zugleich war er darauf bedacht, die prächtige, wildromantische Scenerie rings umher zu überblicken, denn wie alle kindlichen Gemüther war er ein Freund der Natur und drückte seine Freude an der Schönheit derselben unverhohlen durch laute Bewunderung aus.

„O Bruderherz!“ ruft er bewegt aus, „wie wunderbar schön! Wenn meine Albert —“

Aber was ist das? Warum vollendet er das Wort nicht? Er hat nicht mehr die Kraft dazu; denn es sauft und braust in seinem Gehirn, er fühlt warmes Blut über sein Gesicht stürzen — die Sinne vergehen ihm —

Spät abends trifft der Müller allein im Städtchen ein. Trotzig verlangt er im Gasthose etwas zu essen und zu trinken und ein Bett für die Nacht, und als der Wirt, der seinem schätzbigen Anzuge nicht sonderlich traut, verlangt, daß er vorher bezahlen soll, wirft er einen Thaler auf den Tisch . . . Der Wirt ist befriedigt; wenn der Gast nur Geld hat, das übrige kümmert ihn nicht.

Neben dem Gastzimmer befindet sich ein Tanzsaal. Drinnen geht es heute zum Samstag lustig zu, und wer Geld hat, kann mitthun. Derbe, rotbäckige Dirnen warten auf Tänzer, und der Müller ist bald der lustigsten einer, der für seine Mädels auch was draufgehen läßt.

Es ist spät, als er halb berauscht das Bett aufsucht.

Tid, tid, tid, tid — tack, tack — tid, tack — tack, tack, tid — geht es im Zimmer, und der Müller, der schon am Einschlafen ist, hört es und richtet sich auf. Sein Blick fällt auf die Uhr, die drüben auf dem Tische liegt und hell vom Monde beschienen wird. Hat er sie dort hingelegt? Ja, richtig; sie gehört ihm ja, —

aber blickt nicht durchs Fenster ein bekanntes Gesicht, blutüberströmt und mit starren entsetzlichen Totenaugen? Und greift nicht durchs Fenster herein eine Hand nach der Uhr? Und tickert diese jetzt nicht deutlich die Worte: „Ich räche dich, armer Toter, an deinem Mörder?“ Angstschweiß rinnt dem Müller über die Stirn und über den ganzen Körper; die Zähne klappern ihm und sein Herz klopft fast hörbar durch das stille Gemach. Aber sein Rausch bewirkt, daß er bald einschläft.

Am andern Morgen hört man das Ticken der Uhr nicht, — sie ist stehen geblieben, denn er hat sie nicht aufgezogen. Er hat ohnehin keinen Schlüssel dazu und so mag sie stehen bleiben, damit sie ihn abends nicht wieder am Einschlafen hindert.

Er wandert weiter, obwohl ihn der Wirt ermuntert, heute zum Sonntag da zu bleiben.

Wohin er will? er weiß es selber nicht — nur fort, fort ist sein einziger Gedanke. „Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden,“ tönt es in seinem Innern, und ruhelos marschiert er von dannen.

In einem Dorfe übernachtet er; er muß mit einem Strohlager in der Gaststube vorlieb nehmen, da die beiden einzigen Zimmer im „Kruge“ schon durch andere Reisende besetzt sind. Ermüdet streckt er sich aus und schließt die Augen, — da: tid, tack — tid, tid, tack — tid, tid, tid — tack, tack — tid, tid — er hört es mit erschreckender Deutlichkeit, als sei jedes einzelne Getieder ein dröhnender Kanonenschlag, der sein Blut in ungestüme Wallung bringt.

Wie ist's nur möglich, daß die Uhr geht? Nein, es muß Täuschung sein; er zieht die Uhr aus der Tasche und hält sie dicht ans Ohr: sie ist still. Aber kaum hat er sie wieder eingesteckt, so ertönt das entsetzliche Ticken aufs neue und er vermeint wieder zwischen durch zu hören: „Ich räche dich an deinem Mörder!“

Es ist stockfinster im Zimmer und seine weit geöffneten Augen vermögen nichts in der Dunkelheit zu unterscheiden. Doch was beginnt dicht vor ihm bestimmte Umrisse anzunehmen? Heller und heller tritt es aus der Finsternis hervor: das Gesicht des Toten . . .

Der Mörder will einen Schrei ausstoßen; aber der Schrei ertickt in der Kehle und giebt sich nur durch leises Röcheln kund. Der Tag beginnt schon zu grauen,

als der ermattete Körper den Sieg über den Geist davonträgt und in bleischweren Schlummer versinkt . . .

Grauenvolle Nächte sind dem Müller nun beschieden und Angstschweiß überläuft ihn auch am Tage, wenn er der bevorstehenden Nachtruhe gedenkt. Die entsetzliche Uhr! Wie ist es nur möglich, daß sie, die sonst keinen Laut von sich giebt, zu gehen anfängt, wenn er sich zum Schlafen niedergelegt hat?

Halt! daß er daran noch nicht gedacht hat: er muß sich ihrer entäußern, dann hat er gewiß vor ihrem unheimlichen Getieder Ruhe. — Und da auch das geraubte Geld auf die Reize geht, so verkauft er die Uhr in der nächsten Stadt an einen Tröddler und erhält zwei blanke Thaler dafür.

Aber er hat mit der Veräußerung des beredten Anküglers nichts gebessert, denn in derselben Nacht hört er mit zentnerschwerem Schläge das Ticken in sein Ohr dringen. Er weiß nicht, daß es das eigene unruhige Gewissen ist, welches ihn anlagt und keine Ruhe findet, bevor nicht die todeswürdige That, die es bedrückt, gesühnt ist.

Er erträgt es nicht, das furchtbare Ticken, und springt mitten in der Nacht vom Lager auf, eilt fort über Stad und Stein durch die Finsternis, bis er erschöpft auf freiem Felde niedersinkt — — —

Hestiges Mütteln am Arme erweckt ihn am Morgen, als die Strahlen der aufgehenden Sonne schräg über sein Gesicht fallen.

Ein Mensch steht vor ihm, dessen Äußeres einen recht unheimlichen Eindruck verursacht, denn vom Rocke hängen unterschiedliche Fetzen herab, die Füße stecken in zer-rissenen abgetretenen Schuhen, und rotes Haupt- und Barthaar, das struppig und verwildert herabhängt, geben dem Träger ein häßliches Aussehen.

„Hast dir ein unbequemes Nachtlager ausgesucht, Bruder,“ spricht er mit heiserer Stimme, „hättest bei mir logieren können, im Schober da drüben war noch Platz genug!“

Der Müller hat sich langsam aufgerichtet und mißt den Strolch mit verächtlichem Blicke: „Was geh's dich an, wo ich übernachtet, mag mit Leuten deines Gelichters nichts zu schaffen haben!“

„Wirklich? Ich meine, bist nichts Besseres als ich; man kampiert nicht zum Vergnügen auf freiem Felde. Hast sicher auch bei der Polizei was auf dem Kerbholz!“

Der Müller entfärbte sich bei den letzten Worten und blickte scheu zur Seite; er wollte gereizten Tones etwas erwidern, doch er besann sich, zuckte bloß mit den Achseln und schickte sich an, zu gehen.

„Hahaha!“ lachte der Rote, „hab' ich's getroffen? Laß dich's nicht kümmern und sei kein Thor! Wir passen zusammen; komm her und thu mir Bescheid aus der Flasche, — das erwärmt nach dem kühlen Lager!“

Er hatte bei diesen Worten eine ansehnliche, noch zur Hälfte gefüllte Schnapsflasche aus seiner Rocktasche hervorgezogen und hielt sie dem Müller hin.

Dieser, den es wirklich fröstelte und dem es einfiel, daß er ja völlig mittellos sei, nahm zögernd die Flasche und that, indem er seinen Abscheu vor dem Geber überwand, einen kräftigen Zug daraus.

„Siehst du, das giebt neuen Mut!“ sagte der Rothhaarige, ebenfalls einen herzhaften Schluck nehmend; „ich weiß, wie es thut, mit nichternem Magen umherlaufen, und teile drum gern mein bißchen Armut mit einem braven Kerl. Denke, wir tippeln nun eine Strecke miteinander.“

Sie machten sich zusammen auf den Weg, und der Rote fuhr fort: „Bin hier in der Gegend zu Hause

und kenne jeden Steg. Wollte sehen, ob ich in der letzten Nacht nichts ergattern könne, — 's war aber nichts. 's wird bald Winter und da muß unsereins zusehen, wie er sich verproviantiert; wird man erwischt, so giebt's im Rittchen*) Winterquartier und man braucht sich um nichts zu kümmern. Haben mich erst vor zwei Monaten laufen lassen, denn fünf Jahre waren um und sie behalten einen nicht eine Stunde länger, — warst auch schon drinnen?"

Der Müller nickte: „Ja, wegen einer Schlägerei, sechs Wochen!"

„Will nichts heißen; ich habe gleich groß angefangen. Magst's hören, so erzähle ich's dir: Traf dazumal auf der Wanderschaft — bin nämlich Schlosser — ein Mutterjöhnchen, glaube, er war Steinhauer, der seinen ersten Ausflug machte. War so dumm, mich im Gasthofe sein Geld sehen zu lassen, trug auch eine Uhr bei sich. Ich wußte es so einzurichten, daß wir nächsten Tages allein eine einsame Gegend passierten, — na, das übrige kannst dir denken: ein Stein zerquetschte dem sorglos vor mir gehenden Jöhnchen den Schädel, — aber was hast du? zitterst ja am ganzen Leibe und bist blaß wie Kalk . . . hier nimm schnell einen derben Schluck, der hilft."

Der Müller griff krampfhaft nach der Flasche, trank daraus und sagte: „Mir ward plötzlich so — ich weiß nicht — aber es ist jetzt besser!"

„Na ja," fuhr der Rote fort, „das kommt von dem kalten Lager! Also ich nahm meinem Musj, der sich nicht rümpelte, noch rührte, Uhr und Geld ab und wollte ihn dann in den vorbeischießenden Strom werfen; aber ich hörte Menschen in der Nähe und machte mich schleunigst davon. Und was meinst du wohl, — Donnerwetter, ich glaube, du bist wirklich krank? — der Bursche war nicht tot, sondern kam mit dem Leben davon und ich — na, ich wurde steckbrieflich verfolgt und dann eingekapfelt!"

Der Müller ward käseblaß und zitterte am ganzen Leibe. Tonlos fragte er: „War nicht tot? Hastest ihn nicht ordentlich getroffen?"

„Hörst doch, ich wurde gestört. Hätt' ich aber geahnt, daß der Tropf noch nicht verendet war, so hätt' ich sicher dafür gesorgt, daß er das Aufstehen für immer ver-gessen sollte."

Der Müller schaute dem Menschen entsetzt ins Gesicht, der so kaltblütig von einem Morde sprach, als handle es sich um einen Pappenspiel. Er schauderte und presste mühsam die Worte hervor: „D danke Gott, daß du keinen Mord auf dem Gewissen hast!"

Der Stromer betrachtete ihn mit komischem Ausdruck von oben nach unten, lachte ihm beleidigend ins Gesicht und sagte spöttisch: „Bist wohl einem Pfaffen durchs Haus gelaufen?" Dann aber trat er zutraulich näher an den Müller heran, klopfte ihm auf die Schulter und sprach leise, aber jedes Wort scharf betonend: „Brüderchen, du hast einen Mord auf dem Gewissen!"

Wie von einer Schlange gebissen, sprang der Müller zur Seite, blickte scheu um sich und schrie, indem er eine drohende Haltung gegen seinen Partner annahm: „Wer will dies behaupten? Es ist nicht wahr, ist eine Lüge, und ich schlage jeden nieder, der mir's ins Gesicht sagt!"

„Ereifere dich nicht so, Brüderchen," erwiderte der Rote mit häßlichem Lachen, „was geht's mich an, wenn du kalt gemacht hast, — nein doch, wenn du nicht kalt gemacht hast, wenn du es lieber so hören willst."

*) Gefängnis.

„Sieh da," fuhr er nach einer Weile fort, während der Müller ungeschlüssig seinen Platz behauptete und mit zusammengekniffenen Lippen zu Boden starrte, „sieh da, Gesellschaft, wir bekommen Besuch. Zere ich mich nicht, so patrouilliert ein Gendarm des Weges daher!"

Erschrocken blickte der Müller nach der angedeuteten Richtung, wo in einer Thalsenkung eine Helmspitze im Sonnenschein aufblitzte.

„Ein Gendarm?" stotterte er ängstlich und begann mit starken Schritten die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Doch schnell war sein Komplize an seiner Seite und raunte ihm zu: „Topp, Bruder, wir passen zueinander. Komm mit mir, drüben im Walde weiß ich ein Versteck, wo wir so sicher geborgen sind wie in Abrahams Schoß. Für den Schnabel wirst du dort auch etwas finden. Und heute nacht nehmen wir zusammen ein Nest aus und sind morgen mit den Tausenden, die wir erbeuten, auf dem Wege nach Amerika oder sonst wohin, wo wir den Polizeispürhunden eine Nase andrehen!" — — —

Die Nacht war düster und rauh, und schweres Regengewölk jagte am Himmel dahin. In kurzen Stößen pfliff und heulte der Wind über die kahlen Felsen und zersauste die Bäume, deren welkende Blätter er wirbelnd in die Lüfte entführte.

Der Wächter der kleinen Stadt, in weiten Mantel und Kapuze gehüllt, schritt eilig durch die Straßen; mitunter stand er an einer windgeschützten Ecke still, murmelte unverständlich sein: „Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen" und tutete dann auf seinem langen Horn das Signal des Anbruchs der ersten Morgenstunde, — dann ging er weiter.

Er begegnete niemandem auf den Gassen, — wer sollte um diese Zeit und bei solchem Wetter auch wohl draußen weilen, außer ihm? Die Einwohner schliefen längst den Schlaf des Gerechten; selbst die Wirtshausbesucher hatten sich heute frühzeitiger wie gewöhnlich auf den Heimweg begeben und Todesstille herrschte überall, welche durch die Finsternis und das in unregelmäßigen Pausen auftretende Geheul des Windes noch unheimlicher gemacht wurde.

Der Wächter hatte seinen nächtlichen Gang bis ans Stadthor ausgedehnt und schickte sich an, umzukehren; zuvor verschmauste er jedoch einige Minuten in einer Nische des zur Hälfte niedergerissenen Thores, an dessen Quadern sich die Wut des Sturmes ohnmächtig brach.

Gegenüber dem Standpunkte des Wächters, unmittelbar neben der Stadtmauer, erhob sich ein zweistöckiges, altertümlich gebautes Haus; ein Gärtchen mit einem halben Duzend Kirsch- und Pflaumenbäumen lag davor und an den Fenstern rauten Weinreben empor, die jetzt ein Spiel des Windes waren und mit monotonem Geräusch an die geschlossenen Läden schlugen.

Den Wächter deutete es, als dränge durch die klaffenden Spalten der obern Läden sanfter Lichtschimmer; aber als er genauer darauf achten wollte, war derselbe verschwunden, — es war wohl Täuschung gewesen. „Aber möglich wäre es immer," dachte er, indem er seine Laterne vom Boden aufhob und sich zum Weitergehen rüstete, „möglich wäre es immer, daß der alte Geizhals noch wach ist und sein Geld nachzählt; er soll schrecklich reich sein, was ihm freilich nichts nützt, denn er lebt ja erbärmlicher als unsereiner."

Unter solchen Gedanken ging der Wächter zurück in die Stadt; nach wenigen Sekunden waren seine Schritte in der Dunkelheit verhallt und nur der gelbrote Schein seiner Laterne zeigte den Weg, welchen er eingeschlagen hatte.

Mit dem Lichtschimmer drüben im Hause hatte der Wächter sich allerdings nicht getäuscht; nur in der Person dessen, dem er vielleicht zu nächtlichem Thun dienen mochte. Denn diese Person war nicht der im Städtchen als ebenso reich wie geizig verschrieene ehemalige Bäckermeister Traut, sondern es waren zwei verwildert und struppig ausschauende Burschen, die der Geizhals, als er infolge eines Geräusches neben dem Bette erwachte, in dem Zimmer erblickte.

Er wollte einen Angst- und Hilfeschrei ausstoßen; doch bevor er dazu kam, fühlte er seine Kehle von einer schwieligen Faust zusammengedrückt, daß ihm der Atem auszugehen drohte, und der rothaarige Bursche, dem die Faust gehörte, schwur mit leiser, heiserer Stimme, er würde dem alten Sündler sofort den Schädel einschlagen, wenn er sich nicht muckstill verhielte und er den geringsten Laut von sich gäbe.

Der Geizhals, dem in diesem Augenblicke das Leben doch noch lieber als sein Reichthum war, lag, als er des umklammernden Griffes ledig geworden, wie ein Toter und rührte sich nicht; nur seine Augen, die fast aus den Höhlen traten und jeder Bewegung der beiden Unholde im Zimmer folgten, gaben Zeugnis von seinem Leben und den Qualen, die er schweigend erdulden mußte.

„Sieh acht auf den Hund!“ hatte der Rote seinem Genossen zugerannt, „und wenn er eine Miene verzieht und das Maul aufsperrt will, so schlag ihn nieder!“

Und während der finster dreinblickende jüngere Räuber neben dem Bette stehen blieb und den Alten nicht aus den Augen ließ, machte sich der Rothhaarige flugs an die Arbeit, öffnete mit wunderbarer Geschicklichkeit Kisten und Kästen im Zimmer und legte, was ihm des Mitnehmens für gut dünkte, auf einen Haufen, während er den unnützen Kram rings im Zimmer umher zerstreute.

„Aber nun die Hauptsache, Alter!“ wandte er sich plötzlich an den in Angstschweiß gebadeten Geizhals, „wo ist dein Geld und wo die Schlüssel dazu?“

Der Alte wollte sprechen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst, und kaum vermochte er eine Handbewegung nach einem Stuhle zu machen, auf welchem seine Kleidungsstücke lagen.

„Aha!“ lachte der Rote, „er hat die Schlüssel in seiner Hofe stecken; und wo steht der Schrank?“

Der Bäder wies nach der Thür.

„Also im Zimmer nebenan?“ fragte der Schreckliche weiter und begab sich, nachdem der Alte es durch Nicken bestätigt, mit den aufgefundenen Schlüsseln und der Lampe dorthin.

Der Müller befand sich nun mit dem Opfer des Raubes allein in der Kammer, in welche nur spärlicher Lichtschein durch die angelehnte Thür aus dem Nebengemache hereinfließ. Seine Augen waren krampfhaft auf

den vor ihm liegenden Mann gerichtet und seine Fäuste geballt, bereit, bei dem geringsten Geräusch, das der Alte verursachte, diesen unschädlich zu machen. Er wünschte es nicht, daß dieser Fall eintrete, wie es überhaupt seinem Willen zuzuschreiben war, daß der Alte, den man beraubte, so schonungsvoll behandelt wurde. Denn der Raubgenosse hatte vorgeschlagen, den reichen Geizhals sofort, wenn er erwache, „talt zu machen“. Allein unter dieser Bedingung hatte sich der Müller entschieden geweigert, an dem Einbruch teilzunehmen.

Der Geizhals, ganz Ohr und Auge, hörte im Zimmer nebenan die Schlüssel klirren und im Schlosse knacken, unterschied deutlich den Klang der Gold- und Silberstücke, wenn sie aus den Schubfächern und Kästen herausgenommen und auf die Tischplatte geworfen wurden, vernahm auch mit geschärftem Ohr, oder vermeinte zu vernehmen, das Knittern und Knaden von Banknoten und Aktien, die ihrer Haft entledigt und zusammengegrast wurden, — jeder Ton traf ihn ins innerste Mark und zerschnitt ihm eine Lebensfaser nach der andern...

Tid, tid, tid, tid — tad, tad — tid, tad — tad, tid, tid, tad — tid, tid, tad — tad, tid — tid, tid —

Diese Schweißtropfen traten dem Müller auf die Stirn und er wischte mit der verkehrten Hand darüber hin, aber es half nichts; das unheimliche Tichern und Tackern dauerte fort, lauter und immer lauter... Er schüttelte sich und hielt krampfhaft mit den Fingern das Fußende des Bettgestells fest, vor dem er stand; er schloß die Augen, — aber welches Entsetzen! Durch die geschlossenen Lider sah er eine Gestalt vor sich auftauchen mit todblichem Gesicht, daran geronnenes Blut klebte, das eine bläuliche Hand vergeblich wegzuschieben suchte... und die Augen, die entsetzlichen Toten-
augen...

Ein furchtbarer Aufschrei tönte durch das Zimmer, und der Müller, seiner Sinne nicht mächtig, stürzte mit geringen Händen und verzerrten Gesicht in das Gemach, seinem unheimlichen Handwerk oblag.

Im nächsten Augenblicke war der Geizhals — von Schrecken und Hoffnung übermannt — aus dem Bette gesprungen, hatte ein Fenster aufgerissen und rief laut in die Nacht hinaus: „Zu Hilfe — Diebe — Räuber!“

Weiter war er nicht gekommen, denn der Rothhaarige, vermeinend, sein Genosse sei plötzlich verrückt geworden, war mitten aus seiner Arbeit in die Kammer gestürzt, hatte den Alten mit mächtigem Ruck aufs Bett geschleudert, ein Kissen auf sein Gesicht gepreßt und war nun zweifelsohne von der Absicht erfüllt, den Geizhals, der mit Armen und Beinen um sich schlug, den jämmerlichen Erstickungstod erleiden zu lassen.

Schon wurden die Bewegungen des mit dem Tode Ringenden matter und matter, und nur seine keuchende



Den Wächter leuchtete es, als bränge durch die klaffenden Spalten der oberen Läden sanfter Lichtschimmer.

Brust hob sich in wilden Zudungen, -- da fühlte sich der Note selber fest umklammert, und ehe er sich umzuwenden vermochte, flog er, von seinem Opfer fortgeschleudert, zu Boden, daß ihm alle Rippen trachten. Und als er mit blutunterlaufenen Augen aufsprang und sich auf seinen Angreifer stürzen wollte, hielt dieser einen Stuhl, zum Schlage erhoben, hoch empor und rief: „Wage es und ich zerschmettere dir das Hirn! Verlaß dies Haus, wie ich es thue, sonst rufe ich die ganze Stadt gegen uns auf!“

Und da der Rothhaarige unschlüssig stehen blieb und keine Miene machte, zu gehen, so riß der Müller ein Fenster auf und schrie mit gellender Stimme hinaus: „Zu Hilfe, Diebe und Mörder sind in der Stadt eingesehrt! Ergreift sie und führt sie fort!“

Der Note, tödliche Blide auf den Müller gerichtet, stürzte aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, über den Hof und die niedrige Mauer hinweg und war bald in der Finsternis verschwunden. Der Müller folgte ihm; doch lief er nicht wie jener in das Feld, sondern mitten durch die Stadt, jedoch ohne einer Menschenseele zu begegnen.

Er war wie von Sinnen. Der Wind drang tobend und heulend auf ihn ein und zerzauste seine dünne Kleidung; er wurde es nicht gewahr oder achtete es nicht. Allgemach auf seinem nächtlichen Wege, den er ohne Unterlaß fortsetzte, nahmen seine wirren Gedanken eine bestimmte Richtung an und kamen immer mehr auf dem einen Punkte zusammen: er hatte einem Menschen das Leben gerettet.

Freudiger Schrecken durchzuckte ihn und zugleich erwärmte ein Gefühl, das er bisher nicht gekannt hatte, sein Inneres. Thränen drängten sich in seine Augen und rannen in großen Tropfen von seinen Backen herab; er schluchzte laut auf und weinte und weinte unaufhörlich, -- das Gute, welches in jedem Menschen, wenn auch oft tief verborgen, schlummert, war erwacht und hatte den Sieg über die böse Macht in ihm davongetragen.

Die Rettung des Alten aus den Händen des Mordgesellen war aus diesem Triebe zum Guten hervorgegangen, wenn auch mehr instinktiv, als daß er dabei sich edler Motive bewußt gewesen wäre. Sein ganzes Leben lag auf einmal ausgebreitet vor ihm. Ach, er sah jetzt so deutlich die Steinchen und Steine liegen, worüber er gestrauchelt und gestolpert war, -- er hätte sie so leicht vermeiden und zur Seite gehen können, warum hatte er es nicht gethan? Und die That, die ungeheure That, die hoch auf zum Himmel schrie, türnte sich wie ein massiger Felsen vor ihm auf, und schon verneinte er, den heimlichen Ankläger, das entsetzliche Tückern, wieder vernehmen zu müssen, -- doch nein, er blieb davon verschont und statt dessen füllten sich seine Augen wieder mit Thränen, und das Gelübde, ein anderer, ein besserer Mensch zu werden, quoll aus seiner Seele hervor und erfüllte ihn mit einem Frieden, den er seit langer Zeit entbehrt hatte.

Er wanderte fort, bis ein fahler Schein im Osten

den kommenden Morgen verkündete und die Füße ihm den Dienst versagten. Er unterschied vor sich die Umrisse einer kleinen Hütte, die, aus Brettern zusammengefügt, einsam zwischen einigen Bäumen im Felde stand. Er zwangte sich durch die schmale, offenstehende Thür und sank erschöpft auf den mit einer starken Strofschicht bedeckten Boden.

Wie lange er so in todesähnlichem Schlafe gelegen hatte, er vermochte es nicht anzugeben, als er erwacht und ihm das klare Bewußtsein seiner Lage und der letzten Begebenheit zurückgekehrt war.

War eine Stunde, ein Tag oder ein noch längerer Zeitraum über seinem Schlafe dahingegangen? Er wußte es nicht, und als er aus der Hütte ins Freie trat, konnte er nicht unterscheiden, ob es Morgen oder Abend werden wollte, denn es herrschte die Dämmerung, welche beiden eigen ist. Aber ein Gefühl machte sich peinlich in ihm geltend: das des Hungers, und dies Gefühl trieb ihn vorwärts, denn auf den leeren und verödeten Feldern vermochte er nichts zu entdecken, womit er den knurrenden Magen befriedigen konnte. Eine Viertelstunde etwa war er so in der Irre umhergelaufen, als Hundegebell an sein Ohr schlug, er stand still und horchte auf; wieder ertönte Gebell, und er ging dem Schalle nach.

Bald unterschied er nun die Umrisse zusammenhängender Gebäude: eine Stadt oder ein Dorf lag vor ihm und er verdoppelte die Schnelligkeit seiner Schritte. Je näher er kam, desto mehr vermeinte er einen eigentümlichen brandigen Geruch zu verspüren, und jetzt, am Eingange des Ortes, trieb ihm der Wind einen ganzen Schwaden Rauch ins Gesicht.

Auf der StraÙe war alles still und der Müller dachte, gewiß ist es frühmorgens und der Bäcker hat den Ofen zu stark geheizt, ich will zu ihm gehen und mir ein Stückchen Brot betteln, sonst ist doch wohl niemand hier wach.

Aber was ist das? Der Rauch wird stärker und stärker und benimmt einem ja förmlich den Atem; dort von dem einzelnstehenden Hause mit zwei mächtigen Pappelbäumen vor der Thür dringt der Rauch her und: „Feuerjo! Feuerjo!“ schreit der Müller aus voller Kehle, denn

aus dem Dache prasselt jetzt eine mächtige Flamensäule auf, sprengt den Dachstuhl mit gewaltiger Kraft auseinander und leckt mit gefräßiger Gier die Wände hinauf und hinab.

„Feuerjo! Feuerjo!“ schreit nochmals der Müller, als stände sein Leben vor räuberischen Angriffen auf dem Spiele, und läuft dann spornstreichs in das brennende Haus, dessen Thür nur eingeklinkt ist.

In der Stube, die er öffnet, sitzt eine alte Frau und liest beim Scheine einer Lampe in der Bibel. Sie ist erschrocken und unwillig, als sie den Eindringling vor sich sieht, und legt ihre Brille beiseite, indem sie spricht: „Packt Euch hinaus, was habt Ihr hier zu schaffen?“

„Euch hinaus, Mütterchen,“ erwidert der Müller, „denn das Haus brennt lichterloh!“



Der Müller trägt sie im Arme, doch behutsam, die Treppe hinab.

Die Alte ist schwerhörig: „Was wollt Ihr?“
Mit lauter Stimme wiederholt er seine letzten Worte, doch die Frau schüttelt den Kopf und meint: „Mein Sohn, der Schmied, ist in der Schenke, aber seine Tochter ist oben bei dem Kranken. Packt Euch hinaus!“ Und die Brille wieder zur Hand nehmend, schiebt sie sich an, weiter zu lesen.

Dem an ganzen Leibe vor Aufregung zitternden Müller bleibt nichts übrig, als die alte Frau um die Schulter zu fassen und sie trotz ihres Gezeters und Geschreis hinauszuführen, wo ihr endlich das Verständnis für des Mannes eindringliche Worte aufgeht und sie mit gerungenen Händen jammert und wehklagt. Auf den Straßen laufen schon von allen Seiten Menschen herbei. Der Müller ist bereits wieder in das Haus zurückgekehrt, denn die Mitteilung der Alten, daß noch andere Menschen darinnen verweilen, verleiht ihm frische Kraft und seinen Füßen wunderbare Schnelligkeit. Jedes Gefühl des Hungers ist verschwunden.

Ein mar- und beindurchdringender Schrei tönt jetzt von der Treppe herab: „Zu Hilfe, zu Hilfe!“ Dann erfolgt ein dumpfer Fall und es ist wieder alles still. Der Müller nimmt die brennende Lampe aus der Stube und stürmt die Treppe hinan. — Da liegt auf den Dielen ausgestreckt ein junges Mädchen mit geschlossenen Augen, — sie ist vor Schrecken in Ohnmacht gefallen. Der Müller trägt sie im Fluge, doch behutsam, die Treppe hinab; im Hausflur sind schon andere Personen, die retten wollen, eingetroffen und nehmen ihm die Last ab.

Es knackt und prasselt unheimlich im ganzen Gebäude, Balken stürzen nieder und durchschlagen im Fall die Decken und Mauern, die vom Feuer noch nicht ergriffen sind. Auch auf der Treppe liegen schon brennende Holzteile. Der Müller springt darüber hinweg und dringt hinauf in die Kammer, — ein Kranke liegt ja dort drinnen, wie die alte Frau vorhin bemerkt hat. Aber das Entsetzen lähmt dem Müller die Knie und macht seinen Körper zur Bildsäule erstarren, als er die Thür aufgerissen hat und dem Kranken, der angstvoll aufgerichtet im Bette sitzt, in das bleiche Gesicht schaut, denn er erkennt in ihm — Jürgen, den erschlagenen Schmied, und: „Jürgen“ bebt es angstvoll zitternd von seinen Lippen.

Auch der Kranke ist einen Augenblick über dies unermutete Wiedersehen fassungslos. Allein der Erhaltungstrieb gewinnt bald die Oberhand in ihm: „Willst du mich diesmal vom Tode retten, so mach schnell, Hans. Ich liege hier mit gebrochenem Beine, — du weißt, von dem Abturz, — die Wunde am Kopfe rechne ich nicht!“

Der Müller erwacht bei diesen Worten aus seiner Betäubung, und seiner gemarterten Seele entringt sich ein Ausruf, so hell und freudig, daß er das Knistern und Prasseln des Feuers übertönt. Er taucht das Bettuch in einen zur Seite stehenden, wassergefüllten Eimer und schlägt das nasse Tuch um den Kranken, umfängt ihn dann mit starken Armen und trägt ihn, als sei es sein Liebstes auf der Welt, durch Qualm und Rausch und Sprühfeuer auf die Straße hinab, wo er von einem nicht enden wollenden Hurra begrüßt wird. Und er fühlt, wie ihn zwei weiche Arme umfassen und zwei feuchte Lippen einen Augenblick auf seinem Munde ruhen.

Es durchzuckt ihn so wunderbar und eigentümlich, und er hört es leise flüstern: tick, tick, tick — tick, tick, tick — tick, tick, tick, — — aber nicht wie sonst anklagend und sinnverwirrend, sondern süß und melodisch, und zwischendurch klingt es vernehmlich: „Du bist ent-
sühnt!“

Er ist wie trunken von seinem Glück und taumelt hin und her. „Die Uhr! die Uhr!“ ruft er aus, „sie darf nicht verbrennen und ich hole sie!“ Er wirft noch einen verklärten Blick auf den Schmied und dessen Braut und stürzt dann schnell, ehe ihn jemand aufzuhalten vermag, in das brennende Gebäude.

Ein hundertstimmiger Aufschrei ertönt, dann ein furchtbares Krachen von stürzenden, rotglühenden Balken, die Funken fliegen turmhoch in die Luft — — der Müller hat seine Schuld für immer geföhnt.

Die Wirtin von Bornau.

Von Heinrich Seidel.



In Bornau war eine junge hübsche Wirtin, welche besonders gut tanzte und wegen ihrer Kochkunst ringsum berühmt war. Damit war sie nicht zufrieden, denn der Ehrgeiz plagte sie, besser tanzen zu können

als irgend jemand in der ganzen Gegend. Dies aber war nicht der Fall, denn die schöne braunäugige Tochter des Reichmüllers, die so zierlich auf den Füßen ging wie eine Bachstelze, tanzte noch besser, so leicht wie die Luft und so flink wie ein Vogel, weswegen alle Leute ihr den Preis zuerkannten.

Und was nun das Kochen betraf, so kehrten öfters Fremde bei ihr ein, die weit in der Gegend herumkamen und manchmal einen kleinen Umweg nicht scheute hatten, um in dem berühmten Wirtshause ihres Leibes zu pflegen. Jedoch immer hieß es dann: „Ja, ja, recht gut, aber die Wirtin im „Silbernen Roß“ zu Goldberg versteht es doch noch besser.“ Darüber verzehrte sich die junge Frau fast vor Neid und Ehrgeiz, denn mit aller Mühe konnte sie dies nicht ändern und trotz aller Übung und alles Fleißes blieb sie in ihren beiden Lieblingskünsten immer nur die zweite.

Da geschah es eines Tages, daß ein vornehm gekleideter Mann, der auf einem glänzenden schwarzen Rößlein ritt, in das Gasthaus zu Bornau einkehrte.

Die Wirtin, welche gerade am Fenster stand, konnte sich nicht genug verwundern über die zierliche Leichtigkeit, mit welcher dieser Mann sich vom Pferde schwang, während er bei Berührung des Bodens sogleich wieder ein wenig in die Höhe schnellte, als hätte er Sprungfedern in den Beinen. Sodann warf er dem herbeigeeilten Hausknechte die Zügel zu und trat mit so leichten Schritten in das Haus, daß der jungen Wirtin voller Verwunderung der Gedanke kam, sie sehe heute zum erstenmale in ihrem Leben, was wirklich gehen heiße. Als der Fremde der Wirtin ansichtig wurde, begrüßte er sie mit einer Verbeugung von so außergewöhnlicher Schönheit, daß es die junge Frau ordentlich heiß überließ und sie stotternd vor Verwirrung über die Ehre, welche der Fremde ihr erwies, ihn in das Herrenzimmer nötigte und ihn nach seinem Begehren fragte. Da mußte man nun wieder sehen, wie er einen Stuhl mit leichter Handbewegung zurechtrückte, sich niederlegte und die wohlgeformten Beine übereinander schlug, — um einen Begriff zu bekommen, daß selbst die gewöhnlichsten Handlungen im Leben sich so ausführen lassen, daß sie den Eindruck vollendeter Schönheit machen. Die Wirtin nun gar war durch alles dies wie verzaubert, denn dergleichen war ihr nie begegnet und sie starrte den schlanken Fremdling an wie ein Wunder. Dieser ließ sich davon wenig beirren, sondern bestellte ein gutes Essen und eine Flasche vom Besten, indem er zugleich in zierlicher Wendung einflocht, daß er von der Kochkunst der jungen Frau bereits manches Nähnliche gehört habe. Da gedachte diese ihre ganze Fertigkeit aufzuwenden, um den vornehmen Herrn zu befriedigen, eilte in die Küche und bereitete das Beste für ihn zu, das im Hause nur zu finden war. Den Tisch ließ sie ihm decken mit dem feinsten Linnen, welches sonst nie gebraucht wurde, sondern nur, um gelegentlich besehen und bewundert zu werden, in dem lavendelduftigen Linnen-schranke ruhte, und sogar das alte Erbsilberzeug gab sie heraus, so hatten die feinen Manieren dieses Mannes es ihr angethan. Dieser unterhielt sich derweil dadurch, daß er in einem Taschenbuche blätterte, welches in roten Korduan gebunden war und allerlei Namensunterschriften enthielt, die mit einer seltsamen rötlichen oder ins gelbliche verbläuten Tinte geschrieben waren. Zuweilen rechnete er dann ein wenig, und hätte die Frau Wirtin das böse Lächeln gesehen, welches dann seine schmalen Lippen kräufelte, so wäre ihr wohl sonderbar zu Mute geworden. Endlich, nachdem schon das ganze Haus von köstlichem Küchendufte erfüllt war, trug die junge Frau das Essen auf und wünschte dem Gaste eine gesegnete Mahlzeit. Dieser aber, wie es oft die Art vornehmer und ver-

wöhnter Leute ist, genoß von allem nur ein wenig, lobte aber die Gerichte in wohlgefügten Worten, jedoch in einer solchen Weise, daß das ehrgeizige Gemüt der Wirtin nicht vollständig befriedigt ward und sie alle Augenblicke die ihr so verhasste Redensart von ihrer Nebenbuhlerin in Goldberg zu hören erwartete. Dies ereignete sich jedoch nicht, sondern am Schluß sagte der Fremde, indes er leicht mit den weißen schlanken Fingern auf dem Tische dazu trommelte: „Nun, ich habe erfahren, daß das Gerücht über Eure Kochkunst der Begründung nicht ganz entbehrt, allein noch weiteres sagt man von Euch, daß Ihr nämlich auch im Tanze so geschickt seid, wie man es selten findet. Da Ihr nun meinen Leib so wohl gepflegt, wie wäre es, wenn Ihr auch mein Auge durch eine Probe dieser Eurer Kunstfertigkeit ergötzen möchtet?“

Die Wirtin wollte anfangs nicht, denn sie schämte sich vor dem feinen Herrn, der gewiß schon genug berühmte und vornehme Tänzerinnen gesehen hatte, deren Kunst und Gunst man mit Säcken Goldes bezahlt, aber ehe sie es sich versah, hatte der Fremde eine flache Tanzmeistergeige hervorgezogen und begann so wunderförmig zu spielen, daß es ihr in alle Glieder fuhr und sie tanzen mußte, ob sie wollte oder nicht. Und während sie nun zierlich das Kleid mit den Fingerspitzen faßte, sich drehte und wandte und gar behende die Fußspitzen warf, ward das Geigenspiel immer wilder und aufreizender, daß der jungen Frau das Blut feurig durch die Adern rieselte und ihre Augen vor Lust blitzten. Es war ihr, als würde sie von den Tönen getragen und tanze ganz von selber.

Als der Fremde nun mit seinem Spiele aufhörte und die Wirtin atmend stand, um ihr vom heftigen Tanze verwirrtes Haar zu ordnen, da sagte jener: „Nicht übel, nicht übel! Ihr tanzt und kocht wohl am besten in der ganzen Umgegend?“

Da wurde die junge Frau erst bleich, dann rot und das vom Tanze erhitzte Blut gab ihr wohl den Mut, so plötzlich mit ihrem Lieblingswunsch herauszufahren: „Nein, leider nicht, aber dies zu können, ist der höchste Wunsch meines Lebens.“

Der Fremde wiegte sanft den Kopf hin und her und sprach: „Nun, dazu kann wohl Rat werden. Ich bin der Tanzmeister Diabelli aus der Residenz und auch in der edlen Kochkunst nicht unerfahren, ich könnte Euch beide Dinge wohl lehren in kurzer Zeit.“

„Was verlangt Ihr dafür?“ fragte die Wirtin von Bornau begierig.

„Nicht viel, nur eine Kleinigkeit.“ sagte der Tanzmeister, indem er sanft sein rotes Buch ein wenig auf-



... sie mußte tanzen, ob sie wollte oder nicht.

... sie mußte tanzen, ob sie wollte oder nicht.

und zuklappte, „ein Ding, das man nicht sehen kann, ein Ding so gut wie Luft, und auch dies erst nach zwanzig Jahren. Ihr braucht nur Euren Namen in dies kleine Buch zu schreiben, das genügt. Er steht da in großer und guter Gesellschaft.“

Aber ein faszinierendes grünliches Blitzen seiner dunklen Augen war der jungen Frau dabei doch nicht entgangen und mit jähem Schreck kam ihr plötzlich die Eingebung, wen sie vor sich habe. Obwohl es sich um die Erfüllung ihres brennendsten Wunsches handelte, so erschienen ihr diese Kunstfertigkeiten mit der Hingabe ihres unsterblichen Teiles an den alten und pfiffigen Seelenfänger doch zu teuer erkauft. Dieser, der ihr Zurückfahren und Zaudern wohl bemerkte, sprach so verloren und gleichmäßig vor sich hin: „Zwanzig Jahre ist eine schöne lange Zeit für ein Leben voller Ruhm und Herrlichkeit. Wollt Ihr aber immer, so lange Ihr lebet, hören und erfahren, wie des Müllers stinke Nachsetzle

oder irgend eine andere Euch vorgezogen wird, wollt Ihr immer wieder das Lied hören von der Wirtin in Goldberg? Denkt nur, ein kleiner Federzug und niemand kann Euch mehr den Ruhm rauben, am besten zu tanzen im ganzen Lande, selbst des Königs oberste Balletspringerin nicht, und was das Kochen anbetrifft, so soll des Königs erster Koch kommen, um von Euch zu lernen, hier vor Euch soll er stehen und Euch demütig bitten, ihn zu belehren.“

Es ist nicht festgestellt, ob es Hilfsgejellen des Meisters Urian in der Gaststube waren, welche jetzt in der Gestalt zweier Reiter an dem geöffneten Fenster der Gaststube langsam vorüberliefen, so daß man ihr Gespräch vernehmen konnte. Der eine sagte: „Wollen wir einkehren, hier ist ein berühmtes Gasthaus.“

„D nein,“ sprach der andere, „unsere Pferde sind noch frisch, und wenn wir uns dazuhalten, können wir noch vor Abend im „Silbernen Ross“ zu Goldberg sein, dort ist es unvergleichlich, dort wird am besten getocht in der ganzen Gegend.“ Dazu schnalzte er bewundernd mit der Zunge und beide ritten vorüber.

Die junge Wirtin schritt hastig auf den Fremden zu und rief: „Ist es wahr, was Ihr mir versprecht?“

„Sofort es sich nicht bewährt,“ sagte der Fremde, „soll unser Vertrag null und nichtig sein. Ihr wißt doch, daß ich bei solchen Dingen mein Wort zu halten pflege.“

„Gebt her die Feder!“ sagte die Frau.

Mit großer Geschicklichkeit bemächtigte der Gast sich ihrer Hand, rüste den Arm mit einem verborgen gehaltenen Messerchen so zierlich, daß nur ein einziges Tröpfchen Blut zum Vorschein kam, tauchte die Feder ein und bot sie mit verbindlichem Lächeln der schönen

Frau dar. Ohne sich weiter zu bestimmen, schrieb diese ihren Namen in das Buch. Der Fremde dankte, und während er auf die Schriftzüge blies, um sie schneller zu trocknen, fuhr er mit der schmalen weißen Nase witternd darüber hin, scheinbar wollüstig den Duft des frischen Blutes einzusaugen.

Sodann ergriff er wieder ihre rechte Hand und betrachtete sie sorgfältig. „Es fehlt an dem richtigen Gefühl,“ sagte er sodann, zog eine kleine Kapsel hervor und begann zart und sorgfältig die Fingerspitzen abzuschleifen, bis die Haut so dünn war, daß das Blut rosig durchschimmerte. „So,“ sagte er, „nun werdet Ihr Euch nimmermehr vergreifen in Maß und Würze.“

Dann zog er ein Döschen mit köstlich duftender Salbe hervor und fuhr fort: „Hier, nehmt dies, meine weise Großmutter kochte dieses Arkanum aus Zauberkräutern des indischen Gebirges. Morgen haben wir Neumond. Da nehmt ein Bad um Mitternacht und salbet Euch

darnach den ganzen Körper mit dem Inhalte dieses Döschens. Das wird Euren Gliedern Geschmeidigkeit und Euren Gebärden Anmut verleihen und niemand im Lande wird Euch mehr im Tanze gleichkommen. Und somit empfehle ich mich. Auf Wiedersehen in zwanzig Jahren!“

Bei diesen letzten Worten ließ der Gast die ihm lästige Masse des geschneigelten Tanzmeisters fallen, die Züge seines Gesichtes wurden ledern und faltig, und unter den buschigen zusammengewachsenen Brauen hervor funkelte sein Blick in faszinierender Tiefe. Er glich nun ganz einem alten häßlichen und ausgedornten Zigeuner, verließ mit schlurfenden Schritten das Zimmer und ritt gleich darauf mit grinsendem Nicken am Fenster vorbei. Auch sein Pferd war



Der Fremde ritt, ohne sich umzusehen, kaltblütig hinein.

nicht mehr das glatte schwarze Köpfelein von vornhin, sondern ein rauher und hagerer Klepper, der von seinen Hinterbeinen nur eines benutzte, während er den andern Schenkel an den Leib zog und der untere Teil wie zerstoßen hin und her baumelte. Die Wirtin befahl ein Grauen und eine furchtbare Angst über ihre That, sie rannte schnell hinaus und hinter dem Fürchterlichen her, indem sie rief: „Hier, nehmt alles wieder und gebt mir meine Schrift zurück!“ Der andere aber ritt ruhig im Schritt weiter, zog nur zuweilen die Schultern hoch, und man sah an dem Schüttern des Leibes, wie er in sich hineinkickerte. Und obwohl die junge Frau rannte und rannte, so schaffte es sie doch nicht vorwärts, sondern sie blieb immer zehn Schritte hinter dem humpelnden Pferde zurück. Endlich kamen sie an einen von düstern Eichen beschatteten Teich vor dem Dorfe, welchen man „das schwarze Söll“ nannte. Der Fremde ritt, ohne sich umzusehen, kaltblütig

hinein und versank immer tiefer, bis auch der Deckel seines spitzen Hutes verschwunden war. Einige große Blasen blubberten noch empor und Wellenkreise schwangen sich in immer sanfteren Ringen ans Ufer, bis endlich der Teich wieder so schwarz und blank dalag, als wäre nichts geschehen.

Der Ruhm der jungen Wirtin von Bornau verbreitete sich in kurzem durch das ganze Land. Die Besitzerin des „Silbernen Kopfes“ in Goldberg bekam vor Ärger die Gelbsucht, denn nun hatte die Sache sich umgedreht und sie mußte die unliebsamen Vergleiche hören, und die schöne Müllerstochter wurde aus lauter Neid vor der Zeit alt und häßlich. Das Wirtshaus bekam einen ungeheuren Zulauf und manche Feinschmecker aus der Residenz scheuten sogar eine kleine Reise nicht, um sich an der unvergleichlichen Kochkunst dieser Frau zu ergötzen. Alle Hochzeiten aus weitem Umkreise wurden zum großen Zorn der übrigen Wirthe der Umgegend in dem Gasthause zu Bornau gefeiert und zuweilen holte man fast gewalttham die junge Frau aus der Küche zum Tanz. Obgleich sie dann nicht im Staat war und die Küchenschürze nicht ablegte, so tanzte sie doch so, daß die Augen der Greise leuchteten und die Herzen der jungen Männer sich begeistereten. Ja selbst die Mädchen und Frauen konnten nicht umhin, ihren Beifall zu spenden. Nun geschah es eines Tages, daß ein vornehmer Graf, der in geheimer Sendung an den Hof des Königs ging, bei ihr einkehrte und sie diesen unter anderem mit einer von ihr neu erfundenen Entenpastete bewirtete, dergleichen köstliches Gericht dieser noch niemals gegessen zu haben glaubte. Es trug sich ferner zu, daß, als dieser Mann später an der Tafel des Königs speiste, ebenfalls eine Entenpastete aufgetragen ward, in deren Bereitung der königliche Oberkoch seinen höchsten Ruhm suchte. Da konnte nun der Graf sich nicht enthalten, die Kunst der Wirtin von Bornau zu preisen, welche in der Bereitung dieses Gerichtes einen so hohen Meister wie des Königs obersten Koch noch übertreffe. Darob runzelte der strenge Herrscher die Stirn, denn in solchen Dingen verstand er keinen Spaß und erachtete es als eine heilige Pflicht, in Sachen der Kunst dem Volke als ein Beispiel voranzuleuchten.

Wie sollte aber das geschehen, wenn sein berühmtester Kochkünstler sich schon von einer einfachen Landköchin übertreffen ließ. Dem Oberkoch fuhr die bewiesene Ungnade so in die Glieder, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als heimlich mit den schnellsten Pferden nach Bornau zu fahren und bei der berühmten Wirtin sich Rat zu holen, welchen diese auch, von Stolz geschwellt, dem fetten weißlichen Manne mit den drei Unterkinnen freundlich gewährte, so daß er bald in stande war, seinen erschütterten Ruf wieder herzustellen.

So lebte die Wirtin von Bornau herrlich und in Freuden und ihr Ruhm mehrte sich von Tag zu Tag. Aber immer rascher schienen ihr die Jahre hinzuschwinden, je mehr die Zeit herannahte, da sie einlösen mußte, was sie mit der verhängnisvollen Unterschrift versprochen hatte. Und je näher dieser dunkle Termin heranrückte, je mehr verlor sie die Lust an den sonst so gern geübten Klünsten. Zuletzt war sie kaum noch zum Tanze zu bewegen und stand oft wie abwesend in ihrer Küche am Herd, von schweren Sorgen geplagt. Des Nachts quälten sie böse Träume, und als nun das letzte Jahr herangenah war, kam sie aus den angstvollen Gedanken gar nicht mehr heraus. Am Ende konnte sie diese ewige Gewissenspein nicht mehr ertragen, faßte sich ein Herz und klagte ihre Not einem Pfarrer in der Nachbarschaft,

der wegen seiner ausbündigen Frömmigkeit in großem Ruhe stand und schon manchen bösen Geist für ewig zur Ruhe gebannt hatte. Dieser, der ihre tiefe Reue sah und die große Pein, welche sie bereits erlitten hatte, redete ihr lieblich Trost zu und stößte ihr neuen Mut ein, indem er seine Hilfe an dem schweren Tage zusagte, so daß die Wirtin dem Herannahen dieses mit leichterm Herzen entgegen sah. Als nun die zwanzig Jahre um waren, fand an dem bestimmten Tage der fromme Pfarrer sich ein und auch der Teufel ließ nicht lange auf sich warten. Er kam in Gestalt eines alten Advokaten in einem Einspänner vorgefahren und trug einen Stoß Alten unter dem Arm, darunter man auch das rote Buch mit den Unterschriften bemerkte. Als er nun in der Gaststube einen seiner schlimmsten Feinde, den frommen Pfarrer, bemerkte, da verzerrten sich seine Züge zu einem scheußlichen Grinsen, allein er verlor nicht den Mut, denn konnte er seinem Gegner auch nur die kleinste unredliche Handlung vorwerfen, so vermochte dieser nichts über ihn. Deshalb blätterte er, als der Pfarrer seine Beschwörungen begann, ganz gemächlich in den Alten, und als eine kleine Pause eintrat, fragte er, indem er einen Ton widerlicher Sanftmut in seine Stimme legte: „Erinnert Ihr Euch wohl noch an jenen siebzehnten September vor acht Jahren, Herr Pfarrer? Da zogt Ihr eine Rülbe aus fremdem Felde, puztet sie säuberlich ab und verzehret sie mit großem Appetit, obwohl es gestohlenes Gut war.“

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl,“ sagte der Pfarrer, „und auch dessen, was ferner geschah. Ich ging auf der Stelle zu jenem Bauern, welchem das Feld gehörte, und bezahlte ihm die Rülbe mit einem Groschen.“

Der Teufel blätterte eifrig weiter und sagte dann: „Am vierzehnten April vor fünf Jahren, als Ihr den Stand Eurer Feldfrüchte besahet, nahmt Ihr einen großen Stein von Eurem Acker und warft ihn über die Grenze auf das Nachbarfeld, das könnt Ihr nicht leugnen.“

„Dies that ich,“ sagte der Pfarrer, „unbedachtjam einer sündlichen Regung meines Herzens folgend, allein im nächsten Augenblicke schon ging ich hinüber und trug den Stein auf meinen Acker zurück.“

Der Schwarze knirschte vor Wut mit den Zähnen, daß es draußen vor der Thür zu hören war, dann aber faßte er Mut zu einem neuen Angriff: „Am sechsten November abends sieben Uhr einunddreißig Minuten habt Ihr Eure hübsche Dienstmagd geküßt!“ sagte er dann, schob leise wiehernd das Kinn vor und blinzelte triumphierend den Pfarrer an.

„Es ist wahr,“ sagte dieser unbeeirrt, „das Mädchen hat die Gestalt meiner Frau, und als ich an diesem Abend voller Sehnsucht nach den Weinen von längerer Reise zurückkehrte und eilends die Treppe hinaufging, da kam es mir entgegen; im Halbdunkel habe ich beide verwechselt, und gethan, was nicht in meiner Absicht lag. Nur Gott irrt sich niemals!“

Nun aber wußte der Teufel nichts mehr und der Pfarrer setzte ihm alsbald mit den kräftigsten Beschwörungen also zu, daß der Schwarze sich wand und krümmte wie ein Wurm und man bald sah, er könne auf die Dauer so kräftigem geistlichen Zuspruch nicht standhalten. Er begann Ausflüchte zu machen und mit dem Prediger zu handeln, allein alles half ihm nichts, er mußte die Unterschrift herausgeben, und nur der eine Wunsch ward ihm zugestanden, daß er durch die Wand hinausfahren dürfe. Der einst so zierliche und schöne Tanzmeister Diabelli erschien jetzt in seiner greulichsten Gestalt mit Hörnern, Hufen und Klauen, und mit gräßlichem Geheul

und entsetzlichem Gepraffel fuhr er jetzt, mit dem Kopfe voran, gleich einer Kanonenkugel durch die Wand hinaus. Das Loch, wo er hindurchgefaßt, ist noch heutigentages im Wirtshause von Bornaui zu sehen. Man hat es mit Brettern zugeschlagen, denn so oft es auch am Tage vermauert wurde, in der Nacht sind immer die Steine wieder herausgeslogen. Die Wirtin von Bornaui hat aber von nun an ein Leben geführt, der Frömmigkeit und guten Werken gewidmet, und ist hernach eines seligen Todes gestorben.

Zur Anzeit.



weiß der geneigte Leser, wo Ratto- witz liegt? Der Hinfende weiß es: in Oberschlesien, unfern der polnischen Grenze. So wunderte sich ein fleißiger Uhrmacher daselbst nicht besonders, als an einem trübten Decembertage 1887 eine Dame aus Polen in seinen Laden trat, freute sich vielmehr bei den schlechten Zeitläuften der neuen Kundschaft und stand bereitwillig auf, um sie zu bedienen. Aber seine Hoffnungen wurden mehr und mehr gedämpft: sie ließ sich zwar eine ganze Menge zur Ansicht vorlegen, von den kostbarsten goldenen Kronenuhren an, zu denen man bekanntlich keinen besondern Schlüssel nötig hat, indem man sie durch Umdrehen des Krönchens oben unter dem Ring aufzieht, bis zu den flachen silbernen und den paar ehrwürdigen dicken Spindeluhren hinunter, die sich noch in seinem Besitze befanden; sie fragte auch nach dem Preise und fand ihn meist zu hoch; sie lobte dies und tadelte das, ließ sich alles zeigen und erklären, kaufte jedoch nichts, bis endlich einen kleinen billigen Weder, und auch dabei feilschte sie so lange, daß dem armen Uhrmacher kaum ein Gewinn übrig blieb, von der verlorenen Zeit ganz zu schweigen. Dagegen erzählte sie mündfertig allerlei, z. B. daß sie schon mit dem nächsten Zuge wieder abreißen und über Sosnowice (polnisches Grenzstädtchen mit einer Zollkammer) heimfahren und die Weduhr einschmuggeln wolle. — „Aha!“ dachte der Uhrmacher, der dieselbe noch in Händen hatte, um sie einzupacken — seine Frau, fuhr die edle Polin fort, möge ihr die Uhr deshalb unter der „Tournüre“ festbinden. (Für ein so häßliches Ding ist dem Hinfenden ein Fremdwort gerade gut genug.) Auch dieser Dienst ward der Dame noch erwiesen, und dann zog sie ab.

In Sosnowice fand der Zollbeamte nichts Versteuerbares unter ihrem Gepäc; schon war sie im Begriff, mit stiller Freude das Zimmer zu verlassen — da, o Schrecken! erscholl plötzlich von ihrem Hinterkastell ein Heidenlärm: der Weder, vom schalkhaften, des Fahrplans kundigen Uhrmacher genau darnach gestellt, begann seine Arbeit; nichts half, bis das ganze Gerassel heruntergeknurrte war. — Der Zöllner lachte, die Schaffner lachten, die Mitreisenden lachten, alles lachte, nur die Dame nicht, denn der unglückselige Weder wurde hervorgeholt und für gute Beute erklärt, und sie mußte zudem noch zehn Rubel Strafe zahlen.

Merkt: edelmütig war's vom Uhrmacher eben nicht. Allein man soll nicht schmuggeln, und man soll auch einem ehrlichen Geschäftsmanne seine Zeit nicht stehlen und seinen mäßigen Gewinn nicht schmälern.

Zwei Zigeunerlieder.

Aus: Der Rhapsode der Dimboviza, Rumänische Volkslieder, gesammelt von Helene Bacaresco, übertragen von Carmen Sylva. Bonn, Verlag von Emil Strauß 1889.

1.

Dir hab' ich mit zitternden Händen berührt
Die blauen Halsperlen am Hemdgetraus,
Vor meinem Zelt war das Feuer geschürt —
Schau hin, das Feuer ist aus.

An des Hügel's Fuß, in des Abends Lust,
Da reichstest die Lippen du frisch mir her,
Mein Herz hat gelungen in meiner Brust —
Horch nun: es schlägt nicht mehr.

Im Schatten der Pappeln, im Gras, im Schwung
Der fröhlichen Schritte vom Tag umloht,
Ward die Liebe geboren, so hehr und jung —
Weißt du — die Lieb' ist tot,

Weil schlimm deine Seele, zum Bösen gewandt,
So klein der Liebe Gewalt —
Das Feuer hat vor dem Zelte gebrannt —
Schau hin: das Feuer ist kalt.

2.

Dort auf dem Weg, der zur Ebene geht,
Wo ganz im Grünen mein Nistchen steht,
Wo das Aprilkorn grün und dicht —
Frisch träufelt das Wasserlein dort vorbei,
Der Weg ist so weiß und so schön und frei,
Mein Herzallerliebster betritt ihn nicht.

Dort, wo ich spinne vor meiner Thür,
Und Morgenwindsäuleln mich für und für
Mit Duft von den Rosen so süß umfließt,
Wo abends ich leise singe mein Lied,
Ganz leise dem Wanderer, der weiterzieht,
Mein Herzallerliebster, der hört es nicht.

Dort, wo ich Sonntags hingeh' allein,
Zum alten Brunnen mit weißem Stein,
Dort, wo der Gartenzaun sich bricht,
Zwischen Maßliebchen und Gras entspringt
Ein Wasser, das jeden zur Liebe zwingt,
Mein Herzallerliebster, der trinkt es nicht.

Dort, wo ans Fensterlein jedesmal
Beim ersten erwachenden Sonnenstrahl
Ich träumend lehne mein Angesicht,
Und auf ihn warte und weine lacht
Vor Liebessehnen, das sterben macht —
Mein Herzallerliebster, der stirbt dran nicht.

Weltbegebenheiten.

Vom Juli 1889 bis zum Juli 1890.



Gottlob! wiederum blühen wir auf ein Friedensjahr zurück, und doch war dasselbe ereignisvoll und in mancher Beziehung tief-ernst. Besonders ist ein großer Verlust dem Hinkenden und unzähligen Deutschen in Palast und Hütte, daheim und drau-

ßen, herzlich nah gegangen. Doch schlimme Kunde hört man immer noch früh genug, wann die Reihe an sie kommt. Wir haben auch Besseres zu berichten und beginnen, wie es sich gebührt, mit dem ersten Manne des Reichs, der zugleich sein Stolz und seine Hoffnung ist, mit dem Kaiser.

Die Gemütsbewegungen, die Sorgen und Arbeiten seines ersten Regierungsjahres waren groß und anstrengend gewesen. Die Ärzte drangen auf eine Ausspannung. So trat denn Kaiser Wilhelm II., der so viele Dienstreisen zu Wasser und zu Land nicht gescheut, am 1. Juli auf seiner prächtigen Yacht „Hohenzollern“, von dem kleinen Schnelldampfer „Greif“ begleitet, auch einmal eine Erholungsreise an. Nach Norwegen ging's mit seinen Schären und Fjorden, seinen Felseninseln und tiefeingeschnittenen Buchten, seinen hohen Bergen und dunklen Wäldern, seinen Gletschern und Wasserfällen, durch die stählende Seeluft zu jenen Breiten hin, wo um diese Zeit die Sonne gar nicht untergeht:

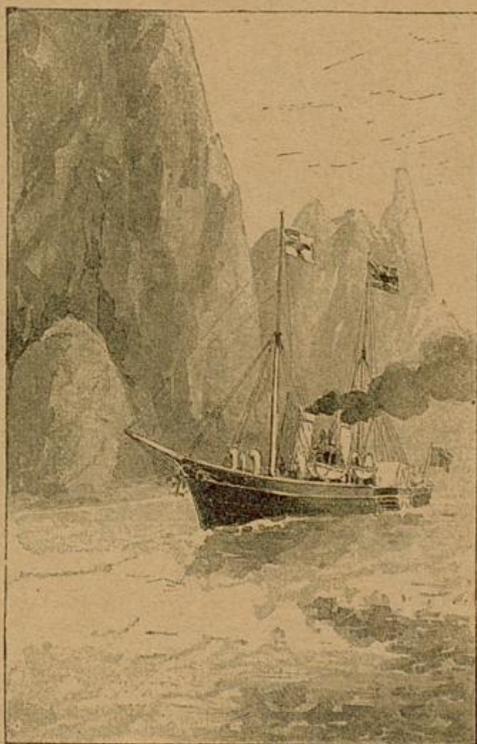
„Mitternachtssonn' auf den Bergen lag,
Blutrot anzusehen;
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eignes Grauen.“

Hier und da wurde gelandet, eine Wanderung, eine Fahrt im leichten Wägelchen unternommen. Sonntags, so am 7. Juli, hielt der Kaiser persönlich den Feldgottesdienst an Bord ab, las vor dem mit der Kriegsflagge bedeckten Altar eine kurze Predigt und sprach zum Schluß das Vaterunser. Mehrmals wurde er

vom nahen Lande oder von Schiffen aus mit lautem Hurra! begrüßt. Er besuchte Bergen, Drontheim, Hammerfest, die Lokoten und trat nach Umschiffung des Nordkaps die Heimfahrt an. Obgleich er auch unterwegs durchaus nicht immer dienstfrei war, sondern wichtige Sachen erledigte, hatte die schöne Reise ihm sichtlich wohlgethan. Eines Tags flog eine Schar Störche über das Schiff hin. „Wohin mögen die ziehen?“ hieß es; „vielleicht nach Berlin?“ Da sprach der Kaiser lächelnd: „Wenn nur kein Hoflieferant darunter ist!“ Am 27. Juli landete er glücklich wieder in Wilhelmshaven.

Doch lange Ruhe hatte er nicht. Schon am 2. August fuhr er an der Spitze von 12 Kriegsschiffen nach England, im Oktober ging's über Italien nach Athen, wo die Hochzeit der Prinzessin Sophie mit dem Kronprinzen von Griechenland gefeiert wurde, von da nach der märchenhaft schön gelegenen Schwarzstadt Konstantinopel. Die kleineren Reisen in Deutschland kann der Hinkende hier unmöglich alle aufzählen; kurz erwähnen will er nur die von den Kaisern von Oesterreich und Rußland in Berlin gemachten Gegenbesuche. Nahes und Fernes weckt die Teilnahme des regsamem Geistes unseres Kaisers: 224 Begleuten in Essen läßt er zu ihrer Errettung aus Lebensgefahr seinen Glückwunsch entbieten, empfängt den berühmten Amerikaner Edison, den Erfinder des Phonographen, und sendet den glücklich nach Sanibar gelangten

Afrikaforschern Emin Pascha und Stanley seinen Gruß. Zur Jahreswende richtet er einen herzlichen Gruß an seinen getreuen Reichsfkanzler, dessen erprobten Rat er noch viele Jahre zu genießen hofft. Doch was sind menschliche Hoffnungen! — Ehe wir zu 1890 übergehen, wollen wir uns nach der letzten Tagung des 1887 gewählten Deutschen Reichstags, des sog. Kartellreichstags, umschauen, die am 22. Okt. 1889 begann. Weiter mußten bedeutende Wehrforderungen zur Erhöhung der Wehrkraft angekündigt werden. Erstens hatte sich eine andere Einteilung des Heeres als notwendig herausgestellt, um Unregelmäßigkeiten in der Gliederung auszugleichen, die durch Verstärkungen und Verschiebungen entstanden waren. Dann bedurfte die Kriegsflotte zum Ersatz verlorener oder veralteter Fahrzeuge bedeutende Mittel; der Bau eines einzigen tüchtigen Schiffes verschlingt ja Millionen, — ein Glück nur, daß dies Geld im Lande bleibt. Drittens erforderte der Schutz unserer Besitzungen in Afrika und die Unterdrückung des scheußlichen



Kaiser Wilhelm auf der „Hohenzollern“ in Norwegen.

Skavenhandels daselbst beträchtliche Ausgaben. „Geld her, mehr Geld!“ so schallt es alle Jahre in Staat und Gemeinde, und manchem Steuerzahler wird anast und hange dabei. Aber der Hinkende sieht nicht, wie sich's ändern ließe, obwohl er im eigenen und

im öffentlichen Leben ein großer Freund der Sparsamkeit ist. Insbesondere dürfen wir uns die Kosten zur Sicherung unserer Grenzen nicht dauern lassen. Eine Woche ein siegreiches Feindesheer im Lande küm' uns teurer zu stehen als unser eigenes in zehn Jahren. „Wehrlos, ehrlos — und bald sehr bloß!“ Von dieser Überzeugung waren auch viele Reichsboten durchdrungen. Andere freilich sträubten sich wieder gegen die Vorlagen der Regierung und besonders gegen die Forderungen für Afrika. So plätschtem denn die Geister oft heftig aufeinander. Die Verhandlungen rückten langsam vorwärts. Die Sitzungen waren oft spärlich besucht und das hohe Haus mehrmals beschlußunfähig. Es sollte, ihr lieben Brüder, nicht also sein. Wenn es an Zeit, Kraft oder Lust fehlt, der braucht sich ja nicht wählen zu lassen. Wer aber einmal, und zwar meist nach eifriger Bewerbung, das Ehrenamt erlangt und angenommen hat, 100000 bis 400000 Menschen zu vertreten und für viele Millionen Gesezte machen zu helfen, der dürste ohne triftigen Grund in keiner Sitzung fehlen. Vom 13. Dezember bis zum 8. Januar machte

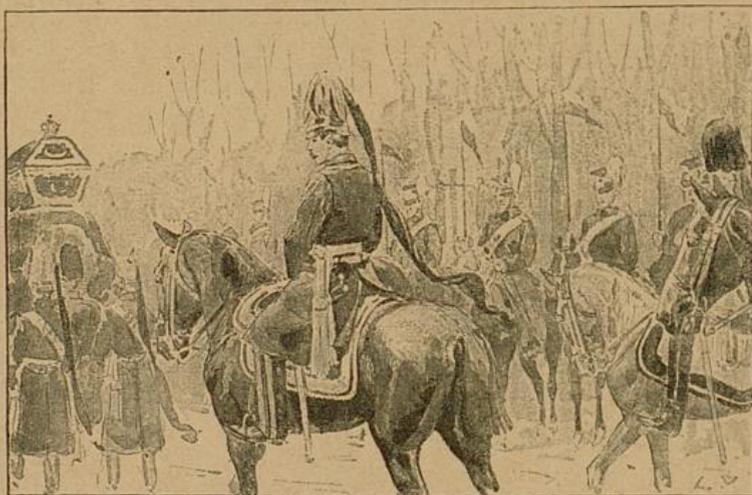
der Reichstag Weihnachtsferien. Allmählich rückten die Neuwahlen heran, und nun kam Zug in seine Arbeiten. So bewilligte er am 14. Januar rund 107 Millionen Mark für Artillerie und Waffenwesen einhellig gegen die paar Stimmen der Sozialdemokraten. Dabei verzichtete er mit üblicher Selbstverleugnung auf

jede nähere Erörterung. Gewisse Maßregeln müssen so geheim wie möglich bleiben, wenn ihr Erfolg nicht geschnälert werden soll. Das neue, fast rauchlose Pulver wird vielleicht die ganze Kriegsführung in Zukunft umgestalten und macht jedenfalls Veränderung der Waffen nötig. Dieses weise Zusammenwirken aller staatsfreundlichen Parteien war gewiß erfreulich. Dagegen konnten dieselben sich leider nicht über ein neues Gesetz gegen die gefährlichen Umtriebe der Sozialdemokraten einigen, und das alte läuft im Herbst 1890 ab. Manche meinen, es habe nichts genützt, doch das läßt sich ebenso schwer nachweisen, wie das Gegenteil. Von den übrigen Beschlüssen des hohen Hauses wollen wir noch erwähnen, daß die Reichsbank, deren schöne „Noten“ den meisten lieber sind als die ganze Tonleiter, noch einmal nicht verstaatlicht, sondern in ihrer jetzigen Verfassung belassen worden ist. Sie hat dies durch ihre musterhafte Verwaltung wohl verdient. Doch muß sie künftig von ihrem Gewinn mehr ans Reich abführen, und so ist beiden Teilen geholfen. Leider ist, um dies hier beiläufig anzuführen, am 1. Mai der langjährige, hochverdiente Bankpräsident von Deckend gestorben.

Am 25. Januar wurde der Reichstag nach seiner dreijährigen, vielfach erpriestlichen Thätigkeit geschlossen und zwar durch den Kaiser selbst, dessen anerkennende Rede mehrmals lauten Beifall hervorrief.

Inzwischen hatte das kaiserliche Haus, und mit ihm das ganze Vaterland, einen herben Verlust erlitten: am 7. Januar war Kaiserin Augusta nach langen Leiden verschieden. Geboren zu Weimar in dem berühmten Wein- und Kometenjahre 1811 und sorgfältig erzogen, hatte sie 1829 dem Prinzen Wilhelm von Preußen die Hand zum Lebensbunde gereicht; aus dieser Ehe entsprossen der Kaiser Friedrich und die Großherzogin von Baden. Yang, reich und glänzend war die Laufbahn der hohen Frau, die mit der Zeit Königin von Preußen und erste deutsche Kaiserin wurde und alle Pflichten ihrer erhabenen Stellung gewissenhaft zu erfüllen strebte. Insbesondere lagen ihr die Pflege von Kunst und Wissenschaft und die Sorge für Arme, Leidende und Verwundete am Herzen. Aber auch schweres Leid blieb ihr nicht erspart. In einem Jahre, 1888, verlor sie Entel, Gemahl und Sohn. Dazu

ward ihre eigene Gesundheit immer hinfalliger. Doch geduldig ertrug sie, was Gott ihr auferlegte, und fuhr nach Kräften fort in ihrer edlen Wirksamkeit; noch ihr letztes Schreiben war dem Vereine vom Roten Kreuz gewidmet. Ihr Andenken bleibe im Segen! Kaiser Wilhelm II. durfte seinem Schmerz nicht lange



Kaiser Wilhelm hinter dem Sarge seiner Großmutter.

nachhängen; er suchte Trost in rastloser Thätigkeit. Eine seiner Hauptorgen galt fortwährend dem Heere. Oft alarmierte er die Truppen unerwartet. Den Offizieren schärfte er Milde und Freundlichkeit ein: „In Meiner Armee soll jedem Soldaten eine geistliche, würdige und gerechte Behandlung zuteil werden.“ In einem Erlaß vom 29. März drang er mit großem Ernst auf Mäßigkeit und Sparsamkeit, damit die jüngeren Offiziere geringere Zulage bedürften und auch weniger bemittelte Väter ihre Söhne dieser Laufbahn widmen könnten. Eine andere Hauptforge wandte er der wichtigen Arbeiterfrage zu. Nicht nur unter den Vergleuten, sondern unter fast allen mit der Hand ihr Brot verdienenden Klassen garte es noch immer bedenklich. Berechtigte und unberechtigte Wünsche und Forderungen liefen durcheinander; böswillige oder verblendete Heter, rote und schwarze, schürten die Unzufriedenheit; „weniger Arbeit und mehr Lohn“ schien ein doppelter Gewinn. Am 4. Februar veröffentlichte der „Reichsanzeiger“ zwei Erlasse des Kaisers, die sich mit Verbesserung der Lage der Arbeiter beschäftigten und im In- und Auslande großes Aufsehen erregten.

Mit nachdrücklichem Ernste wurde gleich zu Anfang auf die nur einmal vorhandenen Grenzen dieser menschenfreundlichen Bestrebungen hingewiesen. Wir stehen nicht allein in der Welt; wir müssen mit den andern Völkern, zumal mit unsern lieben Nachbarn rechnen. Wenn z. B. nur unsere Leute in Zukunft für höhern Lohn weniger leisteten, wenn dadurch die deutschen Erzeugnisse teurer würden und den Wettbewerb auf dem Weltmarkt nicht mehr aushalten könnten, so müßten viele unserer Fabriken und Werkstätten aus Mangel an Aufträgen geschlossen werden, und mit den Unternehmern verlören dann auch die Arbeiter ihr Brot. Darum suchte der Kaiser eine Verständigung der Hauptvölker Europas über diese Angelegenheiten anzubahnen, wie dies bereits die wackere Eidgenossenschaft vorge schlagen hatte. Auf seine Einladung hin traten wirklich am 15. März Abgesandte fast aller europäischen Regierungen in Berlin unter dem Vorsitze des neuen preussischen Handelsministers von Berlepsch zu einer Arbeiterschußkonferenz zusammen. Sie berieten hauptsächlich über Sonntagsruhe, Kinder- und Frauenarbeit und Bergbau. Ihre Beschlüsse darüber wurden stets durch die Worte eingeleitet: „Es ist wünschenswert“, daß dies oder jenes geschehe. Denn die verschiedenen Regierungen wollten und konnten sich noch nicht fest binden; begreiflich: die Volksvertretungen haben bei so tief einschneidenden Bestimmungen auch ein Wort mitzureden. Doch hat der bloße Austausch der Meinungen schon segensreich gewirkt und den Boden für spätere Gesetze vorbereitet. Zu dem andern Erlasse wurde eine Prüfung der Klagen und Wünsche der Arbeiter durch den preussischen Staatsrat angeordnet. Zu demselben gehören lauter vornehme Herren. Nun sieht aber ein jeder, er mag noch so rechtschaffen sein, die Welt von seinem eigenen Standpunkt an. Dem Kaiser aber war's um gründliche Erforschung der Sache zu thun:

„Eines Mannes Rede ist keine Rede,
Man soll sie billig hören beide.“

Er wollte Stimmen von allen Seiten hören und zog deshalb auch andere Männer, Fabrikanten und Arbeiter, zu, unter denen sogar ein Sozialdemokrat war. Ein würdiges und erhabendes Schauspiel, hoch und niedrig, reich und arm, der mächtige Herrscher und der Mann mit der Schwielenhand an einem Tische zu ernster Beratung vereint. Denn der Kaiser selbst eröffnete nicht nur die Sitzungen, sondern führte in allen dreien stundenlang ohne Ablösung den Vorsitz, von 10 Uhr morgens bis 6, ja 7 Uhr abends; dazwischen lag jedesmal eine Frühstückspause von 1—2 Uhr. Zum Schlusse, am 28. Februar, äußerte er sich hocherfreut über das Ergebnis der Verhandlungen und zog die Teilnehmer zur kaiserlichen Tafel. Da wird's allen geschmeckt haben, den wackern Arbeitern nicht am wenigsten. Das alles zeigt wieder, wie ernst es der Kaiser meint, und hat dem Hintenden besonders wohlgefallen.

Nun, etwas Freude und Trost ist einem ehrlichen Deutschen in diesen Zeitläuften wohl zu gönnen, die so viel Unerträgliches bringen. Auf den 20. Februar waren die neuen Reichstagswahlen ausgeschrieben, zu denen man sich von allen Seiten eifrig rüstete. Leider traten zwischen den Konservativen und den Nationalliberalen, die 1887 zum Besten des Vaterlandes so treu zusammengehalten hatten, Mißverständnisse und Entfremdung ein. Darüber lachten sich natürlich ihre Gegner ins Häuschen und fischten im trüben. Wir hatten zwar, Gott sei Dank, im allgemeinen eine gute Zeit. Es war tiefer Friede nach außen hin; Handel und Wandel blühten; wer nur arbeiten wollte, fand Verdienst; man

mußte eher fürchten, zu wenige, als zu viele Hände zu haben; einige Dinge, z. B. Schweinefleisch, waren freilich teuer, — wer kam für Viehseuchen im Auslande? — hier und da mochte auch wirkliche Not herrschen, wie's immer auf Erden sein wird, aber wie vieles geschah, ihr abzuhelfen! wie eifrig waren der Kaiser und die Besten der Besitzenden ums Wohl der Armen und Schwachen bemüht! Kurzum, die Mehrzahl der Deutschen hatte Ursache, dankbar, zufrieden und vertrauensvoll zu sein. Allein das passte gewisse Parteien nicht. Sie regten unablässig durch Wort und Schrift, durch Zeitungen und Flugblätter die leichtbewegliche Menge auf, stellten die bestehenden Zustände recht schwarz und trostlos dar und verhießen goldene Berge, wenn sie selber ans Ruder kämen, — Versprechen ist ja eben so leicht, wie Erfüllen schwer. Besonders mußten wieder die Getreidezölle herhalten. Der Hintende magst dich nicht an, die schwierigen und verwickelten Fragen von Freihandel und Schutz Zoll zu entscheiden, dreierlei aber scheint ihm unbestreitbar zu sein. Erstens steht hierin der Erfahrung das letzte Wort zu, und die unfrige ist noch sehr jung. Dann: Besser, das Brot ist etwas teurer, und der Arbeiter kann's bezahlen, als daß er bei großer Billigkeit nichts verdient. Endlich drittens: Wenn alle stets wachsenden Staatsbedürfnisse durch unmittlere Steuern gedeckt werden sollten, so würden manchem, der jetzt gedankenlos gegen die Zölle schreit, die Augen übergehen. Doch genug. Der mit Spannung erwartete Tag kam heran. Die Ubertreibungen, die Hetereien, die Verleumdungen hatten gewirkt. Die armen Nationalliberalen schmolzen auf ein kleines Häuflein zusammen; die Deutschfreimüthigen nahmen bedeutend zu, doch heimsten sie durchaus nicht allen Gewinn ein, sondern auch die Welfen und die Schwarzen: das Centrum ging als die stärkste Partei aus der Wahlurne hervor. Auch einige „Wilde“ sind gewählt worden, das heißt solche, die sich zu keiner bestimmten Partei halten. Ein Bäuerlein aber, das diesen Ausdruck mißverstand, meinte verwundert: „Das geht doch rasch, daß man uns jetzt schon aus Kamerun Neeger in den Reichstag schickt.“ Doch das dicke Ende kommt nach und der Spaß vergeht einem dabei: nicht weniger als 36 Sozialdemokraten haben Sitz und Stimme in der höchsten Vertretung unseres Volkes erlangt! Sie helfen künftig Gesetze machen für den Staat, den sie je eher je lieber zerstören möchten. Wo will das noch hinaus? Die katholische Kirche rühmt sich wohl, sie allein könne da helfen, aber die Thatsachen reden anders. München, Mainz und Breslau, uralte Städte und gar Bischofsstühle, haben Sozialdemokraten gewählt, so gut wie Hamburg, Lübeck und Bremen. So darfs nicht fortgehen, oder die höchsten Güter werden uns entrissen, Religion und Gesittung, Kunst und Wissenschaft, Wohlstand und Bildung, Eigentum und Ehe, persönliche Freiheit und Vaterland.

Nun müssen wir wohl an ein tiefestes Ereignis herantreten, das Freunde und Feinde des jungen Deutschen Reichs gleichmäßig erschüttert hat. Am 18. März reichte Bismarck sein Entlassungsgesuch ein und der Kaiser nahm es mit tiefer Bewegung an. Er dankte dem großen Kanzler durch Wort und That, er häufte neue Ehren und Würden auf ihn, ernannte ihn zum Herzoge von Lauenburg und zum Generalobersten der Kavallerie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls und sprach die Hoffnung aus, ihn durch Gottes Gnade noch lange erhalten zu sehen.

Der gewaltige Mann, der viele Jahre hindurch so mächtig in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen,

zog sich nun, von seinem Sohne Herbert begleitet, in die Einsamkeit von Friedrichshagen zurück. Der Abschied von Berlin war großartig: „Ein Begräbniß erster Klasse!“ wie er, nie um ein bezeichnendes Wort verlegen, in bitterem Scherz gesagt haben soll.

„Bismarck am Leben, und nicht mehr im Dienst!“ diesen Gedanken vermochten anfangs Millionen kaum zu fassen. Es war uns, als hätten wir den ersten Kaiser Wilhelm zum zweitenmal verloren. Doch es hat wohl so sein müssen. Die tiefen Gründe, die nähere Vorgänge werden erst später in weiteren Kreise bekannt. Es verlief auch glatter, als mancher fürchtete. Dazu trug verschiedenes bei: der feste, trotz aller Unregelmäßigkeit wohlgeputzte Bau des neuen Reichs, die Persönlichkeit unseres jugendkräftigen Kaisers, und das Bewußtsein in aller Welt, daß der alterprobte Steuermann noch lebt und, so oft es not thut, um Rat befragt werden kann. Möge die Ruhe ihm wohlthun, ihn frisch erhalten noch viele, viele Jahre lang! Und wenn er einst die blitzenden Augen geschlossen hat, vor denen die Feinde so oft die ibrigen zitternd oder zähneknirschend niederschlugen, so schreibt auf das Denkmal des Hünen: „— fueram patriae pars ego magna meae“, zu deutsch etwa: „Er war ein großer Teil seines Vaterlands“, das ist noch bescheiden gesprochen. Sein Name wird nicht verhallen, so lange Deutschland besteht, ja, so lange noch in irgend einem Erdwinkel Kunde der Vorzeit lebt.

Zu seinem Nachfolger wurde der General v. Caprivi ernannt, äußerlich ihm ähnlich und jedenfalls ein sehr tüchtiger Mann. Hat er sich doch schon einmal mit überraschender Schnelligkeit in ein ihm vorher fremdes Fach eingearbeitet und fünf Jahre lang mit Ehren an der Spitze der Admiralität gestanden. Ubrigens hat der Kaiser wiederholt betont, daß er mit voller Überzeugung an Bismarcks Weisheit und thatkräftiger Friedenspolitik festhalten wolle.

Am 22. Mai ging wieder einer der Braven von 1870, der General Eduard Friedrich v. Fransecky, zur großen Armee hinüber. Er hatte sich schon bei Königgrätz, dann aber vorzüglich bei Gravelotte, vor Paris und gegen Bourbaki ausgezeichnet. Sein Andenken wird in Ehren bleiben.

Der Preussische Landtag wurde am 15. Januar durch den Minister v. Bötticher eröffnet. Die Thronrede sprach zunächst den Dank des Königs für die vielen Beweise der Ergebenheit und Treue aus allen Teilen des Landes und der Teilnahme beim Tode der Kaiserin Augusta aus. Zum Geschäftlichen übergehend, bezeichnete sie die Finanzlage des Staats als günstig und kündigte u. a. Vorlagen über Verbesserung der Beamtenbesoldungen und über eine andere Regelung des Steuerwesens an. Sie erwähnte auch die Arbeiterfrage und den Zustand der Bergleute und schloß mit der willkommenen Versicherung, die Beziehungen Deutschlands zu den auswärtigen Mächten seien nach allen Seiten hin gut.

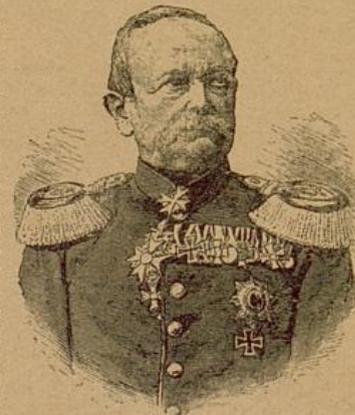
Nicht alle Arbeiten sind erledigt worden. Selbst der Staatshaushalt konnte nicht einmal rechtzeitig zum 1. April festgestellt werden, — am Ende muß man die Frist noch weiter hinauschieben und das Rechnungsjahr künftig von Mai zu Mai laufen lassen. Auch über die Verwendung der Sperrgelder, die sich während des Kulturkampfes aus den innebehaltenen Leistungen des Staats für katholische Geistliche angesammelt haben, konnte man sich zunächst nicht einigen. Die Schwarzen hätten die 16 Millionen gern für ihre Kirche genommen, wollten aber selber nicht einmal Ja! dazu sagen, sondern sich das artige Stimmchen von den anderen Parteien aufdrängen lassen, wozu diese wieder nicht die geringste Lust verspürten. Wie auch ein kluges Huhn zuweilen ein Ei in die Nesseln legt, soll bei dieser Gelegenheit der schlaue Windthorst selbst sich in eine Sackgasse verurteilt haben. Seinen berechtigten Schulantrag brachte er natürlich auch wieder ein, zum Glück ohne Erfolg. Nun, schließlich haben die Landboten das unbedingt Nötige und einiges andere hoffentlich Nützliche doch zustande gebracht. Auf näheres kann sich der Hinkende nicht einlassen, denn er muß auch noch des neuen Deutschen Reichstags gedenken, der am 6. Mai durch Seine Majestät den Kaiser selbst mit einer inhaltreichen Thronrede



Reichskanzler v. Caprivi.

eröffnet wurde. Man soll zwar keinen Tag vor dem Abend loben, auch wahrhaftig keinen Reichstag, doch soviel darf man sagen, der neue raucht sich besser an, als bei dem starken Tobak gefürchtet wurde. Die vielen verbitterten Gegner des großen Kanzlers atmen auf, seitdem die Wucht des Kolosses nicht mehr auf ihnen lastet, und scheinen zeigen zu wollen, daß sie auch ohne jenen strengen Zuchtmeister lieb Kind sein können, — so lang es dauert.

Mit dem angeforderten weiteren Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung dürften sogar die Sozialdemokraten einverstanden sein. Weniger wird ihnen die beabsichtigte Stärkung des ulerlichen Ansehens gegenüber der Zuchtlosigkeit jugendlicher Arbeiter behagen, die dagegen den Ordnungsparteien um so willkommener ist, wie auch die Versicherung, jedem Veruche, an der Rechtsordnung gewaltsam zu rütteln, solle mit unbeugamer Entschlossenheit entgegengetreten werden. Der Kaiser sprach wiederum aus, daß die Erhaltung des Friedens unausgesetzt das Ziel seines Strebens bilde. Aber eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke, insbesondere für die Feldartillerie, dürfe nicht länger hinausgeschoben werden. Auch Ostafrika erfordere noch eine Nachtragsbewilligung, ebenso die Verbesserung eines Teils der Reichsbeamten. So begannen denn die Arbeiten. Daß der neue Reichskanzler Caprivi seine kurze Vorbereitungszeit wohl benutzt hat, bewies er durch eine klare, tiefurchdachte Rede. Für die Heeresvorlage trat der jetzt 90jährige Volkseinziger ein; seine Rede, vom Hause mit Ehrfurcht angehört, wegen der er später vom Kaiser beglückwünscht wurde, dauerte eine Viertelstunde. Über Ostafrika berichtete Major Liebert aus eigener An-



General v. Fransecky.

schauung lebhaft und erfreulich. So wollen wir das Beste hoffen, obgleich der Hinfende fürchtet, daß es noch recht heiß werden wird, und nicht bloß durch die Glut der Sonne.

Ein wichtiges Ereignis, das die öffentliche Meinung sehr aufregte, brachte noch die zweite Hälfte des Juni-monats. Zwischen England und Deutschland hatten lange Verhandlungen über die Abgrenzung des Machtbezirks der beiden Staaten in Ostafrika stattgefunden, die jetzt endlich zum Abschlusse kamen.

Deutschland verzichtete auf eine Anzahl von Gebieten, die man sonst als in seiner Interessensphäre liegend bezeichnet hatte, erlangte aber dafür die Abtretung des zum Sultanat Sansibar gehörigen, von der Ostafrikanischen Gesellschaft gepachteten Küstestrichs, die Grenze an den Kongostaat und — woran niemand gedacht hatte — die Insel Helgoland. So ist unser junger Kaiser auch in Europa bereits der Mehrer des Reichs geworden, und wenn auch das neugewonnene Gebiet nur klein ($\frac{1}{100}$ Quadratmeile) und seine Einwohnerzahl gering (reichlich 2000 Seelen) ist, so ist es doch ein Stück alt-deutschen Landes, das mit dem Reiche wiederum vereinigt worden. Den Hauptwert besitzt die Insel als Seebad, Tausende von Deutschen holen sich dort all-

Natürlich hat der Hinfende sofort seinen Zeichner auf die Insel gesandt, und unser Bild giebt denn einen hübschen Ausblick auf den Strand der Insel, auf Unterland und Oberland und zwei stramme Insulaner; die Karte aber zeigt deutlich die Gestalt des Landes (die benachbarte Dine, welche ehemals mit der Insel zusammenhing, ist jetzt Badeplatz), auch so ziemlich alles, was sich darauf vorfindet, die kleine Stadt, den Leuchtturm, die berühmte Kartoffelallee u. s. w. Möge das schwarz-weiß-rote Banner nur für alle Zeiten stolz auf dem Fels in der Nordsee wehen!

Mit dem afrikanischen Vertrage sind übrigens die meisten deutschen Kolonialpolitiker durchaus nicht zufrieden, es giebt überall viel böse Reden, — nun, darüber wird nächstes Jahr noch manches zu berichten sein.

Nun müssen wir uns noch ein wenig in den deutschen Bundesstaaten umsehen. Das sonst so reich gesegnete Bayern hatte leider wieder mit den übermütigen Schwarzen zu schaffen. Im Juli fand zu Neutadt a. d. S. der pfälzer Katholikentag statt, im September zu München der bayerische, und beide sprachen sich für die Bischöfe gegen die Regierung aus, die doch den geistlichen Herren bereits weit entgegengekommen war. In der Kammer suchte das Centrum den vortrefflichen Minister v. Lutz zu stürzen und bewilligte die Mittel für Kunst und Wissenschaft nicht eher, bis das arme Häuflein der Altkatholiken als nicht mehr zur römischen Kirche gehörig erklärt worden war.

Doch kann der Hinfende zum Glück auch Besseres melden. Am 27. Juli ward in München das 7. deutsche Turnfest eröffnet; unter den vielen tausend Teilnehmern waren auch 1500 Oesterreicher. Dabei hielt Prinz Ludwig, der älteste Sohn des Regenten, eine gar prächtige Rede voll edler Begeisterung und glühender Vaterlandsiebe — könnten wir sie nur ganz

umsehen. Den Turnern aus Deutschland rief er zu: „Unsere Aufgabe ist, treu festzuhalten an Kaiser und Reich und einig zu bleiben.“ Den Oesterreichern: „Halten Sie fest an ihrer deutschen Sprache und Gesinnung!“ Auch für die aus dem Auslande herbeigeströmten deutschen Brüder und für die Fremden hatte er ein freundliches Wort und schloß



Ein Blick auf Helgoland.



Kärtchen von Helgoland.

jährlich Genesung und Erquickung, nirgends kam man die Großartigkeit des Meeres besser kennen lernen als dort auf dem einsamen, baumlosen Felsen, den man in einer halben Stunde zu umgehen vermag. So können wir uns über den Wiedererwerb der Insel wohl freuen, wir brauchen jetzt unser Geld nicht mehr außer Landes zu tragen, und die Nordsee verdient jetzt wieder eher ihren alten Namen: Deutsches Meer. Die Helgoländer freilich sollen über den Anfall an Deutschland nicht besonders vergnügt sein, sie werden unter deutscher Herrschaft wohl ein bißchen tiefer in ihren Säckel greifen müssen als ehehem, und später heißt's auch Soldat spielen. Aber das deutsche Regiment kann den Insulanern nur zum Segen gereichen, da jetzt manches in ihren Verhältnissen faul ist, und die schmutze deutsche Marineuniform wird den jungen Leuten später schon gut stehen und gefallen, zumal die Helgoländer doch seit alten Zeiten tüchtige Seefahrer und Fischer sind. —

hersetzen! Den Turnern aus Deutschland rief er zu: „Unsere Aufgabe ist, treu festzuhalten an Kaiser und Reich und einig zu bleiben.“ Den Oesterreichern: „Halten Sie fest an ihrer deutschen Sprache und Gesinnung!“ Auch für die aus dem Auslande herbeigeströmten deutschen Brüder und für die Fremden hatte er ein freundliches Wort und schloß

damit, daß er den Dreibund als den Hort des Friedens pries. Der Sinkende wünscht dem wackern Prinzregenten Luitpold zu diesem würdigen Sohn und Erben, dem ganzen Beyerlande zu diesem Thronfolger aufrichtig Glück.

Am 7. Juli entgleiste bei Köhrmoos ein Schnellzug, wobei leider 9 Menschen umkamen und 10 verletzt wurden. Am 11. Januar starb der hochgelehrte katholische Theologe Dollinger, 90 Jahre alt. — Kurz vor Thorschluß bringt der Telegraph noch die Kunde, daß der wackere Minister von Luz geschwächter Gesundheit wegen von seinem Amte zurückgetreten. Er hat einen guten Kampf gekämpft. Möge ihm die wohlverdiente Ruhe beschieden sein!

Das schöne Württemberg ist vor einem schweren Verluste anädig bewahrt worden. Als nämlich Sonntag den 20. Oktober der Thronfolger Prinz Wilhelm mit seiner Tochter Pauline in Ludwigsburg zur Kirche fuhr, wurde plötzlich von dem 35jährigen Gerber Müller aus Winnenden ein Schuß auf ihn abgefeuert, der jedoch zum Glück fehl ging.

„Es ist Zeit, daß Württemberg einen katholischen König bekommt“, soll der Nordbube gesagt haben; er selber aber war Protestant und, wie sich bei der Untersuchung herausstellte, irrsinnig.

Am 1. Oktober fand bei Stuttgart ein schweres Eisenbahnunglück statt; man zählte 8 Tote und 50 Verwundete. Am 14. Januar starb hochbetagt Prälat von Gerol, ein frommer Dichter, dessen „Palmblätter“, „Pfingstrosen“ u. s. w. weit verbreitet sind.

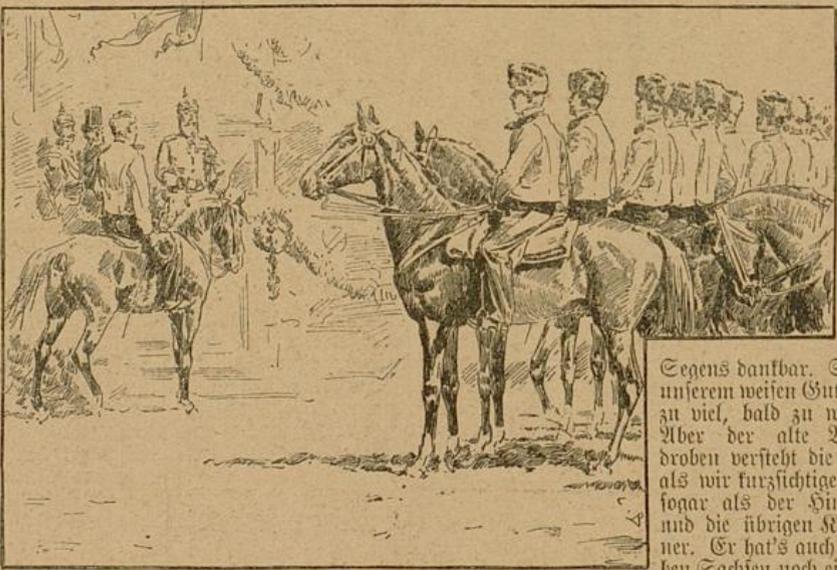
Nach dem Ernst etwas Lustiges! Im April beriet die Zweite Kammer über die Hausierer, welche den anständigen Handelsleuten Schaden thäten und mit einer besondern Abgabe belegt werden sollten. Da passierte einem ehrlichen Abgeordneten etwas Menschliches. Er wollte sagen: „Auch ich halte, in voller Übereinstimmung mit den übrigen Herren hier, die umherziehenden Händler für schädlich,“ drückte sich aber in der Eile so aus, daß man auch verstehen konnte, er erkläre seine eigenen Genossen für eine Landplage. Nämlich er sagte: „Ich halte die Detailreisenden für ebenso schädlich wie die andern Abgeordneten alle!“ Ein schallendes Gelächter belohnte diesen Doppelsinn, den man nicht übelnehmen konnte, da er gewiß nicht beabsichtigt war.

Sachsen feierte im September glänzende Kaisertage. Daß auch die Kaiserin mit ihrem hohen Gemahl nach

Dresden kommen werde, war nicht allgemein bekannt geworden. Sie wurde erst erkannt, als sie mit Königin Karola in den Wagen stieg, und nun brach ein stürmischer Jubel aus. Am Denkfal August des Starben waren 600 Kinder in Festkleidung aufgestellt und sangen mit lieblicher Stimme: „Willkommen, tausendmal willkommen!“ Abends brachten 10000 Bürger mit farbigen Leuchten einen Fackelzug dar. Doch der Sinkende hat nimmer Raum, alles zu erzählen.

Vom 2. bis 3. Oktober suchte ein ungeheurer Landregen das Königreich heim und hielt gerade 24 Stunden an. In dieser kurzen Zeit fielen auf ganz Sachsen an 881 500 000 hl Wasser nieder, die etwa 17 763 Millionen Zentner wiegen. Doch diese großen Zahlen liest man und spricht man aus, ohne sich eine genaue Vorstellung davon machen zu können. Wir wollen deshalb auf eine andere Weise ihrem Begriffe näher zu kommen suchen. Jene Wassermasse würde nach mäßiger Berechnung ausreichen, ein Flussbett von einem Meter Tiefe und 20 Meter Breite zu füllen, das vollständig

den ganzen Erdball umzingeln könnte, wo er am dicksten ist. Gelt, dazu gehört etwas? Manch dürres Land wär' oft für den zehnten Teil dieses



Die Hanauer acht Reiter vor dem Großherzog von Baden.

Segens dankbar. So fällt, nach unserem weisen Gudsünden, bald zu viel, bald zu wenig Regen. Aber der alte Wettermacher droben versteht die Sache besser als wir kurzstichtige Menschlein, sogar als der Hintende selber und die übrigen Kalendermänner. Er hat's auch mit dem lieben Sachsen noch einmal anädig gemacht; der angerichtete Schaden war verhältnismäßig gering.

Der edle Großherzog von Baden hielt am 1. September beim Feste des Kriegervereins in Überlingen am Bodensee eine bedeutungsvolle Rede. „Wir sollen bereit sein zum Schutze des Friedens nach außen und innen, zur Aufrechterhaltung der gegebenen Verding,“ so lautete seine Mahnung.

Im Juli war der Erbgroßherzog zu Freiburg erkrankt, erholte sich aber zur Freude des Landes wieder. — Bei den Abgeordnetenwahlen im Oktober gewannen leider die Schwarzen fünf Sitze.

Am 20. Mai 1890 wurde die sogenannte strategische Bahn des südlichen Baden, die Strecken Jmmendingen—Weizen, Säckingen—Schopfheim und Lörrach—Leopoldshöhe eröffnet. Dieselben umgeben die Zypfel schweizerischen Gebietes diesseits des Rheins und haben daher für den Kriegsfall große Bedeutung. Zugleich aber sind sie auch wahre Meisterwerke der Bahubauttechnik, führen ferner durch die schönsten Berggegenden und werden so sicherlich von den friedlichen Reisenden viel benutzt werden, — will's Gott, für immer nur von ihnen!

In Straßburg wurde am 5. Juni und den folgenden Tagen die große Wanderausstellung deutscher Landwirte für 1890 abgehalten. Da ließ es sich der Großherzog von Baden als getreuer Nachbar des Reichslandes nicht nehmen hinzuzufahren, und es wurde ihm das Vergnügen zuteil, daß gerade die Erzeugnisse seines Landes mit den ersten Preisen bedacht wurden. Seine Anwesenheit benutzten die Bewohner des Straßburg benachbarten Hanauer Landes, seine dankbaren Unterthanen, sich ihm in ihrer hübschen Volkstracht (Pelzmützen, weiße Jacken, rote Westen u. s. w.), wohl 200 Mann zu Pferde, vorzustellen. Der Großherzog unterhielt sich sehr freundlich mit den Herren Bürgermeistern. Auch der Hinkende war nach Straßburg gepilgert und hatte seine helle Freude an den stattlichen Burschen. Möge die alte Tracht und mit ihr die alte gute deutsche Sitte sich hier wie überall lange noch erhalten! Aus den übrigen Bundesstaaten ist nur wenig zu berichten. In Braunschweig starb am 22. Februar der faum in den Ruhestand getretene wadere Minister Graf von Görz-Griseberg. Am 15. September starb Fürst Günther von Schwarzburg-Sondershausen, der übrigens schon 1880 zugunsten seines Sohnes abgedankt hatte; am 19. Januar der regierende Fürst Georg Albert von Schwarzburg-Rudolstadt, ein wadere Herr, der treu zu Kaiser und Reich stand, auch den Krieg gegen Frankreich mitgemacht hatte; dicht an seiner Seite wurde damals sein Adjutant schwer verwundet. Sein Nachfolger, ein Enkel seines Großvaters, ist Günther, bislang Rittmeister bei den Gardesfrassieren.

Nun wär' auch sonst noch gar mancherlei, Großes und Kleines, aus dem lieben Vaterland zu erzählen, aber der Hinkende kann nur noch einzelnes herausgreifen. Daß die Jugend sich eines gesunden Schlafs erfreut, ist bekannt, aber gesund kann man die Leistung jenes Mädchens in Mülhausen nicht mehr nennen, welches vom 22. Juli bis zum 5. August geschlafen haben soll. Als ob's nicht genug wär' an den vielen tausend altbekannten Krankheiten, wurde die arme Menschheit plötzlich von einer nagelneuen heimgesucht, die man Influenza, scherzhaft auch Faulenzia nannte. Aber der Spaß verging einem bald. Mitte November trat sie in Sibirien auf, rückte dann nach Kasan, Moskau, Sebastopol, Petersburg vor, ging Anfangs Dezember über Polen nach Galizien und Österreich, von Nordrußland nach Schweden über, kam darauf nach Kopenhagen, Berlin und Paris, in München war sie am 10., in Brüssel am 11., in Bulgarien, Königsberg, Magdeburg und Dresden erst am 20. Dezember, am Ende des Monats auch in London und Newyork. Über ihre Ausdehnung in Deutschland und ihr Wesen brauchen wir dem geneigten Leser nichts weiter zu sagen, er weiß aus eigener Erfahrung an sich oder andern genug. Aber wie verbreitet sie sich? Man meint durch Ansteckungskeime in der Luft. Regen und Schnee schlagen dieselben nieder und halten sie unschädlich am Boden fest; an beiden hat es uns gerade im November und Dezember gefehlt, sogar in Rußland. Wir wollen uns so viel wie möglich vor dem etelhaften Staube hüten, dabeim und draußen, dagegen nicht murren, wenn wir

einmal im Freien ein wenig angefeuchtet werden von dem wohlthätigen Himmelswasser. — Bei der frühen Wärme 1890 richteten leider in verschiedenen Gegenden Gewitter große Verheerungen an. Im Mai rante zu Dirschau die Lokomotive eines Schnellzugs vollen Laufs in das Bahnhofsgebäude, ohne vorher anzuklopfen. — Donnerstag den 15. Mai ertranken zu Slavikau in Oberschlesien 43 Personen bei der Überfahrt über die Oder, meist junge Mädchen, deren reine Seelen nach dem bitteren Todeskampfe wohl wirklich Himmelfahrt gehalten haben, — der träge Fährmann hatte, um nicht zweimal hin und her zu müssen, das Boot überladen. Auch die Pfingstfreude wurde vielfach durch Verunglückungen zu Wasser und auf Bergen getrübt. Doch genug dieser Unfälle, die sich leider alljährlich wiederholen. Trostloser ist die wachsende Gärung unter den Arbeitern. Neben einigem Guten, das sich auch wohl auf anderem Wege hätte erreichen lassen, hat sie schon unfählich viel Glend hervorgebracht und wohl noch Schlimmeres. Der übermüthige Plan, am 1. Mai wider Recht und Billigkeit allgemein die Arbeit einzustellen, ist zwar noch einmal gescheitert. Aber sonst Streit über Streik, Forderung über Forderung. Wahrlich, nicht Not allein hat dies hitzige Fieber im Körper unseres armen Volkes erzeugt, sondern auch Neid und plammäßige Vergiftung von außen her. Nun tobt es zum Entsetzen und trost gelinden Mitteln, bis es seinen Höhepunkt erreicht. Gebe Gott, daß es sich dann zum Leben, und nicht zum Tode wende, daß wir noch Kraft genug haben, zu gesunden, das fremde Gift anzustofen und alle Glieder zu retten! Dazu wirke jeder an seinem Teile mit, vor allem der ehrliche und verständige Arbeiter selbst!



Graf Julius Anstoss.

Nun zu unsern Bundesgenossen.

Österreich-Ungarn,

das vielsprachige, hat fortwährend unter den Sondergelüsten seiner nicht-deutschen Völkerschaften zu leiden, welche die Reichseinheit bedrohen. Die Czechen liebäugeln mit Frankreich. Als der akademische Leseverein zu Prag in einer Zuschrift an die Pariser Universität sich gar zu der Ankerung verstieg: „Wir lieben, ja wir vergöttern Frankreich,“ da ward es der Regierung doch zu bunt und sie löste ihn auf. Im Landtage kam's zu heftigen Streitigkeiten wegen einer Ehrentafel für den seiner Zeit zu Konstanz verbrannten Reformator Hus. Der Gebrauch der deutschen Sprache bei Prüfungen wurde beschränkt. Die Ungarn setzten es durch, daß künftig statt „Kaiserlich-königliche Armee“ gesagt werde „Kaiserliche und königliche Armee“, wer's versteht, doch soll dadurch die Einheit des Heeres nicht gelockert werden. Die Czechen wollen, daß der Kaiser sich noch besonders als „König von Böhmen“ krönen lasse; die Slowenen regen sich; die Deutschen haben einen schweren Stand. Doch allmählich fangen sie an, sich zu wehren, und das bringt bekanntlich zu Ehren. So ist denn auch ein Ausgleich zwischen ihnen und den Czechen zustande gekommen. Der schwergeprüfte Kaiser Franz Joseph pflegt die Freundschaft mit unserem Herrscher durch persönliche Begegnungen und hält fest am Dreibunde, der übrigens auch von der Mehrzahl seiner Unterthanen als Bollwerk des Friedens gepriesen wird. Der Wehrkraft wendet man fortwährend Auf-

merkbarkeit zu; stellt doch das tüchtige Heer die Einheit des Reichs nach innen und außen dar. Im Februar starb Graf Julius Andrássy. 1850 war er wegen seiner Teilnahme an ungarischen Aufständen kriegsrechtlich verurteilt und gehängt worden, d. h. zum Glück nur im Bilde, er selbst hatte sich zeitig nach Paris gerettet. Und das war gut für ihn und den Staat. Denn nachdem er 1856 ins Vaterland hatte zurückkehren dürfen, reiste er zu einem hervorragenden Staatsmanne heran und war viele Jahre lang, von 1867—79, sogar Minister, unserem Bismarck lieb und wert. Im März trat der ungarische Ministerpräsident Tisza zurück, der seine hohe Stellung fast 15 Jahre lang mit Ehren behauptet hatte. — Auch Österreich blieb nicht von Ausständen und andern Arbeiterbewegungen verschont, die zum Teil von wüsten Ausschreitungen begleitet waren. So wurden zu Wien im April 10 Schnapsläden zerstört. Bei Mährisch-Ostrau mußte das Mannlicher-Gewehr leider in eigenen Lande erprobt werden: in acht erschossenen Aufreißern fand sich nur der Schußkanal vor, aber keine Kugel, sie war durch und durch gegangen.

Nun muß der Hinkende noch etwas gar Seltsames berichten. Die meisten Menschen streben eifrig nach Geld und Gut, nach Rang und Stellung. Aber daß alle diese äußern Dinge nicht immer wahrhaft glücklich machen, geht wieder klärllich aus folgendem Beispiel hervor. Der Erzherzog Johann Salvator war der glänzenden Höhe, auf die ihn seine Geburt gestellt, mit der Zeit gründlich überdrüssig geworden. Er verzichtete, mit Einwilligung des Kaisers, nicht nur auf seinen hohen Rang im Heere, sondern auch auf seine Eigenschaft als Mitglied des kaiserlichen Hauses, nahm den bürgerlichen Namen „Johann Orth“ an, kaufte für 40 000 Mark das dreimastige Segelschiff „St. Margareta“, hißte die österreichisch-ungarische Handelsflagge auf und will fortan als ehrlicher Seemann und Frachtführer, zunächst zwischen Europa und Südamerika, sein Brot verdienen. Der Hinkende begreift's nur halb. Aber er macht sich kein Urteil in fremder Sache an, sondern ruft von Herzen: Glückliche Fahrt! Möge der Fürstensohn seinen Entschluß nie bereuen und noch viele Jahre hindurch in Sturm und Wellenhauch freier und fröhlicher atmen als in der Hofluft! Eines großen Verlustes, der ihn selber nahe angeht, hat der Hinkende noch zu gedenken. Am 10. November 1889 starb zu Benzing bei Wien, einfach und verlassen, der Dichter Ludwig Anzengruber, einer der besten seines engern Vaterlandes und ganz Deutschlands. Seine „Volksstücke“ gehören zum Hervorragendsten, was wir in der Art besitzen, und werden überall gern gesehen, und seine Erzählungen aus dem österreichischen Volksleben sind gleichfalls Meisterwerke. Viele derselben waren für Skalender bestimmt und sind zuerst in solchen erschienen.

Auch der „Hinkende Bote“ brachte einige. Man wird's ihm nicht verdenken, wenn er seinem großen Kollegen, der außerdem ein armer deutscher Dichter war, eine Thräne nachweint.

Ein treuer Freund steht uns näher als ein unzuverlässiger Nachbar, darum wollen wir uns jetzt nicht nach Osten oder Westen, sondern nach dem schönen Süden wenden.

Italien,

das dritte Mitglied des Friedensbundes, behauptet seine angesehene Stellung im Rate der Völker mit Geschick und Glück und dehnt seine Besitzungen in Afrika entschlossen weiter aus. Im August empfing König Humbert eine Gesandtschaft des Königs von Äthiopien, bestätigte auch bald nachher den mit diesem Lande abgeschlossenen Handelsvertrag. Als am 13. September der Ministerpräsident Crispi in Neapel mit seiner Tochter eine Spazierfahrt machte, schleuderte ein junger Bösewicht zwei große Steine nach ihm und verletzete ihn bedeutend am Kinn. Aber die entrißte Bürgerchaft legte ein Pflaster auf diese Wunde, das ihr allen Schmerz benahm. 20 000 Mann mit Fahnen und Musik brachten dem hochverehrten Minister einen Huldigungszug dar, und Crispi sagte gerührt: „Meine Herren, dieser Abend ist der schönste Tag meines Lebens!“ Im Oktober hielt er bei einem Festmahle zu Palermo eine prächtige Rede, deren Kern war: „Roma intangibile! Trotz aller Klagen und Drohungen von innen und außen wird Rom italienisch und unantastbar bleiben!“ Das war eine deutliche Antwort für den Papst, der noch immer in scharfer Tonart seine weltliche Herrschaft zurückverlangt. Der König kann auch sein Wort setzen; das zeigte er wieder im November bei Eröffnung des Parlaments: „Italien hat in 30 Jahren geleistet, was für andere Völker die Arbeit von Jahrhunderten war,“ sagte er mit berechtigtem Stolz und sprach seine Hoffnung auf Erhaltung des Friedens und auf weitere gedeihliche Entwicklung des Landes aus.

Wenn nur bei dem köstlichen Weine der Einheit, Freiheit und Macht der erwünschte „metallische Nachgeschmack“ nicht wäre! Auch in Italien kosten Heer und Flotte viel, die Veränderungen im Innern gleichfalls, und für die Armen und Glenden möchte man doch auch etwas thun. Dafür war nun schon seit Jahrhunderten durch fromme Leute reichlich geforgt. In den Händen der Priesterschaft hatten sich allmählich milde Stiftungen angesammelt, die nicht weniger als drei Milliarden Lire (Franken) mit einem Jahresertrag von 150 Millionen betragen! Aber die Verwaltung durch die geistlichen Herren verschlang davon 100 Millionen; der Rest von 50 Millionen ward meist für „fromme“ Zwecke, Messelosen, Ausschmückung der Kirchen u. s. w. verwendet; für Blinde, Gebrechliche, dürftige Greise



Johann Orth.



Ludwig Anzengruber.

blieb wenig übrig. Er griff Crispi noch einmal mit fester Hand durch. Er strich aus den alten Bestimmungen alles, was nicht mehr nötig, nicht mehr zeitgemäß war: den Verkauf christlicher Sklaven (deren es keine mehr giebt), die Unterstützung von Pilgern, die Pflege von Ausfägigen; ja, der Kaiser meinte sogar, es brauchten keine Seelenmessen mehr für Peute gelesen zu werden, die schon seit Jahrhunderten tot seien, endlich müsse es doch geholfen haben; all die hiedurch ersparten Summen wandte er dem Wohltätigkeitswesen zu. Damit nicht zufrieden, nahm er den geistlichen Herren, wie sie sich auch sträubten und Betermordio schriehen, die Last der kostspieligen Verwaltung ganz ab. „Wir Weltfinder thun's billiger!“ meinte er kalt lächelnd. Das meint der Hinkende auch und hofft, daß in Zukunft die ungeheuren Summen in weit höherem Maße wirklich den Notleidenden zugut kommen.

Am 18. Januar starb zu Turin Amadeo, Herzog von Aosta und früher König von Spanien. — Der Kronprinz von Italien hat eine weite Reise nach dem Osten, nach Wien und Rußland unternommen. Zu Rom fand ein großes Schützenfest statt, auf dem sich die Franzosen besonders an den Loden legten; die Deutschen waren leider schwach vertreten. — Italien ist nicht zu verderben; an seiner heißen Sonne sind im Jahre 1889 nicht weniger als 22 Millionen Hektoliter Wein gewachsen, — hätte der Hinkende nur einen Hektoliter davon im Keller!

Frankreich

blickt auf ein gesegnetes Jahr zurück. Erstens fiel die Ausstellung in Paris über Erwarten glänzend und günstig aus und brachte viel fremdes Geld ins Land; sogar das unsrige verschmähten die sonst so feindseligen Nachbarn nicht.

Ein echter Franzmann mag zwar keinen Deutschen leiden, doch seine Thaler nimmt er gern.

Auch der Schah von Persien war dazu erschienen und wurde beim Mangel sonstiger gekrönter Häupter mit ungemeinen Ehren empfangen. Aber den Eiffelturm besah er sich nur von unten; er traute dem Fahrstuhl nicht. Zweitens hatte Frankreich eine gute Ernte, und das fruchtbare Land bringt in fetten Jahren viel hervor. Das alles kam der Regierung zustatten, denn wenn der ruhige Bürger reichlichen Verdienst und gute Zeit hat, so ist er mit dem Bestehenden zufrieden und wendet sich von den Unstürzern ab. Der Stern Boulangers erblich mehr und mehr, das zeigte sich schon bei den Wahlen im Juli. In 135 Bezirken hatte der *brav' général* sich aufstellen lassen, und nur in 12 wurde er gewählt. Jetzt ging man ihn ernstlich zu Leibe. Es war sein Glück, daß er im Auslande weilte, denn im August ward er vom Staatsgerichtshof wegen Komplotts und Veruntreuung öffentlicher Gelder verurteilt. Es half nichts, daß er mit seinen Genossen

Dillon und Rochefort von London aus dagegen tobte. Auch der Graf von Paris, der gern König der Franzosen werden möchte, hat keinen Erfolg, ebensowenig Prinz Viktor Napoleon. Die Neuwahlen im Herbst sandten nur 100 königlich Gesinnte, 58 Bonapartisten und 47 Boulangisten in die Kammer der Abgeordneten, dagegen 362 Republikaner. So scheint die Republik auf lange Zeit gesichert zu sein, und dazu trug auch der weiße Präsident Carnot das Seinige redlich bei. Im August gab die Stadt Paris 13000 Herren Maires aus dem ganzen Lande ein Festmahl, wobei Carnot eine geschickte Rede hielt. Soviel Bürgermeister hat weder der Hinkende noch einer seiner geneigten Leser je beisammen gesehen, — manchem ist einer, sein eigener, gerade genug. Der Präsident bereiste auch sein schönes Land, ging nach dem Süden, sogar nach Korsika, ward überall gut aufgenommen und machte sich liebenswürdig. In seinem Ministerium traten mehrere Veränderungen ein. Aber



Der Hinkende hätte übrigens dem dienstfertigen Prinzelein drei Jahre Kasernenleben von Herzen gegönnt.

welche Männer auch am Ruder stehen, in einem sind sie alle einig, und die Volksvertreter dazu: die Wehrkraft unablässig zu heben. Durch ein neues Gesetz soll das Heer auf dem Kriegsfuß von 2 Millionen auf 3 Millionen gebracht worden sein. Auch der Generalstab ist zweckmäßig umgestaltet und mit größern Befugnissen ausgerüstet worden. Dürfen wir diesen oßferwilligen und kriegstüchtigen Nachbarn gegenüber abrüsten?

Der Graf von Paris ist samt seiner Familie als staatsgefährlich aus Frankreich verbannt. Aber als sein Söhnlein Philipp von Orleans eben das dienstpflichtige Alter erreicht hatte, dampfte der junge Prinz im Februar munter von Lausanne nach Paris und meldete sich, das Lachen verheißend, zum Eintritt als gemeiner Soldat; das sei die Pflicht eines jeden Franzosen, aber auch sein Recht. Die untern Behörden verloren den Kopf, als der vornehme Rekrut seinen Namen nannte, und wußten nicht, was sie thun sollten. Er wurde von Pontius zu Pilatus

geschickt, schließlich aber verhaftet und wegen Brandbruchs zu längerer Einschließung verurteilt. Nun, er hat in seinem fidelem Gefängnis bei eigener Verpflegung durchaus nicht schlecht gelebt und durch die ungefährliche Spiegelfechtereien seinen Zweck erreicht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der Hinkende hätte übrigens dem dienstfertigen Prinzelein drei Jahre Kasernenleben und einen strammten Unteroffizier von Herzen gegönnt. — Aus

Rußland

kann er seinen geneigten Leser nicht viel Erfreuliches melden. Gegen unsere deutschen Brüder in den Ostseeprovinzen wird erbarmungslos ein Schlag nach dem andern geführt. Die Mittel zur Ausbreitung der griechischen Kirche sind vermehrt worden; die gerichtlichen Verfolgungen der lutherischen Geistlichen dauern fort; die deutschen Zeitungen sind mundtot gemacht; die alten Ratsversammlungen der Städte, die alten Gerichts-

höfe werden aufgehoben, wodurch zahlreiche deutsche Beamte und Richter ihr Brot verlieren; in Schulen und Gymnasien, im Städte- und Eisenbahndienst soll nur russisch gesprochen werden, ob die Leute es verstehen oder nicht; selbst die altberühmte Universität Dorpat bleibt nicht verschont, — kurz, die Stockrussen suchen in rücksichtsloser Weise ihre Sprache und Religion allen andern Unterthanen des Czaren aufzudrängen.

Daß auch Rußland seine Wehrkraft fortwährend mehrt und stärkt, bedarf kaum der ausdrücklichen Erwähnung. Der Kaiser sprach sich zwar auf der Jubelfeier der vor 500 Jahren eingeführten Artillerie in friedlichem Sinne aus. Aber seine vornehmsten Offiziere reden anders. General Noop sagte in Odessa ganz offen: „Wir schieben den Krieg nur solange hinaus, bis wir auf dem Schwarzen Meer eine genügende Flotte haben.“ Und General Obrutschow, der Chef des Generalstabes, soll in einer Denkschrift an den Czaren entwickelt haben: „Feinde umgeben uns von Westen, Südwesten, Süden, Südosten. Stark sein ist die Hauptsache. Der Staat darf nicht um jeden Preis darnach trachten, daß Einnahmen und Ausgaben sich decken: er ist im Nothfalle verpflichtet, mit einem Fehlbetrage zu schließen, um seine Machtstellung zu sichern.“ Der Czar habe eigenhändig unter diese Denkschrift geschrieben: „Ich teile vollständig die geäußerten Ansichten.“

Soviel steht fest: Wir müssen vor dem „Väterchen“ und seinen vielen Millionen „Söhnlein“ fortwährend auf der Hut sein. Das schon so ungeheure Reich sucht sich immer weiter auszudehnen. Einstweilen wühlten die Russen heimlich und offen in Europa und Asien und rüsten; sie haben eine Eisenbahn jenseits des Kaspiischen Meeres bis nach Samarkand gebaut und werden auch den Bewohnern des „himmlischen Reiches“ immer unbehaglicher: an der chinesischen Grenze häufen sie Truppen auf. Freilich herrscht auch unjählich viel Glend und Erbitterung im Lande. Von den Nihilisten erfährt man zur Zeit wenig, nur wenn im Auslande deren verhaftet werden, wie im Mai in Paris; die Regierung unterdrückt jede Nachricht darüber nach Kräften. Aber noch niemals sollen soviel Verbannte nach Sibirien verschickt worden sein als gerade in unsern Tagen, und die Leiden der Unglücklichen sind schon unterwegs in den überfüllten Nachtquartieren entsetzlich. Der Czar, persönlich ein achtungswerter Herr, erfährt durchaus nicht alles und kann noch weniger alle Uebelstände abstellen. Sein Leben, beständig von unsichtbaren Feinden bedroht, ist bei allem Glanze nicht beidenswerth. Hoffentlich hat er einige Erholung auf seiner längern Reise nach Kopenhagen gefunden. Mit seinem „einzigen Freunde“, dem Fürsten von Montenegro, hat er sich durch Familienbände immer fester verbunden: Großfürst Peter hat sich mit Prinzessin Wiltsa, und Herzog Georg von Leuchtenberg mit Prinzessin Anastasia von Montenegro verlobt. Doch soll die Freundschaft in neuester Zeit nicht mehr so groß sein, Fürst Nikolaus möchte gern König von Serbien werden, und das geht doch nicht so leicht.

Der längst schwer leidende König der

Niederlande

und Großherzog von Luxemburg, lebt noch immer; man hört aber wenig von ihm. Nach heftigen Kämpfen ist ein neues Schulgesetz zustande gekommen, durch das Bündnis der Ultramontanen mit den strengkirchlichen Protestanten, zugunsten der nur von Kindern eines Bekenntnisses besuchten Schulen. Dagegen ist das veraltete und fast unerträgliche Steuerwesen noch immer

nicht neugeordnet worden, ebensowenig die Einrichtung des Heeres und der Landesverteidigung. Obgleich die Sozialdemokraten hier noch nicht soviel Boden gewonnen haben als andernwärts, so blieben die Mythenheers doch von Ausständen nicht verschont. In Amsterdam und Rotterdam stellten die Hafen- und Dockarbeiter die Arbeit ein und mußten durch Gewalt und dann durch Nachgiebigkeit beruhigt werden. An ihren Kolonien haben die Holländer auch schon mehr Freude erlebt als zur Zeit. Surinam verkümmert, ist auch in einen Grenzstreit mit den Franzosen verwickelt; auf Suragao wüthete eine entsetzliche Dürre und infolge derselben eine furchtbare Hungersnot; im indischen Inselreiche wächst die Erbitterung der verarmenden Eingeborenen, und der Krieg mit Atjeh oder Atschin ist noch immer nicht beendet. Zwei Helden aus denselben wurden bei ihrer Rückkehr im März zu Amsterdam mit großen Ehren empfangen: der Sergeant Vösl, ein geborener Bayer, und der Soldat Schienhorn aus Magdeburg. Dieser war im Gefecht allen voran in den feindlichen Aufgraben gesprungen und hatte sechs Atschinesen niedergemacht, dabei aber selbst sechs Schüsse und vier Klewanghiebe über den rechten Arm erhalten, dazu war ihm die linke Hand geplatzt worden. Jetzt erhielt er, wie auch Vösl, den Militär-Wilhelmsorden, der ihm jährlich 200 Mark Ehrensold einbringt, und zudem 700 Mark Pension. Auf solche Landsleute darf der Sinkende stolz sein, wenn's ihm auch lieber wäre, sie hätten Schweiß und Blut für unsere Kolonien geopfert.

Die große See- und Handelsstadt Antwerpen in

Belgien

wurde plötzlich von einem furchtbaren Unglück heimgesucht. Ein Franzose Namens Corvilain hatte von der spanischen Regierung 50 Millionen veraltete Patronen gekauft und in einem großen Gebäude am Hafen untergebracht; dort ließ er sie von etwa 40 Arbeitern und 60 Mädchen auseinandernehmen. Am 6. September gegen 2 Uhr nachmittags flog alles mit einem ungeheuren Knall in die Luft. Weit hin zitterte der Boden wie bei einem Erdbeben; gegen 70 Häuser in der Nähe stürzten ein oder wurden sonst schwer beschädigt; von vielen hundert ferner stehenden prasselten die Dachziegel auf die Straßen und die Fensterscheiben sprangen klirrend. Als man sich nach dem ersten Schrecken der Unglücksstätte näherte, lagerte eine ungeheure Rauchwolke darüber, durch welche plötzlich eine riesige 200 Fuß hohe Feuersäule schlug. Nämlich ein benachbartes Lager mit 55000 Fässern Petroleum war in Brand geraten, — da lösch einmal einer! Man mußte sich begnügen, mit äußerster Anstrengung die Nachbarschaft zu schützen. Auf einer dreihundert Meter langen und zweihundert Meter breiten Strecke wüthete das Flammenmeer, bis es endlich nach zwei Tagen aus Mangel an Nahrung erstarb. Der Schaden ward auf 50 Millionen Franken geschätzt. Aber schauerlicher war der Menschenverlust und gräßlich der Anblick der vielen Toten und Verwundeten, der verholzten und zerfesten Überreste. Hier lag ein Bein, dort ein Kopf, an andern Stellen Arme oder blutige Fleischklumpen — grauenhaft! Nicht nur alle Arbeiter bis auf einen waren getödtet, sondern viele ahnungslose Leute und spielende Kinder ringsum in Straßen und Häusern von ihrem Geschick ereilt worden, dem einen das Auge weggerissen, dem andern Hand oder Fuß, manche tot. Das Stöhnen der Leidenden war herzzerreißend, nicht minder das Jammern der Angehörigen beim Auffuchen, ach! und beim Auffinden der Vermißten. Welch unermeßliche Summe von Leid,

durch 250000 Kilo Pulver in einem Nu hervorgebracht!
Eine kurze, aber erschütternde Predigt über den alten Text:

„Mitten wir im Leben sind
Von dem Tod umfangen.“

Es gilt auch für uns, lieber Leser, ohne daß wir gerade auf einem Vulkan sitzen. — Tröstlich war die allgemeine Teilnahme und Hilfsbereitschaft, wie bei ähnlichen Unglücksfällen.

„Wenn mit dem unendlichen menschlichen
Leiden

Unendlich das menschliche Mitleid ringt.“

Am 1. Januar brannte das prächtige Schloß Laeken bei Brüssel ab. Im Kohlengebiet kam es wieder zu Ausständen. Als im April Stanley wie ein Wundertier in Brüssel einzog, wollten die Zeitungsschreiber natürlich die besten Zuschauerplätze haben, die nicht für sie bestimmt waren, wurden aber von der tapfern Bürgerwehr zurückgedrängt und gründlich verhaun.

England

hat Glück. Irland wird ruhiger, der wunderliche Gladstone immer älter und ungefährlicher, Salisbury behauptet sich, obgleich ihn im März das Parlamentsmitglied Labouchere „Lügner“ schimpfte, und böshafte Menschen seitdem wohl, wenn man ihnen etwas Schwerglaubliches berichtet, zu sagen pflegen: „Sie erzählen mir da eine Salisbury!“ Am 27. Juli vermählte sich Prinzessin Luise, die Tochter des Prinzen von Wales, mit Lord Rife und bekam Hochzeitsgeschenke im Werte von 3 Millionen Mark. Anfangs August



Alfons XIII.

Fern im Süd das schöne

Spanien

hält ziemlich Ruhe im Innern und zeigt den alten Stolz nach außen. Als die Franzosen an den Pyrenäen spionierten, wurde verordnet, daß kein Fremder in der Nähe der Grenze Aufnahmen machen dürfte. Die Kisseraten kaperten eine spanische Bark, doch der Sultan von Marokko leistete verständig Er sat. Die ernste Königin-Witwe hat doch gottlob zuweilen auch ein heiteres Stündlein. Im Sommer brachte sie mit ihren Kindern einige Zeit auf einem Landschlosse zu. Als sie eines Tags bei Besichtigung des Hofes zufällig zu einer Wage kam, ließ sie einmal Spafes halber ihrer aller Gewicht feststellen, und dabei ergab sich folgendes:

Sie selber wog	55 Kilo
die Infantin Donna Maria	
Theresia	26 „
die Prinzessin von Asturien	21 „
und der kleine König nur	15 „
alle vier zusammen also	117 Kilo.

So viel wiegt aber die stattliche Schwiegermama und Großmutter Isabella mit der Tugendrose allein! Merk, auch bei gekrönten Häuptern kommt's nicht auf die Leibesfülle an. Den edlen Spaniern ist die leichte Königin wohl lieber als die schwere.

Am 19. Oktober starb König Ludwig von

Portugal,

noch nicht 51 Jahre alt, und bei diesem ernstern Anlaß soll sich ein königlicher Streit erhoben haben. Der Erzbischof von Lissabon ermahnte die Gläubigen: „Betet für die arme Seele im Heffeuer!“ Aber das nahm der päpstliche Nuntius trumm und erwiderte flugs: „Unnötig! Der König ist geradenwegs in den Himmel gekommen: hab' ich ihm doch die Absolution des heiligen Vaters gebracht!“ Hoffentlich behält der Nuntius recht; der Hinkende aber wünscht sich und allen Lesern im letzten Stündlein einen bessern Trost, in den kein Mensch mehr hineinzureden hat. Der Sohn und Nachfolger des Verstorbenen, König Karl, hatte gleich im Anfange seiner Regierung einen schweren Stand der fieberhaften Aufregung seines Volkes gegenüber, das sich von den habhüchtigen Briten in Afrika nicht vergewaltigen lassen will. Aber das kleine Portugal darf mit dem großen England nicht anbinden. Gegen einen glühenden Backofen



König Karl von Portugal.

kam man nicht angähnen. Auch das noch viel kleinere Monats hat seinen Fürsten verloren, Karl III., dieser aber, so lange er lebte, nicht seinen Humor. Selbst über seine Blindheit scherzte er: „Es geht mir, wie weiland Kaiser Karl V., ich sehe in meinen Staaten die Sonne nicht untergehen.“ Und als er das Ende herannahen fühlte, rief er, wie so oft die Beamten seiner verwünschten Spielbank, die noch immer in Flor steht: „Rien ne va plus — es geht nicht mehr.“ Merk: gute Laune ist auch eine Gottesgabe und viel wert im Leben; hoffentlich aber hat

kam man nicht angähnen. Auch das noch viel kleinere Monats hat seinen Fürsten verloren, Karl III., dieser aber, so lange er lebte, nicht seinen Humor. Selbst über seine Blindheit scherzte er: „Es geht mir, wie weiland Kaiser Karl V., ich sehe in meinen Staaten die Sonne nicht untergehen.“ Und als er das Ende herannahen fühlte, rief er, wie so oft die Beamten seiner verwünschten Spielbank, die noch immer in Flor steht: „Rien ne va plus — es geht nicht mehr.“ Merk: gute Laune ist auch eine Gottesgabe und viel wert im Leben; hoffentlich aber hat

dem gespaßigen Herrn im Tod auch der heilige Ernst nicht gefehlt.

Im

Südoften

Europas ist die Ruhe noch einmal notdürftig erhalten oder hergestellt worden, obgleich es durch russische Unruhen an mehr als einer Stelle bedenklich gärt. Die tapfern Türken haben den Aufstand auf Kreta unterdrückt, aber in ihren Klaffen herrscht meist trostlose Ebbe. Das Kriegsschiff *Erzgroul*, welches dem Mitado von Japan einen hohen Orden überbringen sollte, kam in 9 Monaten nicht ans Ziel; mehrmals versagte die Maschine; in jedem Hafen mußte es aus Mangel an Geld liegen bleiben; in Singapore hatte es nicht einmal mehr Pulver, um die üblichen Ehrenschnüße abzugeben, wurde deshalb von dem ergriminten englischen Gouverneur nicht als Kriegsschiff angesehen, sondern sollte Hafengebühren zahlen, und wenn es sich nicht losgeißt hat, so list es noch da. — In Rumänien sucht Prinz Ferdinand von Hohenzollern, Bruder und voraussichtlich Nachfolger des kinderlosen Königs, die Herzen seiner zukünftigen Unterthanen zu gewinnen. — In Serbien wurde der junge König Alexander feierlich gesalbt. Aber seine Mutter Natalie ist ins Land zurückgekehrt, und der russische Einfluß wächst. — In Bulgarien hält sich Prinz Ferdinand der Nichtanerkannter noch immer tapfer. Der junge Staat hat sogar dem drängenden Rußland die „Befreiungskosten“, die aus dem Kriege herrührende Schuld, bar bezahlt. Im Februar mußte Major Panitya als Verschwörer verhaftet werden. Derselbe wurde am 28. Juni standrechtlich erschossen.

Warum der Hinkende jetzt nach

Afrika

hinübersteht, wird dem geneigten Leser bald klar werden. Die armen Schulbuben! sie müssen immer mehr lernen. Als wir noch in die Schule gingen, da wurde man mit dem „dunklen Erdteil“ trotz seiner gewaltigen Größe bald fertig, denn mitten auf der Landkarte stand: „Unbekanntes Innere.“ Das ist nun anders geworden. Kühne Reisende durchqueren und erforschen Afrika immer mehr; die Karten werden berichtigt, die Lücken ausgefüllt, und ein vorsichtiger Mann sprach neulich gelassen: „Wenn man heut eine Karte kauft, so tangt sie schon morgen nicht mehr; ich warte nun, bis endlich die allerbeste herauskommt und nichts mehr geändert wird.“ Auch mancher brave Deutsche hat, als Glaubensbote oder Forscher, sich dort verdient gemacht, ja Gesundheit und Leben dabei eingebüßt. So ist es ganz in der Ordnung, daß wir auch bei der Verteilung des noch herrenlosen Gebiets nicht leer ausgehen. Bisher haben wir an drei oder vier Stellen Fuß gefaßt. Erstens an der Westküste in Kamerun, wo Einnahme und Ausgabe sich schon decken sollen, und südlicher im Damara- und Namaqua-Lande zwischen dem Kumenne- und dem Drangestluß. Zweitens an der Ostküste nördlich vom Flusse Rovinna bis etwa zur Mündung des Fließchens Umba, wo freilich über den schmalen Saum der Sultan von Sansibar noch eine gewisse Ober-

hoheit hat; dann wieder nördlich vom Flusse Tana im Süd-Somalilande. Zwischen diesen beiden Gebieten, Sansibar und Somali, hat sich die englische ostafrikanische Gesellschaft eingeklinkt. Nach dem Innern zu sind die Grenzen noch nicht genau festgesetzt. Zur Zeit verhandeln wir wieder darüber mit den Engländern in Berlin. Jedenfalls müssen wir bis zu den großen Seen Viktoria Nyanza und Tanganyika und in unmittelbare Berührung mit dem belgischen Kongostaat kommen. Aber das gönnen uns die eifersüchtigen Engländer nicht. Sie haben mehr Geld und in überseeischen Unternehmungen mehr Erfahrung als wir und verstehen es meisterhaft, unter allerlei frommen und hochtönenden Redensarten ihrem Vorteil rücksichtslos nachzugehen. Als ob sie nicht schon in allen fünf Erdteilen genug und übergenug Land besäßen, mehr als sie auf die Dauer bewältigen und festhalten können, greifen sie gierig auch in Afrika immer weiter um sich,

und ärgerten uns am liebsten ganz hinaus. Sie möchten, vom Kaplande beginnend, einen Keil durch die ganze Mitte bis nach Ägypten treiben, das sie ja auch noch immer besetzt halten. In Wadelai am obern Nil behauptete sich viele Jahre lang Emin Pascha, ein geborener Deutscher, der mit seinem wahren Namen Eduard Schnizer heißt, anfangs in ägyptischen Diensten, später ganz auf eigene Faust, gegen die Angriffe der Araber. Um ihn zu entsetzen, zog im Auftrage eines deutschen Vereins der kühne Reisende Peters aus. Die Engländer legten ihm tüchtig allerlei Hindernisse in den Weg. Doch überlistete er sie und dranz am Tanaflusse aufwärts. Da verbreitete sich im November die Trauernachricht, er sei im Kampf mit den Eingebornen gefallen. Viele Blätter widmeten ihm einen ehrenvollen Nachruf; selbst englische Zeitungen presteten sich einige Krokodilstränen an. Aber siehe da! der Totgesagte tauchte wieder auf, — möge er



Marinesoldat.

nach dem Sprichwort noch recht lange leben! Kühnliches und Erfreuliches kann der Hinkende von dem Reichskommissär Major Wismann berichten. Derselbe setzte in unsern ostafrikanischen Schutzgebieten den Kampf gegen die arabischen Sklavenhändler mit dem besten Erfolge fort. Schon im Juli hatte er vier Hauptorte, Bagamoyo, Saadani, Pangani und Tanga, in seine Gewalt gebracht. Da überfielen Truppen des Rebellenführers Buschiri die Station Mpuapa im Innern, wobei ein deutscher Beamter ermordet wurde. Wismann rüstete sich alsbald zu einer Unternehmung gegen diesen mächtigen Feind, bestand siegreich manchen Kampf, nahm viele befestigte Stellungen mit Sturm und sicherte die Handelsstraßen auf mehrere Tagereisen weit. Seine Truppe besteht aus angeworbenen Sudanesen, doch hat er auch einige deutsche Offiziere, z. B. v. Grabenreuth und Schmidt, — wo wäre diese große Familie nicht vertreten? — auch 309 er Seesoldaten von unsern in den dortigen Gewässern befindlichen Kriegsschiffen zur Hilfe herzu. Ein waderer

Landsmann des Hinkenten, A. W. aus Vahr, hat als Marinesoldat an vielen der Stämpfe und Züge teilgenommen und seinen Verwandten in der Heimat schöne Briefe darüber geschrieben, aus denen wir hier einige Auszüge geben: „Wir schifften mit einem Offizier und 10 Matrosen aus, nahmen im deutschen Stationsgebäude zu Bagamoyo Wohnung und blieben bis zum 8. Januar da liegen. Während dieser Zeit hatten wir keine freundigen Tage, denn wir hatten immer kleinere Gefechte mit den Arabern. So kam es, daß am heiligen Weihnachtsabend wir von einer solchen Bande überrumpelt wurden. Wir saßen ganz vergnügt in unserem Gebäude bei Wein und Bier, als es auf einmal von allen Seiten trachte. Wir stürzten sogleich an unsere Gewehre, eilten die Treppe hinunter auf die Straße, aber o wehe! kein Mensch war mehr zu sehen. Nun befahl unser Lieutenant, daß wir Wache stehen müßten; „es thut mir leid, Kinder,“ sagte er, „daß ich euch am heiligen Weihnachtsabend soll Posten stehen lassen; aber wenn wir unser Leben behalten wollen, so müssen wir es thun!“ Wir standen also mit neun Mann Posten, jeder 2 Stunden; es dauerte aber nicht lange, als unser Posten meldete: das Stationsgebäude brennt! Kaum hatte es der Posten gemeldet, als auch schon mehrere Kameraden in unser Zimmer eintraten und ausriefen: „Rette dich, wer kann! das ganze Hinterhaus steht in Flammen!“ Wir nahmen mit, was noch zu retten war, und brachten es in Sicherheit. Löschten konnten wir nicht, da fast im ganzen Dorf kein Wasser aufzutreiben war. Und die dämlichen Neger sind nämlich so dumm, daß es nicht zu beschreiben ist: brennt irgend ein Haus, so springen alle Neger im Dorf zusammen und weinen wie die Kinder; statt daß sie nach Wasser laufen, nehmen sie Holz oder trockene Kokosnussschalen und schmeißen sie auf das brennende Haus, damit wollen sie die Flammen ersticken, — aber leider brennt es dann noch stärker. Das Haus brannte also vollständig nieder; wer es angezündet hatte, oder wo die Schiffe herkamen, wußte man nicht. Wir wußten also nichts anderes zu thun, als an Bord des „Vulkan“ zu gehen. Wir lichteten am 24. Dezember die Anker und dampften nach Bangani und wurden wieder an Land stationiert. Da hörten wir auf einmal die freundige Nachricht, daß es den Wismanischen Negerfeldaten gelungen sei, den Anführer Buschiri gefangen zu nehmen und zwar in Bangani an dem Orte, wo wir vom 25. Dezember bis 1. Januar stationiert waren. Die Freude war groß unter uns, sogar die Negerfeldaten

freuten sich darüber. Ich hatte das Glück, den Buschiri am 2. Januar in Bagamoyo zu sehen, wo er den gleichen Tag vor unsern Augen gehängt wurde (in den Zeitungen wird berichtet, er sei am 16. Dezember erschossen worden, was nicht wahr ist). Als er gefangen genommen wurde, wurde er dem Stationschef Schmidt von Saadani und später Major Wismann vorgeführt. Als Buschiri alles gestanden hatte, sagte Wismann zu ihm, Pulver und Blei hätte er nicht mehr für ihn, er hätte schon viel zu viel wegen ihm verbraucht. Der Galgen wurde klar gemacht und die Schlinge heruntergeführt. Buschiri benahm sich bis auf den letzten Augenblick militärisch; er stieg selbst auf die Kränze und legte sich die Schlinge um den Hals; die Kränze wurde ihm unter den Füßen weggezogen und — schwapp! da hing er. „So,“ sagte Wismann, „so geht es einer weg, geht noch die andern.“ — Am 3. Februar zog Wismann mit ungefähr 800 Soldaten gegen Vanaberi, während wir das Lager von Wismann besetzt hatten; frühmorgens 5 Uhr gingen sie weg, nachmittags 2 Uhr konnte man von unserem Lager aus wahrnehmen, daß jetzt das Gefecht losging, denn man konnte deutlich starke Rauchwolken sehen. Am 4. Februar kam Wismann mit seinen Soldaten zurück, er hatte 10 Verwundete, darunter einen deutschen Unteroffizier, der erst acht Tage im Dienste des Majors Wismann stand. Er war am Gehör; als er feuerte,



Einer von der deutschen Schutztruppe.

sprang die Granate hinten heraus und riß ihm den rechten Arm weg. Der arme Kerl starb vor unsern Augen, nachdem er drei Stunden im Kreise seiner Kameraden war. Er wurde in Sansibar unter militärischen Ehrenbezeugungen auf dem deutschen Friedhofe begraben. Wie die deutschen Unteroffiziere erzählten, so soll dieser Vanaberi stark besetzt gewesen sein mit Palissaden aus lauter starken Bäumen ringsum, so daß an ein Hineinkommen vorläufig gar nicht zu denken war. Als unsere Mannschaften die ersten Schüsse abgaben, sangen Vanaberi seine Kerls. In seinem Lager waren zwei Eingänge. (Wie ich Dir geschrieben, hatte er bei dieser Expedition 3 Mann von den Wismanischen Truppen totgeschossen, denselben die Köpfe abgeschnitten und sie an seinem Haupteingang aufgesteckt, so daß es ein scheußlicher Anblick gewesen sein soll, wenn man da hinschaute.) Trotzdem Vanaberi so stark besetzt war, gelang es uns doch, es zu erobern. Die Sudanesen waren die ersten, welche in seinem Lager eingedrungen waren, wo es denselben gelang, seine Leute auseinander zu sprengen.“



Buschiri vor Wismann.

Im April nahm Wismann auch die Küstenstadt Kilwa ein, wobei ihn wieder unsere Kriegsschiffe „Karola“ und „Schwalbe“ unterstützten; ferner im Mai Pindi und Witindani. So hat er den dreimonatlichen Urlaub, den ihm der Kaiser bewilligt, wohl verdient. Als er

Ende Juni in Berlin eintraf, wurde er in den Adelstand erhoben, und der Reichstag gab ihm zu Ehren einen Festkommers, wobei Windthorst den Liebenswürdigen spielte. Für die katholischen Missionen, die sich übrigens in Afrika segensreich erweisen sollen, kann man schon etwas thun.

Vorgeblich auch um Emin Pascha zu befreien, war schon vor einigen Jahren vom Kongo aus der Amerikaner Stanley aufgebrochen, ein kühner und bedeutender Mann, dem der Hintende aber nicht mehr über den Weg traut. Mit reichlichen Mitteln versehen und des Landes von seinen frühern Jüngen her kundig, erreichte er endlich sein Ziel und nötigte Emin, mit nach der Ostküste abzugehen. Es ist in dieser Geschichte noch manches dunkel; die Zukunft wird wohl Licht hineinbringen. Genug, im November trafen Stanley und Emin auf deutschem Gebiet ein; Wislmann hatte ihnen Lebensmittel entgegen geschickt und empfing sie am 5. Dezember aufs beste in Bagamoyo. Da mußte dem tapfern Emin, der so viele Jahre lang allen Gefahren getrost, zu böser Zeit noch im Kreise seiner Freunde ein Unglück widerfahren. Seine Augen haben gelitten; er that abends einen Fehltritt und stürzte zu einem bis auf den Fußboden reichenden offenen Fenster hinaus. Zum Glück ward er von seinen Verletzungen wieder hergestellt. Er trat in deutsche Dienste und unternahm, unermüdet und nicht entmutigt, alsbald wieder einen Zug ins Innere, auf dem ihn unsere besten Wünsche geleiten. Eine Photographie von ihm, die er jenem obenerwähnten Fahrer schenkte, bringen wir hier in getreuer Nachbildung. — Stanley dagegen ging nach Europa und ließ sich feiern in Brüssel und London. Und nun stellt es sich heraus, daß dem doppelzüngigen Kameraden die Rettung Emin's nur ein Deckmantel war, sein eigentlicher Zweck aber, uns Deutschen Land vorwegzunehmen und für die nimmerfattten Engländer zu tapern. Durch heuchlerische Lobpreisungen und übertriebene Schilderungen unserer Erfolge reizt er die öffentliche Meinung gegen uns auf. Neuerdings hat er sich verlobt. Hoffentlich bekommt er eine böse Sieben, die ihm mit Zins und Zinseszins vergilt, was er an uns verbrochen. Den inzwischen erfolgten Abschluß des Vertrages zwischen England und Deutschland haben wir oben unter „Deutschland“ bereits erwähnt. Da die Akten über die Angelegenheit noch nicht geschlossen sind, muß der Hintende seine Leser aufs nächste Jahr vertrösten. Ein schlechtes Geschäft scheinen die Engländer nicht eben gemacht zu haben.

Schwachen gegenüber reißt John Bull erst recht sein großes Maul auf, das haben die armen Portugiesen

wieder schmerzlich erfahren. Sie besitzen der Insel Madagaskar gegenüber eine langgedehnte Küstenstrecke des ostafrikanischen Festlandes; die Grenzen im Innern sind, wie auch anderswo, nicht genau bestimmt; der tapfere Major Serpa Pinto drang weiter vor, als den Briten lieb war: alsbald erzwangen dieselben durch

fürchterliche Drohungen seine Zurückberufung. Ob's recht war, will der Hintende nicht entscheiden; schön war's nicht. — Besser geht's den Italienern in Abyssinien und an der Küste; sie befestigen und erweitern ihre Herrschaft. Auch den Franzosen geht's gut in Algerien und Tunis. Der grausame König von Dahomey ist wieder zu Kreuz getrocknet; sein Regiment streitbarer Jungfrauen hat ihn nicht retten können. — Der Kongostaat gedeiht. — Marokko hält sich noch immer. Eine Gesandtschaft unseres Kaisers ist mit reichen Geschenken nach Fez gezogen.

Nun segeln wir nach

Amerika

hinüber, das noch alljährlich Tausende Europäer anlockt und wirklich ein sehr glückliches Land sein könnte, aber es ist überall dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Vereinigten Staaten, deren Zahl seit dem 1. Oktober durch Aufnahme von Nord- und Süd-Dakota, Montana, Washington und Neu-Mexiko auf 42 gestiegen ist, Franken an Günstlingswirtschaft, Stellenjägerei und Beamtenhabsucht; um den Dollar dreht sich fast alles; neben über großem Reichtum herrscht grenzenlose Armut. Im Oktober wütheten gewaltige Brände in den Städten New York und Boston; der Schaden wurde auf 18 Millionen Mark geschätzt. Im April tobte ein furchtbarer Orkan durch Illinois; 2500 Häuser wurden umgeweht, 500 Personen getödtet und 3000 verlest. Im Mai brach in einer Irrenanstalt bei Montreal in Kanada eine Feuerbrunst aus und über 100 Menschen verbrannten elendiglich.

Der einzige Thron, der noch in der neuen Welt stand, ist nun auch ruhmlos niedergestürzt. Kaiser Pedro II. hatte fast fünfzig Jahre über das ungeheure Brasilien geherrscht, ein hochgebildeter, menschenfreundlicher Herr, voll des besten Willens, aber fränklisch und schwach. Einen Sohn hatte er nicht; die Kronprinzessin

Isabella und ihr Gemahl waren unbeliebt. Die hochherzige, aber vielleicht zu plötzlich erfolgte Befreiung aller Sklaven hatte viele Grundbesitzer geschädigt und die Unzufriedenheit im Lande vermehrt. Das benutzten die Gegner der Kaiserherrschaft und priesen der leichtgläubigen Menge als Heilmittel aller Schäden die Republik an. Mitte November gewann der General Fonseca die Truppen von Rio de Janeiro, bildete eine



Emin Pascha und Begleiter.



Dem Pedro von Brasilien.

provisorische Regierung und nötigte den Kaiser, sich sofort mit seiner Familie nach Europa einzuschiffen. Das alles lief fast ohne Blutergießen und so glatt ab, daß man kaum weiß, worüber man sich mehr wundern soll: über den Mangel an Treue und Anhänglichkeit in Heer und Volk, oder über die Fügsamkeit des Kaisers, der freilich im letzten Augenblicke die Versäumnis vieler Jahre nicht mehr gut machen konnte. Er ging nach seinem Stammlande Portugal und verlor dort, wie ein Unglück selten allein kommt, im Dezember seine Gemahlin Theresie durch den Tod. — Das Schicksal der neuen Republik läßt sich natürlich nicht vorausbestimmen, großes Vertrauen in ihre Zukunft hat der Sinkende aber nicht, da er die Geschichte der andern südamerikanischen Freistaaten kennt.

In Japan

haben verheerende Überschwemmungen ganze Städte weggewaschen und 10 000 Menschenleben vernichtet.

So wüthen in allen Erdteilen Feuer, Wasser und Wind gegen die armen Menschen und ihre Werke, und als ob's damit nicht genug wäre, helfen die verblendeten Sterblichen vielfach noch selber nach. Aber die alte Erde steht noch, und der alte Gott lebt noch und verläßt kein Volk, das ihn nicht verläßt: er helfe weiter!

Auf frohes Wiedersehen im nächsten Jahr!

Das Weitererscheinen des „Malerischen Volksatlas“ mußte eingestellt werden, da sich beim Publikum nicht die erforderliche Teilnahme an dem eigenartigen Kartenwerke zeigte. Der Kalender wird dafür mit andern Beilagen versehen. So bringen wir in diesem Jahre einen in künstlerischem Farbendruck ausgeführten Wandkalender, der außer Darstellungen zu den vier Jahreszeiten eine Reihe von Trachtenbildern aufweist. Wir wollen hier gleich einen kurzen erklärenden Text dazu geben.

Von den alten Ritterzeiten hat wohl jeder einmal gehört und mit Vergnügen von den mannigfachen Abenteuern, welche die wackern Kämpen meist im Dienst ihrer Damen, im Minnedienst, bestanden, gelesen. Man ist gewöhnt, sich die Ritter immer im klirrenden Eisenpanzer vorzustellen, aber daselbe war doch wohl ein bißchen zu schwer, um lange getragen zu werden; unser Bild giebt denn den Ritter in der Tracht, die er etwa zu einem Feste anlegte, und zeigt auch seine „minnigliche Frau“ im Festgewande. Das dreizehnte Jahrhundert zeitigte in Deutschland die höchste Blüte des Rittertums, dann verfiel es, und statt des edlen Minnedienstes frönten die Ritter ihrer wilden Kriegs-, Jagd- und Trinklust; so hat unser Zeichner mit Recht bei der Jahreszahl 1400 einen Jäger mit Horn, Speiß und Schwert abkonterfeiet. Das fünfzehnte Jahrhundert brachte übrigens die wunderlichsten Moden, die die Welt jemals gesehen hat, wir erwähnen nur die ungeheuren Schnabelschuhe, die Schellentracht u. s. w. Mehr und mehr verlegte sich dann der Schwerpunkt des damaligen Lebens in die Städte, und so sehen wir bei der Jahreszahl 1500 ein Bürgerpaar, sie in der kleidsamen sogenannten Gretchentracht mit niedlichem Häubchen, er stattlich mit einer Art Varetz, pelzverbrämtem Rock u. s. w. Goethes „Faust“ ist ungefähr in jene Zeit verlegt, wir könnten also annehmen, das Mädchen sei Goethes Gretchen, das jener Tracht bei uns den Namen gegeben, der Mann Faust selber und der darauf folgende Landsknecht (Kanzknecht) — Gretchens Bruder Valentin. Von den Landsknechten sind noch jetzt zahlreiche Geschichten im Schwange, wie sie ehemals von

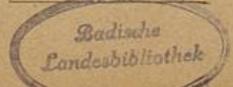
Hans Sachs, dem wackern Nürnberger Schuhmacher und Poeten, und vielen andern aufgezeichnet wurden. Es war eine böse übermüthige Rotte, wie es denn das Kriegsleben in ganz Europa mit sich brachte, aber auch manches frische junge Blut war dazwischen. Ihre gewaltigen Bluderhosen und geschlitzten Wämser waren eine sehr kostspielige Tracht, und es wurde selbst von der Kanzel gegen den „Hofenteufel“ geeifert. Die Landsknechte wurden abgelöst durch die Krieger des Dreißigjährigen Krieges, die Wallensteiner und andere. Ihre Tracht wurde von der spanischen stark beeinflusst, die damals die allgemein herrschende war, aber nur so lange, als Spanien stark und mächtig war. Steifheit, mit der das Benehmen natürlich zusammenpassen mußte, war das Hauptkennzeichen der spanischen Tracht. Dann kam die französische Tracht auf, die Ludwige und ihr Paris gaben den Ton an, und französisch ist auch die kokette Rococotracht, in der das Brautpaar auf unserem Bilde erscheint. Ob die Dame gepudert ist und Schönplästerchen trägt, ist aus dem Bilde leider nicht zu ersehen. Die Rococotracht hat sich in den Hauptzügen lange genug gehalten, es mag noch immer Leute geben, die sich an Perücke (bei Geistlichen), Haarbeutel und Zopf erinnern. Der Zopf wurde besonders in den Heeren gepflegt, und man kann überzeugt sein, daß der von uns abgebildete Grenadier Friedrichs II. einen ganz gehörigen hat. Die französische Revolution brachte ihn ab, und der wackere Püsgower Jäger, der neben dem Grenadier steht, hat sicherlich keinen, — doch machte man nach den Freiheitskriegen noch Versuche, ihn wieder einzuführen, so in Kurhessen. Man unternimmt aber ganz vergeblich, der vorgeschrittenen Menschheit einen alten Zopf wieder anzuhängen. In der Gegenwart herrscht immer noch die französische Tracht vor, doch kann man allmählich von einer Welttracht reden, da sich eigentliche Nationaltrachten nur in wenigen verlorenen Winkeln Europas und bei halbwildem Völkern erhalten haben, — die ganz wilden huldigen bekauntlich der äußersten Einfachheit in der Kleidung. Daß die gegenwärtige Tracht, namentlich die Männertracht, sehr schön sei, kann man gerade nicht sagen, die Bildhauer sind mit ihr sehr unzufrieden, und auch die Maler, da sie alle leuchtenden Farben verschmäht. Die Zeit ist aber im ganzen zu ernst, als daß wir helle prunkende Kleider zu tragen vermöchten, wir Männer wenigstens. Bei den Frauen ist das anders, sie sind wie die Blumen im Felde und im Garten mannigfach bunt gekleidet, — und mancher Ehemann wünschte, daß ihnen der liebe Gott ihre Pracht und Herrlichkeit mit auf die Welt gegeben, wie eben den Blumen. In neuester Zeit sucht man die Kleidung vor allem so einzurichten, daß sie der Gesundheit möglichst zuträglich ist.

Albert Bürklin †.

Im Alter von 74 Jahren ist zu Karlsruhe am 8. Juli Albert Bürklin, der langjährige treue Mitarbeiter des Hinkenden Boten, ja, seine Hauptstütze, geschieden. Da der diesjährige Kalender bereits im Druck ist, kann erst der des nächsten Jahres eine eingehende Lebensbeschreibung des Berewigten bringen. Mit dem Hinkenden beklagen sicherlich Tausende seiner Leser den unerseßlichen Verlust.

Genealogie.

- Deutschland.** Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, reg. f. 15. Juni 1888, verm. 27. Febr. 1881 mit Kaiserin Auguste Viktoria, geb. 22. Okt. 1858, des f. Herzogs zu Schleswig-Holstein Tochter. Kinder: 1. Kronprinz Wilhelm, geb. 6. Mai 1882; 2. Pr. Friedrich, geb. 7. Juli 1883; 3. Pr. Albrecht, geb. 14. Juli 1884; 4. Pr. August Wilhelm, geb. 29. Jan. 1887; 5. Prinz Oskar, geb. 27. Juli 1888. Geschwister des Kaisers: 1) Charlotte, Erbprinzessin v. S. Meiningen, 2) Pr. Heinrich, geb. 14. Aug. 1862, verm. 24. Mai 1888 mit Fr. Irene von Hessen, geb. 11. Juli 1866, Sohn: Pr. Waldemar, geb. 20. März 1889, 3) Pr. Viktoria, geb. 12. April 1866, 4) Sophie, Kronprinzessin von Griechenland, 5) Pr. Margarete, geb. 22. April 1872. Mutter des Kaisers: (Kaiserin und Königin Friedrich) Viktoria, geb. 21. Nov. 1840, Witwe d. am 15. Juni 1888 verst. Kais. Friedrich, Paterschwester v. Kaisers; Luise, Großh. von Baden, Mutter der am 21. Jan. 1883 f. Pr. Karl (Großherzog v. Mecklenburg); a) d. am 15. Juni 1885 f. Pr. Friedrich Karl Kinder: (1) Elisabeth, Erb-Gröfherzogin v. Oldenburg, (2) Pr. Luise Margarete, geb. 25. Juli 1890, verm. 13. März 1879 m. Pr. Arthur v. Großbritannien u. Irland, (3) Pr. Fr. Leopold, geb. 14. Nov. 1865, verm. 24. Juni 1889 mit Pr. Luise Sophie, Schwester d. Kaiserin, b) Pr. Luise, geb. 1. März 1829, c) Pr. Anna, geb. 17. Mai 1836, verm. 26. Mai 1853 mit Friedrich, Eogr. v. Hessen, Witwe seit 14. Okt. 1884. Kinder des am 14. Okt. 1872 f. Pr. Albrecht (Großherzog des Kaisers): 1) Pr. Albrecht, geb. 8. Mai 1837, am 21. Okt. 1885 a. Reg. des Herzogs Braunshweig erw., verm. 19. April 1873 mit Pr. Marie von Sachsen-Altenburg, geb. 2. Aug. 1854, 2) Pr. Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842, verm. 9. Dez. 1865 mit Herzogin Sibyl. v. Mecklenb.-Schw. Witwe seit 28. Juli 1879.
- Baden.** Großherzog Friedrich Wilh. Ludw., geb. 9. Sept. 1826, folgte in der Reg. seinem Vater, dem Großh. Leop., 24. April 1852, vermählt 20. Sept. 1856 mit Großh. Luise Marie Elisabeth, geb. 3. Dez. 1818, T. des f. Kaisers Wilhelm I. — Kinder: a) Erb-Gröfherzog Friedr. Wilh., geb. 9. Juli 1857, verm. 20. Sept. 1885 mit Erb-Gröf. Sibyl., geb. 5. Novbr. 1864, des Herzogs Adolf von Nassau T., b) Viktoria, Kronprinzessin v. Schweden, — Geschwister: a) Alexandrine, Herzogin v. S. Koburg-Gotha, b) Pr. Wilhelm, geb. 18. Dez. 1829, verm. 11. Febr. 1863 mit Pr. Maria von Preußen, geb. 16. 4. Okt. 1841. — Kinder: 1) Pr. Marie, geb. 26. Juli 1865, vermählt 2. Juli 1889 mit Erbr. Friedr. v. Anhalt, 2) Pr. Maximilian, geb. 10. Juli 1867, c) Pr. Karl, geb. 9. März 1832, verm. 17. Mai 1871 mit Kofalie, Gräfin v. Rhena, geb. 10. Juni 1815, d) Pr. Maria, geb. 20. Nov. 1834, verm. 11. Sept. 1858 mit Fürst Ernst von Krünigen, e) Pr. Gisela (jetzt Olga), geb. 20. Sept. 1839, verm. 28. Aug. 1857 mit Großh. Michael v. Rußland, geb. 25./13. Okt. 1832.
- Anhalt.** Herzog Friedrich, geb. 29. April 1831, reg. seit 22. Mai 1871, verm. 22. April 1854 mit Herzogin Antoinette, Pr. v. S. Mecklenb., geb. 17. April 1838. — Erbr. Friedrich, geb. 19. August 1856, verm. 2. Juli 1889 mit Erbr. Marie, geb. 26. Juli 1865, des Pr. Wilhelm v. Baden Tochter.
- Bayern.** König Otto I., geb. 27. April 1848, reg. seit 13. Juni 1886 unter Regentenschaft seines Oheims Prinz Ludwig, Regent seit 10. Juni 1886, geb. 12. März 1821. Präsumtiver Thronf.: Pr. Ludwig, ältester Sohn des Regenten, geb. 7. Jan. 1845, verm. 20. Februar 1868 mit Maria Theresia, geb. 2. Juli 1849, Erb. v. Österreich-Este.
- Belgien.** König Leopold II., geb. 9. April 1835, reg. f. 10. Dez. 1865, verm. 22. Aug. 1853 m. Kön. Marie Henriette, geb. 23. Aug. 1836, Erb-Gröfherzogin von Österreich.
- Braunshweig.** Am 21. Okt. 1885 zum Regenten ernannt Prinz Albrecht von Preußen, geb. 8. Mai 1837.
- Bulgarien.** Fürst Ferdinand I., geb. 26. Febr. 1861, erw. a. 7. Juli 1887.
- Dänemark.** König Christian IX., geb. 8. April 1818, reg. f. 15. Febr. 1863, verm. 26. Mai 1842 mit Kön. Luise, geb. 7. Sept. 1817, des f. Königs von Preußen v. Hessen-Kassel T., Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843.
- Frankreich.** Republik, Präsi.: Sadi Carnot, geb. 11. August 1837, erwählt am 3. Dez. 1887.
- Griechenland.** König Georg I., geb. 24. Dez. 1845, reg. seit 31. Okt. 1863, verm. 27. Okt. 1867 m. Kön. Olga, geb. 3. Sept. 1851, des Großh. Konstantin v. Rußland T., Kronpr. Konstantin, geb. 2. Aug. 1868, verm. 27. Okt. 1889 mit Pr. Sophie v. Preußen, geb. 14. Juni 1870.
- Großbritannien u. Irland.** Königin Viktoria, Kaiserin v. Indien, geb. 24. Mai 1819, reg. seit 20. Juni 1837, Kronpr. Albert Eduard, geb. 9. Nov. 1841, verm. 10. März 1863 m. Pr. Alexandra, geb. 1. Dez. 1844, des Königs Christian IX. von Dänemark T.
- Hessen.** Großherzog Ludwig IV., geb. den 12. September 1837, reg. seit 13. Juni 1879, Witwer seit 14. Dez. 1878 von Alice, geb. 25. April 1843, T. v. Königin Viktoria v. England, Kinder: 1. Pr. Viktoria, Gem. v. Pr. Ludw. v. Battenberg, 2. Pr. Elisabeth, Gem. v. Großh. Georg v. Rußl., 3. Pr. Irene, verm. m. Pr. Heinrich v. Preußen, 4. Erb-Gröf. Ernst Ludwig, geb. 25. Nov. 1868, 5. Pr. Alice, geb. 6. Juni 1872.
- Italien.** König Humbert I., geb. 14. März 1844, reg. seit 9. Jan. 1878, verm. 22. April 1868 mit Kön. Margareta, geb. 20. Nov. 1851, des f. Herzogs von Genue T., Kronpr. Viktor Emanuel, geb. 11. Nov. 1869.
- Mecklenburg.** Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840, reg. f. 12. Nov. 1858.
- Sachsen-Altenburg.** Beldemar, Fürst zur Lippe etc., geb. 18. April 1824, reg. seit 8. Dez. 1875, verm. 9. Nov. 1858 mit Fürstin Sophie, geb. 7. Aug. 1834, des f. Margraf. Wilh. v. Baden T.
- Mecklenburg.** A. Mecklenburg-Schwerin. Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851, reg. seit 15. April 1883, verm. 24. Jan. 1879 mit Gröfherzogin Anastasia, geb. 28. Juli 1860, T. d. Gröfherzogs Michael von Rußland, Erb-Gröfherzog Friedrich Franz, geb. 9. April 1882, 1. Mecklenburg-Strelitz. Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Okt. 1819, reg. f. 6. Sept. 1860, verm. 28. Juni 1843 mit Gröfherzogin Anna, geb. 19. Juli 1822, des f. Herzogs Adolf v. Cambridge T., Erb-Gröf. Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848.
- Montenegro.** Fürst Nikolaus I., geb. 7. Okt. 1841, reg. f. 13. Aug. 1860, vermählt 8. Nov. 1860 mit Fürstin Milena, geb. 4. Mai 1847, Erbr. Danilo Alexander, geb. 29. Juni 1871.
- Niederlande.** König Wilhelm III., geb. 19. Febr. 1817, reg. seit 17. März 1849, verm. 7. Jan. 1879 m. Königin Emma, geb. 2. Aug. 1858, des Fürsten Georg Viktor von Waldeck T., Kronpr. Wilhelmine, geb. 31. Aug. 1880.
- Oldenburg.** Großh. Peter, geb. 8. Juli 1827, reg. f. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Gröf. Elisabeth, geb. 26. März 1826, des f. Herzogs Joseph v. S. Mecklenburg T., Erb-Gröfherzog August, geb. 16. Nov. 1852, verm. 18. Febr. 1878 m. Erbr. Elisabeth, geb. 8. Febr. 1857, Tochter des f. Pr. Friedrich Karl von Preußen.
- Österreich.** Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. Aug. 1830; reg. f. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Kaiserin Elisabeth, geb. 24. Dez. 1837, des f. Herzogs Maximilian in Bayern T., Thronfolger: Erz-Gröfherzog Karl Ludwig, Bruder des Kaisers, geb. 30. Juli 1833, in dritter Ehe verm. mit Maria Theresia, des f. Pr. Miguel von Portugal Tochter.
- Papst Leo XIII.**, geb. 2. März 1810, erwählt am 20. Febr. 1878.
- Portugal.** König Karl I., geb. 28. Sept. 1863, reg. seit 19. Okt. 1889, verm. am 22. Mai 1886 mit Amalthe, geb. 28. Sept. 1865, T. d. Gr. v. Paris, Kronprinz Louis Philipp, geb. 21. März 1887.
- Rußl.** A. Ältere Linie. (Rußl.-Sachsen) Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, reg. seit 8. Nov. 1889, verm. 8. Okt. 1872 mit Fürstin Zoya, geb. 28. Juli 1852, des Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe T., Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878.
- B. Jüngere Linie. (Rußl.-Sachsen)** Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, reg. f. 11. Juli 1867, Witwer seit 10. Juli 1886 von Anna, des f. Herzogs Eugen v. Württ. T., Erbr. Heinrich XXVII., geb. 10. Nov. 1858.
- Rumänien.** König Karl I., Pr. v. Hohenzollern, geb. 20. April 1839, reg. seit 20. April 1866, verm. 15. Nov. 1869 mit Kön. Elisabeth, Pr. von Wied, geb. 29. Dez. 1843, Kronpr. Ferdinand, Pr. v. Hohenzollern, geb. 24. Aug. 1865.
- Rußland.** Kaiser Alexander III., geb. 10. März/26. Februar 1845, reg. f. 13./1. März 1881, verm. 9. Nov./28. Okt. 1869 mit Kaiserin Maria, geboren 26./14. November 1847, des Königs Christian IX. von Dänemark Tochter, Thronfolger Nikolaus, geb. 18./6. Mai 1868.
- Sachsen.** A. Erneuerliche Linie. S. Weimar-Giessen. Gröf. Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, reg. f. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 m. Gröf. Sophie, geb. 8. April 1824, des f. Königs Wilhelm II. d. Niederlande T., Erb-Gröfherzog August, geb. 31. Juli 1844.
- S. Meiningen und Sildburghausen.** Herzog Georg II., geb. 2. Apr. 1826, reg. seit 2. Sept. 1866. Erbr. Bernhard, geb. 1. April 1861, verm. 18. Febr. 1878 mit Erbr. Charlotte, geb. 24. Juli 1860, T. v. f. Kaisers Friedrich.
- S. Oldenburg.** Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826, reg. f. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Herz. Agnes, geb. 24. Juni 1824, des f. Herzogs Friedrich von Anhalt T.
- S. Koburg-Gotha.** Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818, reg. f. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Herzogin Alexandrine, geb. 6. Dez. 1820, des f. Gröfherzogs Leopold von Baden T.
- B. Albertinische Linie. Königreich Sachsen.** König Albert, geb. 23. April 1828, reg. seit 29. Okt. 1873, verm. 18. Juni 1853 m. Königin Karoline, geb. 5. August 1833, des f. Pr. Gustav von Wala T., Bruder: Pr. Georg, geb. 8. Aug. 1832, Witwer seit 5. Febr. 1884 von Pr. Maria Anna, Infantin v. Portugal.
- Schaumburg-Lippe.** Fürst Adolf, geb. 1. Aug. 1817, reg. seit 21. Febr. 1860, verm. 25. Okt. 1844 mit Fürstin Hermine, Pr. v. Waldeck, geb. 29. Sept. 1827, Erbprinz Georg, geb. 10. Okt. 1846.
- Schwarzburg-Rudolstadt.** Fürst Viktor Günther, geb. 21. Aug. 1852, reg. seit 15. Januar 1890.
- Schwarzburg-Sondershausen.** Fürst Karl Günther, geb. 7. Aug. 1830, reg. seit 17. Juli 1889, verm. 12. Juni 1869 m. Fürstin Marie, geb. 28. Juni 1845, d. f. Pr. Eduard zu Sachsen-Altenburg T.
- Schweden und Norwegen.** König Oskar II., geb. 21. Jan. 1829, reg. seit 18. Sept. 1872, verm. 6. Juni 1857 mit Kön. Sophie, geb. 9. Juli 1836, des f. Herzogs Wilhelm v. Nassau T., Kronprinz Gustav, geb. 16. Juni 1858, verm. 20. Sept. 1881 mit Kronpr. Viktoria, geb. 7. Aug. 1862, des f. Gröfherzogs von Baden T., Söhne: 1. Pr. Olof Gustav Adolf, geb. 11. Nov. 1882, 2. Pr. Wilhelm, geb. 17. Juni 1884, 3. Pr. Erik, geb. 20. April 1889.
- Serbien.** König Alexander, geb. 14./2. Aug. 1876, folgt unter einer Regentenschaft seinem Vater Milan I. infolge dessen Abankung von 6. März/22. Febr. 1889.
- Spanien.** König Alfonso XIII., geb. 17. Mai 1886, Regentin: Königin Witwe Maria, geb. 21. Juli 1858, T. d. f. Erbr. Karl Ferd. v. Österreich.
- Türkei.** Großsultan Abdulschamid, geb. 22. Sept. 1842, regiert seit 31. Aug. 1876.
- Waldeck.** Fürst Georg Viktor, geb. 14. Jan. 1831, reg. f. 15. Mai 1845, Witwer seit 20. Okt. 1888 v. Fürstin Helene, d. f. Herzogs Wilhelm v. Nassau T., Erbprinz Friedrich, geb. 20. Jan. 1865.
- Württemberg.** König Karl I., geb. 6. März 1823, reg. f. 25. Juni 1864, verm. 13. Juli 1846 m. Kön. Olga, Gröfherz. v. Rußland, geb. 11. Sept. 1822, Präsumtiver Thronf.: Pr. Wilhelm, geb. 25. Febr. 1848, verm. 8. April 1886 mit Pr. Charlotte, des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe 7.



Messen und Jahrmärkte in Baden, der Pfalz und den angrenzenden Ortschaften 1891.

Nach (N. Ennen) K&B 16 März, 25 Mai, 16 Juli, 27 Aug., 1 Okt., 30 Nov. (auch Huf), 22 Dec.
 Nalen (Württ.) K&B 2 Febr., 1 Mai, 25 Juli, 28 Sept., 1 Nov., Schf 4 Juli, 2 Sept.
 Nöbern K 31 März, 19 Mai (je 2).
 Nölsheim K 3 Febr., 3 März, 7 April, 8 Sept., 3 Nov., Schw 5 Jan., 9 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez.
 Nollsteden K 21 Sept., Schw 7 Jan., 3 Febr., 3 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez.
 Nollsteden K 6 Sept. (3).
 Nollsteden K 20 Sept. (2).
 Nollsteden (Württ.) K&B 4 März, 25 Juli, 30 Sept., 20 Mai.
 Nollsteden (Württ.) K&B 25 März, 18 Mai, 19 Okt., K&B 21 Dez.
 Nollsteden K 6 Sept.
 Nollsteden K 18 Mai, 30 Aug. (2), 15 Nov., Preis-
 zucht, 2 Juli, Handelsm 9 Sept.
 Nollsteden K 8 März, 12 Juli, 4 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K&B 17 März, 21 Mai, 28 Juli, 15 Sept., K&B 24 Nov., 21 Jan., 18 Febr., 6 Mai, 7 Okt.
 Nollsteden K 19 Mai, 12 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K 16 Febr., 14 Sept., 16 Nov. (je 2).
 Nollsteden K 8 Febr., 28 Juni, 30 Aug., 29 Nov.
 Nollsteden K Schw 16 März, 2 Nov.
 Nollsteden (Württ.) K 16 Febr., 2 Juli, Holz 24 Juli, 18 Aug., 17 Sept., 27 Okt. († Freitag, wenn Freitag, am Mittwoch).
 Nollsteden (Württ.) K 1 Mai, 3 Dez., K&B 8 Okt., 12 Nov.
 Nollsteden (Württ.) K&B 17 März, 19 Mai, 15 Sept., 15 Dez., 16 Febr., 3 März, 27 Juli, 20 Jan., 17 Febr., 21 April, 16 Juni, 21 Juli, 18 Aug., 20 Okt., 17 Nov.
 Nollsteden am. Hanf u. Federw amert. u. Schw am 3. Tag 10 März, 17 Nov. (je 3).
 Nollsteden (Württ.) K&B 3 Febr., 31 März, 19 Mai, 28 Juli, 22 Sept., 22 Dez., 13 Jan., 18 März, 17 Aug., K&B 3 Nov.
 Nollsteden K Schw 16 März, 2 Juli, 29 Sept., 10 Febr., 1 Sept., 6 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K&B 29 März, 29 Juni, 21 Sept., 21 Febr. (Schw) Messe 27 Okt. (14), K 19 Febr., 21 Mai, 17 Sept., 17 Dez. (je 2).
 Nollsteden K 6 Sept.
 Nollsteden (Württ.) K 28 April, 7 Juli, 12 Nov., 5, 19 Jan., 2 Febr. (3 Schw), 2, 30 März, 27 April, 25 Mai, 8, 22 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 14 Sept., 19 Okt., 2, 16, 30 Nov., 14, 28 Dez., Schw 16 Febr., 16 März, 13 April, 11 Mai, 6 Juli, 31 Aug., 28 Sept.
 Nollsteden D. A. Marbach (Württ.) K&B 30 März, 9 Juni, 30 Nov., Holz 25 März, 9 Juni.
 Nollsteden K 1 März, 11 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K 3 März, 6 Okt.
 Nollsteden K 26 April.
 Nollsteden K 15 März, 9 Aug., 8 Nov. (je 3).
 Nollsteden (Württ.) K&B 29 Juni, 28 Okt., K&B Holz 24 Febr., 24 Aug., Holz 27 Juni.
 Nollsteden (Württ.) K&B 19 März, 29 Okt., Holz 5 Febr., 4 Juni.
 Nollsteden (Württ.) K&B 11 Febr., 20 Mai, 30 Sept., 11 Nov., K 19 Febr., 19 März, 18 Juni, 19 Nov., 19 Jan., 1 Juli.
 Nollsteden (Württ.) K&B 31 März, 18 Aug., 15 Dez.
 Nollsteden (Württ.) K&B (je tagew. Holz, 5 März, 4 Juni, 3 Dez., K&B 5 Febr., 2 April, 6 Aug., 1 Okt., 2, 8 Jan., 14 Mai, 2 Juli, 3 Sept., 5 Nov., Schf 1 Sept., 3 Nov., 1 Dez.).
 Nollsteden (Württ.) K 11 Mai, 26 Okt.
 Nollsteden (Pfalz) K 14 Juni (2), 18 Okt. (3).
 Schw alle 14 Tage vom zweiten Montage des Jahres ab.
 Nollsteden (Württ.) K 12 März, 12 Mai, 13 Juni, 15 Sept., 3 Nov.
 Nollsteden (Württ.) K 17 März, 9 Juli, 22 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K 14 Dez., K&B 9 März, 1 Mai, 8 Juni, 12 Okt., 16 Nov., 2 Febr., 21 Dez.
 Nollsteden (Württ.) K 18 Mai (2), 9, 16 Febr., 17 März, 19 Mai, 21 Juli, 15 Sept., 2 Nov.

St. Blasien K&B Schw 26 Juni, 14 Sept.
 Nollsteden K 2 März, 3 Juni, 9 Nov., Schw 3 Febr., 7 Apr., 19 Mai, 7 Juli, 20 Okt., 3 Nov.
 Nollsteden (Württ.) K&B 5 Febr., 31 März, 16 Juli, 22 Okt., Schw 27 Aug., 17 Dez.
 Nollsteden K 11 Mai, 21 Dez.
 Nollsteden K Schw 4 Mai, 23 Juli, 5 Nov., Schw 5 Febr., 5 März, 2 Apr., 4 Juni, 13 Aug., 17 Sept. (vgl. Farren), 8 Okt., 3 Dez., 28 April, 24 Sept. (auch Hufen).
 Nollsteden (Württ.) K&B (je tagew. Holz) 20 März, 10 Sept.
 Nollsteden (Württ.) K (Opfmesse) 12 Juli (2), K&B 24 Febr., 23 April, 12 Okt., 2, 13 Juli.
 Nollsteden K 30 Aug.
 Nollsteden K 11 März, 4 Mai, 16 Nov., Schw 15 Jan., 19 Febr., 12 März, 10 April, 21 Mai, 18 Juni, 16 Juli, 20 Aug., 17 Sept., 15 Okt., 19 Nov., 17 Dez.
 Nollsteden (Württ.) K&B 1 Mai, 1 Sept. (je 2), Holz 30 April, 31 Aug., K&B 11 Nov.
 Nollsteden K Schw 24 Febr., 4 Mai, 22 Juli, 22 Okt., 26 Nov., Schw 8 Jan., 12 März, 9 April, 11 Juni, 10 Sept., 10 Dez.
 Nollsteden K 10 März, 24 Aug., 28 Okt., Schw 2 Jan., 6 Febr., 6 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 23 April, 12 Okt., 2, 6 Nov., 4 Dez.
 Nollsteden K 10 Mai, 27 Sept., 21 Mai, 28 Sept.
 Nollsteden K 25 Febr., 29 April, 12 Aug., 4 Nov., 9, 12 Jan., 9 Febr., 9 März, 13 Apr., 11 Mai, 8 Juni, 13 Juli, 10 Aug., 11 Sept., 13 Okt., 9 Nov., 14 Dez.
 Nollsteden K Schw 11 März, 11 März, 26 Mai, 25 Aug., 24 Nov. (je 2), 21 Jan., 18 Febr., 18 März, 15 April, 20 Mai, 17 Juni, 15 Juli, 10 Aug., 16 Sept., 21 Okt., 18 Nov., 16 Dez.
 Nollsteden K 3 März, 28 April, 28 Juli, 20 Okt., 7 Jan., 3 März, 5 Mai, 2 Juni, 4 Aug., 1 Sept., 3 Nov., 1 Dez.
 Nollsteden K 1 Mai, 25 Juli, 20 Sept. (3), 11 Nov., Farren Schw 18 April, 15 Sept., Schw 19 Jan., 16 Febr., 16 März, 19 Mai, 15 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 19 Okt., 16 Nov., 21 Dez.
 Nollsteden K 7 Juni, 8 Nov.
 Nollsteden K 13 Jan., 16 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K&B 15 Juni, 16 Okt., 22 März, 16 Febr. (Hessen) K 19 Mai, 28 Sept.
 Nollsteden K 8 Febr., 10 Mai, 13 Sept.
 Nollsteden K m. P am 2. Tage 23 Febr., 11 Mai (a. K&B), 10 Aug., 9 Nov. (je 2), 2, 12 Jan., 9 März, 13 Apr., 8 Juni, 13 Juli, 14 Sept., 12 Okt., 14 Dez.
 Nollsteden (Württ.) K 5 Jan., 24 Juni, K (je tagew. auf 4) 4 Mai, 19 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K&B (je 2 Tage) 18 Febr., 6 Mai, 22 Juli, 23 Sept., 9 Dez., 25 März, 28 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K&B (in Wert u. Schnittw.) 19 Febr., 5 Mai, K&B (Schf Farren) (Vollschf) 26 Sept., K&B 17 Nov.
 Nollsteden (Württ.) K&B 22 Juli (22), Christm 24 Dez.
 Nollsteden (Württ.) K&B 20 Mai (3), K 11 Nov., 21 Dez., 2, 8 Jan., 3 Febr., 3 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez., Schf 16 Sept., 21 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K 10 Febr., 30 März, 18 Mai, 29 Juni, 21 Sept., 11 Nov., 21 Febr., 24 März, 29 Juni, 15 März, 3 Mai, 16 Aug. (2), 15 Nov. (2), 2, 6 Jan., 3 Febr., 3 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni, 1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez., 21 Dez., 13, 27 Okt., 10, 24 Nov., 8, 22 Dez.
 Nollsteden K 18 Mai.
 Nollsteden K 22 Nov. (3).
 Nollsteden K 1 Mai, 10 Aug., 28 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K&B 2 Febr., 30 März, 1 Sept., 16 Nov.
 Nollsteden K Heidenheim (Württ.) K&B 19 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K 30 März, 20 Juni, 27 Okt., 20 Dez., Holz (Schf. Nass.) K 19 Jan., 16 Febr., 16 März, 7 April, 10 Juni (2), 6 April, 22 Juni, 4 Aug., 25 Sept., 13 Sept.
 Nollsteden K 31 März, 24 Juni, 10 Aug.
 Nollsteden (Württ.) K&B 12 März, K&B 16 Juli, 23 Sept., 24 Juni, 20 Sept., 11 Nov., K&B 4 März, Schw 28 Jan., 25 Febr., 28 März, 27 Mai, 29 Juli, 26 Aug., 28 Okt., 30 Dez., 28 April, 29 April, 23 Sept.

Nollsteden (Württ.) K&B 5 Febr., 31 März, 11 Juni, 23 Juli, 15 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K&B 30 März, 24 Aug., 10 Nov., 21 Sept.
 Nollsteden (Württ.) K 2 Febr., 1 Mai, 21 Sept., 21 Dez., 9 Febr., 9 Mai, 11 Mai, 6 Juli, 21 Sept., 2 Nov.
 Nollsteden K 25 Mai (2), 23 Aug. (3), 27 Sept. (3), 15 Okt., 23 März, 11 Aug., 3 Nov., 9 Dez., K&B 26 Jan., 23 Febr., 23 März (a. Farren mit Preisvert.), 27 April, 25 Mai, 22 Juni, 27 Juli, 24 Aug., 28 Sept., 26 Okt., 23 Nov., 28 Dez.
 Nollsteden, f. Biedersheim.
 Nollsteden K&B 17 März, 26 Mai, 21 Juli, 15 Okt., 24 Dez., 2, 5 Febr., 16 April, 3 Sept.
 Nollsteden K 8 März, 16 Aug. (je 3).
 Nollsteden K 20 Sept. (3).
 Nollsteden K 13 Jan., 31 März, 19 Mai, 15 Sept., 3 Nov., 1 Dez., Schw 29 Juni, Schf 1 Aug., 14 Sept., 19 Okt., 2, 5 Jan., 3 Febr., 3 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez.
 Nollsteden (Württ.) K&B 15 Jan., 18 Mai, 18 Okt., 10 Aug., 10 Aug.
 Nollsteden K 10 Aug.
 Nollsteden K 5 Mai, 15 Sept.
 Nollsteden K 18 Mai, 19 Okt., 24 Nov. (auch Leinw) (je 2).
 Nollsteden K Schw 5 Febr., 21 Mai, 20 Okt., 26 Nov.
 Nollsteden K 12 Febr., 26 Okt.
 Nollsteden (Württ.) K&B (alte Markt) 12 Jan. (3 Tage, 1 u. 2 Tag K&B, 3 Tag K&B), K&B 16 Febr., 9 März, 25 Mai, 15 Juni, 10 Aug., 5 Okt., 16 Juni (4), 27 April, 20 Juli, 14 Sept., 16 Nov., 14 Dez., K&B 10 März, Schf 11 Aug., 6 Okt.
 Nollsteden K Schw 24 Febr., 12 Mai, 3 Nov., 9 Dez., K&B Schw 5 Febr., 5 März, 2 April, 6 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
 Nollsteden (Württ.) K&B 12 Juni, 9 Juli, 24 Sept., 3 Dez.
 Nollsteden K mit Schw 21 am 1 Tag 24 Febr., 25 Aug., 17 Nov. (je 2).
 Nollsteden K Schw 26 Febr., 30 April, 6 Juli, 7 Sept., 12 Okt., 16 Nov., Schw 12, 19 Febr., 23 März, 9 Juni, 3 Aug., 28 Dez., 28 April, 22 Sept., 18 Sept., Farren 19 Sept.
 Nollsteden K&B (Württ.) K&B 24 März, 28 Juli, 21 Dez.
 Nollsteden K 28 Juni.
 Nollsteden K 27 April, 9 Nov.
 Nollsteden K 9 März, 13 Mai, 24 Aug., 26 Okt., 9, 15 Jan., 19 Febr., 12 März, 16 April, 21 Mai, 18 Juni, 16 Juli, 20 Aug., 17 Sept., 15 Okt., 19 Nov., 17 Dez.
 Nollsteden (Württ.) K 2 Jan., 24 Juni, 19 Juli (2, Vollschf), 26 Juli (Nachschf), 17 Aug., 17 Aug., 20 Sept.
 Nollsteden K 9 Febr., 1 Sept., 25 Nov.
 Nollsteden (Württ.) K&B 30 März, 21 Dez.
 Nollsteden (Württ.) K 12 Mai, 25 Juli, 15 Sept., 7 Sept., K&B 12 Mai, 21 Okt. (3).
 Nollsteden K Schw 11 Febr., 20 Mai, 26 Aug., 11 Nov., K&B Schw 21 Jan., 18 März, 15 April, 17 Juni, 8 Juli, 16 Sept., 21 Okt., 16 Dez.
 Nollsteden K Schw 1 Mai, 21 Sept.
 Nollsteden K 20 Aug., K&B 16 Febr., 11 Nov., 15 Dez., K&B 19 Jan., 16 Febr., 16 März, 20 April, 19 Mai, 15 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 21 Sept., 19 Okt., 16 Nov., 21 Dez., 2, 31 März, 30 Juni, 31 Aug., 30 Nov.
 Nollsteden K 9 Febr., 31 März, 24 Aug., Schw 26 Jan., 23 Febr., 31 März, 27 April, 25 Mai, 30 Juni, 27 Juli, 31 Aug., 28 Sept., 26 Okt., 30 Nov., 28 Dez.
 Nollsteden K 4 Okt. (2).
 Nollsteden (Württ.) K&B 24 Febr., 14 April, 14 Juli, 15 Sept.
 Nollsteden K 9 Aug.
 Nollsteden K 19 März, 29 Juni (3), 29 Nov. (3).
 Nollsteden K (Hessen-Nassau) Messe 18 März, 26 Aug. (je 2), K 13 April, 28 Sept. (je 3).
 Nollsteden K mit P am Messtempel 18 April, 17 Okt. (je 10), 2, 8, 22 Jan., 12, 26 Febr., 12, 24 März, 9, 22 April, 14, 27 Mai, 11, 25 Juni, 9, 23 Juli, 13, 27 Aug., 10, 24 Sept., 8, 22 Okt., 12, 26 Nov., 10 Dez. (Darmst.).

Freinsheim k 13 Sept. (3).
Freundenberg k 8 März, 8 Juli, 20 Sept., 16 Nov.
Freundenstadt (Württ.) k 2 Febr., 1 Mai, 25
Juli, 29 Sept.
Friedrichshofen (Württ.) k 4 Mai, 14 Sept. 26 Nov.
Friedrichshofen k 5 Mai, 27 Okt. (je 2).
Friedrichshofen (Württ.) k 2 Febr., 18 Mai.
Friedrichshofen k 13 Mai, 17 Juni, 2 Sept., 4 Dez.
Gaggenau k 22 Sept.
Gammertingen (Sigm.) k 20 März, 17 April,
11 Juni, 25 Aug., 28 Okt., 3 Okt.
Gangweiler k 21 Juni, 25 Okt. (je 2).
Gangweiler (Württ.) k 20 April, 10 Aug.,
28 Sept., 19 Jan., 16 Febr., 16 März,
18 Mai, 15 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 21 Sept.,
19 Okt., 16 Nov., 21 Dez.
Gehweiler k 19 Juli.
Geislingen k 20 Aug. (2).
Geislingen k 20 März, 12 Mai, 28 Juli, 3
Nov., 2 Schw. 3 Febr., 28 April, 15 Sept., 15 Dez.
Geislingen, Stadt (Württ.) k 20 März, 24
Juni, k 28 Okt., 23 Nov. 30 Nov.
Geislingen k 14 Juli.
Gengenbach k 23 April, 11 Nov. (am 1. Tag
auch Danktraum) (2).
St. Georgen (H. Willingen) k 20 März, 29 Juni, 21
Sept., 21 Dez., 8 Febr., 10 Febr., 9 Sept.
Gernersheim k 18 Mai, 6 Sept. (je 2).
Gernsheim k 16 März, 11 Mai, 24 Aug., 21
Dez., 23 Febr., 28 April, 1 Sept., 10 Nov.
Gersbach k 3 März, 2 Juni, 1 Sept. (agl. Hf. Schf).
Giesgen a. Brenz (Württ.) k 24 Febr., 1 Mai
29 Juni, 28 Okt., 27 Jan., 3 Febr., 3 März,
7 Apr., 5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept.,
6 Okt., 3 Nov., 1 Dez., 19 Febr., 19 Nov.
Gimmeldingen k 23 Aug. (3).
Glanmündelweiler Schw. 4 Mai, 3 Nov., 4 Dez.
Gmünd (Württ.) k 19 Okt., 14 Dez. (je 3), 5
Jan., 3 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1
Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 20 Okt., 16
Nov., 15 Dez., 16 März, 7 Juli, 24 Nov. (je 2).
Göppingen (Württ.) k 1 Mai, 24 Aug., 11
Nov., 20 Okt. (3), 20 Jan., 16 Febr.,
17 März, 21 April, 16 Juni, 7 Juli, 15
Sept., 12 Okt., 15 Dez., Schf 31 März, 13
Aug., 25 Sept., 12 Nov.
Görsheim k 22 April, 15 Juni, 1 Sept.,
11 Nov., 2 Schw. 9 März, 11 Mai, 13 Juli,
10 Aug., 20 Okt.
Göppingen k 20 Okt.
Graben k 3 März, 1 Dez. (je 2).
Grensdorf k 24 Juni (2).
Griesen k 20 März, 10 Aug., 28 Okt.,
28 Dez., k 11 Juni.
Grombach k 12 Mai, 19 Okt.
Groschardach k 20 Sept.
Groschardach k 9 März, 31 Aug., 30 Nov.
9 Febr., 12 März, 27 Mai.
Groschingen (Württ.) k 21 April, 14 Sept.,
6 Okt., 1 Dez., 13 Juli.
Grossfelling (Sigm.) k 13 Juli, 26 Okt.
Grünfeld k 20 Jan., 10 März, 11 Mai, 1 Sept., 28 Okt.
Grünstadt k 8 März, 25 Juli, 25 Okt., 6 Dez. (je 2).
Schwend-Dr. Gaiddorf (Württ.) k 12 März,
14 Mai, 9 Juli, 10 Sept., 23 Febr., 8 Okt.
14 Nov., 10 Dez., 8 Jan., 5 Febr.,
9 April, 11 Juni, 13 Aug.
Güglingen (Württ.) k 2 Febr., 17 März, 18
Aug., 15 Dez.
Gundelsheim (Württ.) k 23 April, 25 Juli,
20 Sept., k 10 März, 23 Nov.
Gübelheim (Sigm.) k 28 Okt.
Gübelheim k 29 Sept.
Gübelheim k 21 Dez.
Gübelheim (Sigm.) k 23 Febr., 4 Mai, 7
Sept., 7 Dez., Schw. 12 Jan., 9 Febr., 9
März, 13 April, 11 Mai, 8 Juni, 13 Juli,
10 Aug., 14 Sept., 12 Okt., 9 Nov., 14 Dez.
Hail (Württ.) k 17 Febr., 25 Juli (je 3),
8 Juli, 4 Febr., 4 März, 1 April, 6 Mai,
3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 4 Nov.,
2 Dez., 16 März, 11 Nov., Schf 12 März, 8 Okt.
Haltbrunn k 26 Juli.
Hartheim k 19 März, 4 Mai, 10 Aug., 20
Okt., 23 März, 21 Okt.
Haslach (H. Wollach) k 16 Febr., 4 Mai, 6
Juli, 5 Okt. (auch Farren mit Preiswert),
16 Nov., 5 Jan., 3 Febr., 2 März, 6 April,
1 Juni, 3 Aug., 7 Sept., 2 Nov., 7 Dez.

Haslach k 3 Mai, 25 Okt. (je 2).
Haueneisen k 19 März.
Hädingen (Württ.) k 12 März, 14 Mai, 18
Juni, 23 Juli, 17 Sept., 12 Nov., 17 Dez.
Hädingen (Sigm.) k 27 April, 20 Juli, 28
Sept., 14 Dez., 5 Jan., 9 Febr., 2 März,
6 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7
Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez.
Heidelberg Messe 18 Mai, 19 Okt. (je 9).
Heidelberg k 30 März, 28 Sept.
Heidenheim (Württ.) k 30 März, 25 Juli,
21 Sept., 30 Nov., 14 Mai, Schf 29 Juli,
24 Aug., 21 Sept., 31 Okt.
Heilbronn (Württ.) k 17 Febr.,
(tagel. Rindenn) 18 März, 20 Mai, 26
Aug., 6 Okt., 1 Dez., 20 Juni (4), Schf 17
März, 10 Aug., 22 Sept., 21 Okt., 18 Nov., 15 Dez.
Heiligenberg k 20 März, 10 Nov.
Heiligkreuzsteinach k 9 Mai, 25 Mai, 21 Sept., 23 Nov.
Heimbach k 20 März, 19 Okt.
Heimingen (Württ.) k 20 März.
Heimersheim k 24 Aug. (auch Holzsch.
schirm), 7 Dez. (Reifen u. Kibweg) k 24 Febr.
5 Jan., 3 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai,
1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 5 Okt., 2 Nov.
Heimstadt k 10 Aug., 19 Okt.
Heppenheim (Hessen) k 10 März, 17 Aug., 24
Nov. (je 2).
Herberlingen (Württ.) k 5 Febr., 2 April, 4
Juni, 6 Aug., 1 Okt., 3 Dez., 31 Dez.
1890, 5 März, 6 Mai, 2 Juli, 3 Sept., 5 Nov.
Herbolzheim k 17 März, 19 Mai, 28 Okt.,
Schw. 2 Jan., 6 Febr., 6 März, 3 April, 1
Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2
Okt., 6 Nov., 4 Dez.
Herrenalb (Württ.) k 1 Mai, 21 Sept., 21 Dez.
Herrenberg Stadt (Württ.) k 10 Febr.,
12 Mai, 10 Sept., 1 Dez., 31 März, 20
Juli, 28 Okt.
Herrshofen k 18 März, 8 Juni, 6 Aug.,
14 Okt.
Herrheim k 10 Mai (3), 18 Okt. (2).
Hettingen (Sigm.) k 28 März, 17 Okt.
Heubach (Württ.) k 5 März, 13 Mai, 1 Sept.
Heubach k 30 März, 29 Juni, 14 Sept.
Hilzingen k 20 März, 19 Okt., 25 Nov.,
Schw. 2 Jan., 6 Febr., 6 März, 3 April,
1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept.,
2 Okt., 6 Nov., 4 Dez.
Hochheim (Hess.-Rass.) k 9 Nov. (2).
Hochspeyer k 16 Aug.
Hodenheim k 2 April, 17 Nov.
Hof (Oberfranken) k 19 Jan., 27 Juli (je 6),
Schw. 1 Febr., Schf 24 Aug., 20 Sept., 12 Febr.
Hofheim (Hess.-Rass.) k 19 Okt.
Homburg k 4 Okt. (2).
Homburg v. d. G. (Hess.-Rass.) k 12 März, 4
Mai, 27 Juli, 24 Aug., 20 Sept., 21 Dez. (je 2).
Horb (Württ.) k 25 Febr., 19 Mai, 1 Sept.,
13 Okt., 11 Nov., 7 April, 2 Juni, 1 Dez.
Hörben k 31 März, 23 Juni, 29 Sept.
Höringen k 23 Aug.
Hornberg k 19 März, 29 Juni, 8 Sept., 25
Dez., 11 Febr., 12 Nov.
Hüfingen k 20 März, 14 Mai, 23 Juli,
15 Okt., 1 Dez. (auch Gespinnst).
Hünheim k 31 Mai, k 3 Nov.
Hünheim k 20 April.
Hünshausen k 11 Okt.
Huch k 14 Mai, 24 Sept.
Huchenheim m. Schw. 1 Tag 22 Apr., 28 Okt. (je 2).
Hüttenbach k 23 Aug.
Hübsheim k 6 Sept.
Hummelshausen k 16 April, 6 Aug., 29 Okt.
Hummelshausen k 1 Mai, 26 Okt.
Hummelshausen k 30 Aug., Schw. Schf 1 Apr., 21 Sept.
St. Ingbert k 9 Febr., 23 März, 15 Juni, 19 Okt.
Hünningen (Sigm.) k 4 Mai, 22 Juli, 28
Okt., 21 Nov.
Hünzingen (Württ.) k 23 April, 10 Okt. (2),
12 Nov., k 23 Febr., 30 Juli, 18 März, 8
Jan., 12 Febr., 12 März, 9 April, 14 Mai,
11 Juni, 9 Juli, 13 Aug., 10 Sept., 8 Okt.,
12 Nov., 10 Dez.
Hünzingen k 19 März, 23 Juli, 22 Okt.
Kaiserslautern k 17 Nov. (3), 11 Febr. 20 Okt.
Der Mainmarkt wird, weil auf Pfingsten falls
send, besonders bestimmt.
Kandel k 8 März, 24 Mai, 25 Okt. (je 2),
8, 6, 20 Jan., 3, 17 Febr., 3, 17 März, 7, 21
April, 5, 19 Mai, 2, 16 Juni, 7, 21 Juli,
4, 18 Aug., 1, 15 Sept., 6, 20 Okt., 3, 17
Nov., 1, 15 Dez.

Kandern k Schw. 10 März, 24 Nov. (je 2),
3, 12 Jan., 9 Febr., 9 März, 13 April,
11 Mai, 8 Juni, 13 Juli, 10 Aug., 14 Sept.,
13 Okt., 9 Nov., 14 Dez.
Kappelrodt k 15 Juli, 14 Okt., 18 Nov.
Kastelbrunn Messe mit Möbel an den ersten Tagen
7 Juni, 1 Nov. (je 9), Buchst. u. Kupf. 6 Jan.,
3 Febr., 3 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni,
7 Juli, 4 Aug., 8 Sept., 7 Okt., 3 Nov., 8 Dez.
Kastelbrunn Messe k 12 März (auch Klee-
sammen) 27 Aug., 26 Nov. (auch Hann).
Kastelbrunn k 13 Sept., 14 Sept.
Kaulbach k 26 Juli.
Kehl (Stadt) k 30 März, 18 Mai, 6 Okt., 24 Nov.,
Schw. 15 Jan., 5, 19 Febr., 5, 18, 31 März,
2, 16 April, 6, 19, 21 Mai, 4, 18 Juni,
2, 16 Juli, 6, 20 Aug., 3, 17 Sept., 1, 15
Okt., 5, 19 Nov., 3, 17 Dez.
Kemingen k 20 März, 11 Aug. (auch Jöhl),
3 Dez., 21 März, 21 Mai, 15 Okt., Schw. 13
Jan., 10 Febr., 10 März, 14 April, 12 Mai, 9
Juni, 14 Juli, 7 Sept., 13 Okt., 10 Nov., 7 Dez.
Kippenheim k 24 Febr., 21 Okt.
Kirchheim a. Eck k 28 Juni (2).
Kirchheim a. R. (Württ.) k 30 März.
Kirchheim a. d. T. (Württ.) k 21 Juni (6),
1 Juni, 2 Nov. (agl. Farren), 21 Juni (6),
5 Jan., 2 Febr., 6 April (agl. Farren), 6 Juli,
3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 7 Dez.
Kirchheimbelanden k 10 Mai, 9 Aug., 11
Okt. (je 2).
Kistleg (Württ.) k 10 März, 20 Juli, 6 Okt.,
19 Nov., 12 Jan., 9 Febr., 9 März, 13
April, 11 Mai, 8 Juni, 13 Juli, 10 Aug.,
14 Sept., 12 Okt., 9 Nov., 14 Dez.
Kleinlautenbach k 12 März, 3 Aug., 25 Nov.
Klingensmünster k 30 März, 30 Aug.
Kleinlautenbach. Abhaltung wird besonders
bekannt gemacht.
Königsberg (Württ.) k 17 März, 19 Mai, 18
Aug., 20 Okt., 22 Dez., 20 Jan., 17 Febr.,
21 April, 16 Juni, 21 Juli, 22 Sept., 17 Nov.
Kochendorf (Württ.) k 21 Dez., k 27 Jan.,
24 Juni.
Kollweiler k 6 Sept.
Königsbach k 11 März, 26 Okt.
Königsbach k 27 Sept. (8), Schw. 12 März, 9
April, 14 Mai, 11 Juni, 9 Juli, 13 Aug.,
10 Sept.
Konten k 21 Juni, k Schw. Schf 11 Nov.
Konten Messe (auch Holzsch., Holzwaren, prof.
Schul., Feinn.) a. 1. Tag i. Vert. m. Schw.
Febr. 13 April, 21 Sept. (auch Wellm), 30 Nov.
(auch Wellm) (je 7), k Schw. 21 Dez.,
Schw. 7 Jan., 3 Febr., 3 März, 7 April,
5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 6 Okt.,
3 Nov., 1 Dez.
Kort k 26 Okt. (2).
Kottweiler k 20 Sept.
Krauchenwies (Sigm.) k 5 Febr., 16 März,
11 Mai, 1 Sept., 25 Okt.
Krauchenwies k 9 Febr., 22 Juli, 30 Nov.
Krozingen k Schw. 3 Febr., 19 Okt.
Küllheim k 8 Sept., Schw. 4 Febr., 4, 18
März, 1, 15 April, 13 Mai, 10 Juni, 8 Juli,
5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 11 Nov.
Küllheim k 5 Mai, 15 Sept. (je 2).
Kuppenheim k 20 Okt.
Kupf. k 27 Jan., 10 Febr., 24 März, 26 Mai,
1 Sept., 8 Dez., 13 Jan., 24 Febr., 10 März,
14, 28 April, 12 Mai, 9, 23 Juni, 7, 21 Juli,
4, 18 Aug. (Preisem. für junge Hesel) 22 Sept.
(Hauptpreisrichter), 13, 27 Okt., 10, 24 Nov.,
22 Dez.
Ladenburg k 23 Febr., 17 Aug., k Schw. 1 Dez.
Lahr k 17 März, 18 Aug., 3 Nov., 15 Dez. (je 2)
Ladingen (Württ.) k 30 März, 18 Mai,
20 Okt., 3 Nov., Garnsch. 24 Febr., 11 Mai,
24 Aug., 28 Okt., 24 Febr., 21 Sept.
Landsau k 10 Mai, 6 Sept. (je 3).
Landsau k 3 Mai, 9 Aug., 18 Okt. (7 Montz).
Langenbrunn k 6 Okt.
Langenbrunn k 19 März, 12 Mai, 16
Juli, 27 Okt.
Langmühl Buchst. 5 Febr., 13 Aug., 3 Sept.
(m. Preiswert), 8 Okt., 12 Nov.
Lauba k Schw. 5 März, 1 Mai, 2 Juli, k 28
Dez., Schw. 8 Jan., 5 Febr., 2 April, 4 Juni,
6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Lauterbach k 9 Aug. (2), k 27 April, 10
März, 6 Okt., 26 Jan., 23 Febr., 9, 23
März, 13 April, 25 Mai, 22 Juni, 27 Juli,
14, 28 Sept., 12 Okt., 9, 23 Nov., 14 Dez.
(Paben).

Leinfelden (Württ.) KB 18 Mai.
Leipzig (Sachsen) Messe 2 Jan. (14), 6 April
Des. t. Bernw., 13 April Beg. d. Bülldem.
(27), 21 Sept. Beg. t. Bernw., 28 Sept. Beg.
d. Bülldem. (27).
Leuzkirch & 16 Febr., 25 Juni, 20 Sept.
St. Leon & 3 Nov.
Leuzberg (Württ.) KB 28 Jan., 14 Mai, 4 Nov.,
KBHh 30 Sept., Rh 10 Febr., BSchw 23 März,
24 Juni, 30 Juli.
Leuzkirch (Württ.) KBHh 2 März, 11 Mai,
19 Okt., 30 Nov., BKHh 5, 26 Jan., 2, 23
Febr., 2, 30 März, 6, 27 April, 4, 25 Mai,
1, 29 Juni, 6, 27 Juli, 3, 31 Aug., 7, 28
Sept., 5, 26 Okt., 2, 30 Nov., 7, 28 Dez.
Lichtenau & 14 Mai, 24 Sept., 26 Nov.
Limbach & 16 März, 15 Juli, 19 Okt.
† Lindau (Schwaben) & 17 April, 6 Nov. (je 6).
(† Samstag)
Lippingen KB 9 März, 4 Juni, 14 Sept., 5 Nov.
Löffingen KB Schw 11 Mai, 5 Okt., 28 Dez.
Lößau 12 Jan., 9 Febr., 9 März, 13 April,
8 Juni, 13 Juli, 10 Aug., 14 Sept., 9 Nov.
Vech (Württ.) KB 9 März, 11 Mai, 6 Nov.,
KBHh 21 Sept.
Lörzau & 18 Febr., 16 Sept. (je 2), BSchw
15 Jan., 19 Febr., 12 März, 16 April, 21
Mai, 18 Juni, 16 Juli, 20 Aug., 17 Sept.,
15 Okt., 19 Nov., 17 Dez.
Ludwigsburg (Württ.) KBHh in Schmitt,
Fählen u. bergl. (je 3 Tage), 10 Febr.,
19 Mai, 3 Nov. (agl. Febrm.), BSchw 17
März, Febr 10 März, 6 Mai, 23 Juli (s. Holz).
Ludwigsb. & 26 April, 27 Sept. (je 2).
Mahlberg & 9 März, 3 Sept., 25 Nov.
Maitammer & 17 Mai (3).
Mainz (Hessen) Messe 2 März, 10 Aug. (je 14).
Malsh (A. Gittingen) & mit BKHh am 1 Tag
17 März, 28 Okt. (je 2), BKHh 27 Juli,
Malsh (A. Wiesloch) & 2 Juni (2).
Maltersingen & 5 Aug., 1 Dez.
Mannheim Messe 1 Mai, 29 Sept., 11 Dez.
(je 14), Hauptmesse 4 Mai (3), BKHh 13
Jan., 3 Febr., 3 März (auch Schf), 7 April,
5 Mai (auch Faren), 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug.,
1 Sept., 6 Okt. (auch Schf), 3 Nov. (auch
Schf), 1 Dez. (auch Schf).
Marbach Stadt (Württ.) KB 1 Mai (2), 14 Juli,
19 Nov., B 3 März, 7 April, 11 Juni, 18 Aug.,
10 Sept., 2 März, 30 April, 13 Juni, 18 Nov.
Mardorf & 19 Jan., 9 März, 25 Mai, 21
Sept., 16 Nov.
Marsgröningen (Württ.) & 24 Aug., KB 24
Febr., 30 März, 21 Dez. (je 2).
Marszell (Gem. Schilberg) & 19 Mai.
Medesheim & 6 Sept. (3).
Medesheim & 25 März, 8 Sept.
Medesheim & 19 Juli.
Meersburg & 11 Nov., 5 Dez.
Mehlingen (Sigm.) KB 5 Febr., 14 Mai, 23
Juli, 1 Okt., 19 Nov., 17 Dez.
† Memmingen (Schwaben) & 13 Okt. (4), B 15
Juni (3), Schf 1 April, 2 Sept., 7 Okt.,
4 Nov. († Dienstag).
Mengen (Württ.) KB 7 Febr., 23 April, 24 Juni,
14 Sept., 12 Nov., Zucht 28 April, 15 Sept.
Menzingen & 18 Mai, 14 Sept. (je 2).
Meringingen & 19 Mai (2), Schw 12 Jan., 9
Febr., 9 März, 13 April, 11 Mai, 8 Juni, 13
Juli, 10 Aug., 14 Sept., 12 Okt., 9 Nov., 14 Dez.
Mergentheim (Württ.) & 16 Febr., 31 März, 19
Mai, 8 Juli, 16 Nov., 14 Dez. (je 2 Tage am 2.
Tag agl. B), Schf 11 März, Schw 15 Jan., 19
Febr., 19 März, 21 Mai, 18 Juni, 16 Juli,
20 Aug., 17 Sept., 15 Okt.
Merklingen DA. Veent. (Württ.) KB 30 März, 8 Sept.
Merktich KB 5 März, 23 Juli, 22 Okt., 10 Dez.
(auch Sept.), Zucht 14 Mai, 22 Okt., B
5, 19, 31 Jan., 16 Febr., 2, 16 März, 6, 20
April, 4, 16 Mai, 1, 15 Juni, 6, 20 Juli,
3, 17 Aug., 7, 21 Sept., 5, 19 Okt., 2, 16 Nov.,
7, 21 Dez., Zucht 6 Mai, 16 Sept.
Mehlingen (Württ.) KBHh 10 Febr., 5 Mai, 15
Sept., KB 24 Nov., B 10 März, 14 Juli.
Miesbach & 31 März.
Mingelsheim & Hof 27 Jan. (2).
Mittelberbad & 8 März, 25 Mai, 23 Aug.,
16 Nov.
Möringen KB Schw 16 März, KB Schw 4
Mai, 22 Juni, 20 Juli, 31 Aug., 28 Sept.,
26 Okt., 23 Nov., BKHh Schw 26 Jan., 23
Febr., 28 Dez.
Mörschweiler KB 2 März, 26 Mai, 20 Juli, 7 Sept.

Mosbach & 9 Febr., 31 März, 14 Sept., 5, 25
Nov., Reuentuch 24 Juni, B 13 Jan., 3, 10
Febr., 10 März, 1 Sept., 10 Nov., Schw 13, 27
Jan., 10, 24 Febr., 10, 24 März, 14, 28 April,
12, 26 Mai, 9, 23 Juni, 14, 28 Juli, 11, 25
Aug., 9, 22 Sept., 13, 27 Okt., 10, 24 Nov.,
9, 22 Dez.
Mudau & 23 März, 29 Juli, 29 Sept., 16 Nov.
Mühlhausen (Elsass) Messe 2 Aug. (21).
Müllheim & Schw. Holzgesch. Bittul 5 Nov. (2), B
19 Jan., 16 Febr., 16 März, 20 April, 19 Mai,
15 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 21 Sept., 19 Okt.,
16 Nov., 21 Dez., Wein 11 Mai.
Mündweiler & 2 Nov.
Münsterlingen (Württ.) KBHh 8 Jan., 12 Febr.,
12 März, 9 April, 1 Mai, 11 Juni, 9 Juli, 27
Aug., 24 Sept., 29 Okt., 26 Nov., 10 Dez.
Münsterheim & 4 Mai, 23 Okt. (je 2).
Muschbach & 24 Mai (3).
Mutterstadt & 6 April, 13 Sept. (je 2).
Nedarbischheim & 30 März, 14 Sept.
Nedersel & 18 Mai, 17 Aug.
Nedersgemünd & 9 Febr., 24 Juni, 25 Nov. (auch
Sul) (2).
Nedersgrach & 28 April, 6 Okt.
Neresheim (Stadt) (Württ.) & 20 Juli, KB 16
Febr., 30 März, 18 Mai, 5 Okt.
Nerzweiler & 16 Aug.
Neubau & 30 März, 20 Sept.
Neudenan & 19 Mai, 21 Sept.
Neuenburg & 30 April, 19 Nov. (je 2).
Neuenburg (Württ.) & 26 Febr., 14 Mai, 3 Sept.,
3 Dez.
Neuenstadt a. Kocher (Württ.) & 21 April, 8 Dez.,
KB 18 Aug., B 24 Febr., 26 Mai, 3 Nov.
Neuenstein (Württ.) & 1 Mai, 21 Sept., B 3
Febr., 5 Mai, 24 Nov.
Neusta (Sigm.) KB 20 Juli, 8 Okt.
Neustädt & 21 Mai, 5 Nov.
Neuhausen a. b. Gildern (Württ.) KB 1 Mai, 3
Juli, 28 Okt.
Neunkirch (Schw.) & 20 April, 7 Sept., 14 Dez.
Neunkirchen (Baden) & 10 März, 2 Juni, 3 Nov.
Neunkirchen (Pfalz) & 26 Juli.
Neustadt KB 20 Jan., 9 März, 11 Mai, 27 Juli,
28 Okt., B 14 April, 9 Sept.
Neustadt a. d. Rh. & 6 Sept. (2), 15 Dez. (3).
Niederflöden KB Schw 21 Sept., B Schw Schw
5 Febr., 26 März, 25 Juni, 5 Okt.
Niederflöden & 25 Okt.
Niederflöden (Württ.) & 2 Febr., 1 Mai, 8 Juli,
11 Nov., Rh 22 Jan., B 5 Jan., 3 Febr., 2
März, 6 April, 4 Mai, 1 Juni, 3 Aug.,
7 Sept., 5 Okt., 16 Nov., 14 Dez.
Niedlingen (Schwaben) & 30 Mai (10), B 2
Juni (2), Schf 2 April, 11 Juni, 22 Aug.,
18 Sept., 4 Nov.
Nellingen B 12 März, 14 Mai, 9 Juli, 10 Sept.,
12 Nov.
Nellingen (Württ.) KBHh Schw 12 Juli, 2 Febr.,
30 März, 9 Juni, 24 Aug., 20 Okt., 21 Dez.
Schf 16 Nov., B Schw 8 Jan., 9 April, 14 Mai,
9 Juli, 10 Sept., 12 Nov.
Nupbach & 16 Aug.
Nuplach & 19 Mai, 7 Dez.
Oberbarmersbach & 6 Sept., 18 Okt.
Oberjettingen (Württ.) KB 7 April, 7 Juli, 6
Okt.
Oberkirch & 30 April, 6 Aug., 3 Dez. (je 1/2).
Oberlenningen (Württ.) KB 17 März, 1 Sept.
Oermiesau B 26 Okt.
Oermiesau & 3 Mai, 12 Juli, 13 Sept. (2), 18 Okt.
Oerndorf (Stadt) (Württ.) KB 2 Febr., 12 März,
1 Mai, 12 Juni, 20 Juli, 24 Aug., 29 Sept.,
11 Nov., Schw 9 Jan., 10 April, 9 Okt., 11
Dez.
Oberschellenz & 15 Juli, 9 Nov.
Oerritteringen (Württ.) KB 24 Febr., 8 Sept.
Oberweiler im Thal & 20 Sept.
Obrigheim & 13 Juli, 9 Nov.
Odenhausen (Württ.) KB 9 Febr., 27 April, 5
Okt., 16 Nov.
Odenbach KB Schw 11 März, 8 April, 13
Mai, 10 Juni, 8 Juli, 17 Aug., 8 Sept., 14
Okt., 11 Nov.
Odenheim & 20 Okt. (2).
Odenbach & 27 Sept.
Offenburg & Schw. Holzgesch. Kirch 4 Mai,
21 Sept. (je 2), B 7 Jan., 3 Febr., 3 März
(auch Faren m. Prämierung), 7 Apr. (a. Rh),
5 Mai, 2 Juni, (a. Rh), 7 Juli, 4 Aug., 1
Sept., 6 Okt., (auch Faren m. Prämierung),
3 Nov., 1 Dez.

Osnabingen KB Schw 31 März, 14 Sept.
Ogersheim & 30 Aug.
Ointausen (Württ.) B 26 Jan., 27 April, 25
Aug.
Oppenau & 31 März, 24 Juni, 24 Aug.
Oppenheim (Hessen) & 21 Aug., 23 Nov.
(je 2).
Osterburken & 13 Juli, 19 Okt. (a. Schf), 14 Dez.,
Schf 24 Juni, 30 Juli, 31 Aug., 21 Sept., 9
Nov.
Ottach (Sigm.) KB 9 Febr., 1 April, 22 Juli,
6 Okt., B 7 Jan., 4 März, 6 Mai, 3 Juni, 2
Sept., 4 Nov., 2 Dez.
Öttingen & 7 Juli (2).
Ottheim (Württ.) KB 3 März, 7 Juli, 13 Okt.
Ottobach & 1 Nov.
Ottberg & 3 Mai, 6 Sept., 25 Okt.
Pfalzgrafenweiler (Württ.) KBHh 26 Febr.,
9 Juni, 1 Okt., B 12 Mai, 25 Aug.
Pfeffelbach (Württ.) & 20 Juni, KB 30 Nov., B
12 Jan., 2 März, 15 Juni, 21 Sept.
Pfirt (Elsass) KB 26 Jan., 24 Febr., 10, 31 März,
19 Mai, 4 Aug., 6, 27 Okt., 8, 29 Dez.
Pforzheim KB Schw (am Montag vorher Vert. von
Leipzigerwaren) 10 März, 8 Dez. (je 2), BKHh 5
Jan., 2 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1
Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 6 Okt., 2
Nov., 7 Dez.
Pfullendorf KBHh Schw 23 Febr., 4 Mai, 24
Aug., 19 Okt., 7 Dez., B Schw 20 Jan., 10
Febr., 21 April, 9 Juni, 21 Juli, 22 Sept.,
17 Nov., Zucht 5 Mai, 17 Sept.
Pfullingen (Württ.) KB 26 Febr., 9 April, 11
Juni, 24 Sept., 26 Nov.
Pfullingen & 28 April, 27 Okt. (je 2).
Pirmasens & 5 Mai, 1 Sept. (je 2).
Pflingen (Württ.) KB 24 Febr., 15 Juli,
25 Nov.
Plochingen (Württ.) KBHh 24 Febr., 26 Nov.,
KB 11 Mai, B 13 April, 14 Sept.
Quirnbach KB 25 Aug., 18 Nov., Rh 18 Febr., 21
Okt. großer Preisrichter der Glanzasse, 24 Aug.,
B 7, 21 Jan., 4 Febr., 4, 18 März, 1, 15
April, 6, 20 Mai, 3, 17 Juni, 1, 15 Juli, 5 Aug.,
2, 16 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2, 16 Dez.
Rabelzell KB 4 März, (auch Kleefamen), 13
Mai, 19 Aug., 11 Nov. (auch Kleefamen), B 7,
21 Jan., 4, 18 Febr., (auch Kleefamen), 18
März, 1, 15 April, 6, 20 Mai, 3, 17 Juni,
1, 15 Juli, 5 Aug., 18 Nov., 2, 16 Dez.,
B 7, 21 Jan., 4, 18 Febr., (auch Holzgesch.), 21
Okt. (auch Kabis u. Nibben), 4 Nov., Dbst
hefen 9, 23, 30 Sept., 14, 28 Okt. (auch
Kabis u. Nibben), Kleefamen 25 Febr., Zucht
1 Mai, 21 Sept.
Ramsstein & 20 Sept.
Rangendingen (Sigm.) KB 11 Mai, 12 Okt.
Rastatt KB Schw 22 Jan., 2 Tag 27 April,
24 Aug. (je 2), B 8 Jan., 12 Febr., 12 März,
14 Mai, 11 Juni, 9 Juli, 10 Sept., 8 Okt.,
25 Nov., 10 Dez.
Rathsweiler & 3 Mai.
Ravensburg (Württ.) KB Schw 20 Juni, 13 Nov.
(je 2), Rh 7 März, 31 Okt., Fohlen 4 Juli,
Schf 18 Juni, 22 Okt.
Rehweiler & 18 Okt.
Reichenbach & 18 Okt.
Reichenbach, DA. Freudenstadt (Württ.) & 18
Mai, 21 Sept.
Reichenbach-Steegen & 4 Okt.
Reinheim & 25 April.
Reipoltskirchen & 2 Aug.
Reinheim KB Schw 9 März, 19 Okt.
Reinlingen (Württ.) KB (je tageweise Schf),
24 Febr., 8 Sept., 27 Okt., 8 Dez., B 7 Jan.,
3 Febr., 3 März, 7 April, 5, 19 Mai, 2 Juni,
7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 6 Okt., 3 Nov.,
1 Dez.
Reinlichsböheim & 10 Febr., 15 Okt.
Reinleiden (Schw.) B 28 Jan., 6 Mai, 26
Aug., 4 Nov.
Reinleiden & 18 Okt. (2).
Reinleiden & 3 Febr., 30 Nov.
Reinleiden KB Schw 18 März, 21 Okt.
Reinlingen (Württ.) KBHh 16 Febr., 6 April,
25 Mai, 27 Juli, 12 Okt., 14 Dez.
Riegel KBHh Schw 3 Febr., 30 Juli, 29 Sept.
Reichenhausen & 3 Mai, 4 Okt., B 8 Jan., 5 Febr.,
5 März, 2 April, 14 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6
Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Reiballen & 14 Sept.

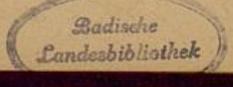
(Baden).

Nersbach (Schweiz) & 14 Mai, 5 Nov.
Neuberg & 27 Jan. (auch 2), 18 Aug., 3
9 Febr., 3 März, 24 Nov.
Neufentele (Württ.) & 26 Febr., 30 April, 2
Juli, 27 Aug., 29 Okt., 10 Dez., 15 Jan.,
28 Mai.
Neuhensfeld & 19 Mai.
Neuhofberg & 21 Juni.
Nettenburg (Württ.) & 2 März, 25 Mai, & 23
2 Nov., 8 19 Jan., 31 Aug.
Nettwil (Württ.) & 5 Febr., 23 April, 24
Juni, 14 Sept., 19 Okt., 25 Nov., 15 Jan.,
23 März, 21 Mai, 17 Aug., 21 Dez.
Nuff & 13 März, 19 Okt., 21 Dez.
Nüdlingen & 6 März, 25 April, 19 Okt., 23 Nov.
Salmen & 31 März, 2 Nov., & Schw 8 Jan., 5 Febr.,
5 März, 2 April, 14 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6
Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Sasbach & 25 Nov.
Sauggau (Württ.) & 12 Febr., 31 März, 19
Mai, 29 Sept., 30 Nov.
Schaffhausen (Schweiz) & 17 Febr., 17 Mai, 25
Aug., 17 Nov.
Schellenberg (Gem. Grobherrenschwand) & 20 Okt
Schentzell & 1 Mai, 24 Aug., 28 Okt.
Schierberg f. Marzell.
Schiltach & 19 März, 29 Juni, 8 Sept., 30 Nov.
Schlengen & Holzgerbrunn 9 Febr., 9 Sept., 8 26
Jan., 23 Febr., 31 März, 27 April, 25 Mai, 29
Juni, 2 Juli, 20 Aug., 28 Sept., 26 Okt.
Schlierstadt & 12 Febr., 12 März, 9 April, 14
Mai, 11 Juni, 9 Juli, 10 Sept., 8 Okt., 12 Nov.
Schömburg (D.-N. Nettwil (Württ.)) & 7 März,
4 Mai, 8 Juni, 25 Aug., 9 7 Jan., 15 Juli,
1 Okt.
Schönan (H. Scheiberg) & 2 März, 5 Okt. (2)
Schönan (Hals) & 8 März, 11 Okt. (2).
Schönan i. B. & 6 April (auch Schw.), 30 Juni,
26 Okt. (je 2), 8 Jan., 12 Febr., 12 März, 9
April, 14 Mai, (auch Jaren), 11 Juni, 9 Juli,
20 Aug., 10 Sept., 8 Okt., 12 Nov., 10 Dez.
Schönbürg & 15 März, 14 Juni, 23 Aug.,
13 Dez.
Schopfheim & 2 Juni, 8 Dez. (je 2), & Schw. 7
Jan., 4 Febr., 4 März, 1 April, 6 Mai, 3 Juni,
1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.
Schornberg (Württ.) & 3 März, 19 Mai, 24 Nov.,
Holz u. Schmitt 26 Febr., 14 Mai, 27 Aug.,
19 Nov., 8 13 Jan., 14 Juli, 1 Sept.
Schramberg (D.-N. Oberndorf (Württ.)) & 9 März,
11 Mai, 15 Juni, 10 Aug., 12 Okt., 7 Dez.
Schriesheim & 4 März, 29 Juli, 31 Aug., 28 Okt.,
23 Febr. 3 März, 28 Juli, 1 Sept., 27 Okt.
Schwanen & 20 Sept.
Schwarzach (H. Bühl) & 10 Febr., 20 Mai, 20 Okt. (2).
Schwaben & 26 April, 15 Nov.
Schwegen & 25 März, 28 Dez., 8 15 Mai
Schwemingen (D.-N. Nettwil, Württ.) & 2
20 Mai, 24 Sept.
Schwemingen & 25 März, 1 Juli, 23 Sept., 9 Nov.
(auch Schw.).
Seelbach & 31 März, 19 Mai, 29 Sept., 25 Nov.
Seidenbach & 8 Sept.
Seimbach & 30 Aug.
Seigelsbach & 18 Mai, 19 Okt.
Seigmaringen (Eigm.) & 31 März, 15 Juni,
5 Okt., 16 Nov.
Seimböhlen (Württ.) & 4 März, 3 Juni, 21
Sept., 30 Nov., & Schw 4 Febr., 8 April, 6 Mai,
8 Juli.
Seindelsheim & 29 Juni, 28 Okt.
Singen & 1 Juli, 10 Sept., (auch Holz-
gerbrunn), 9 Nov., & Schw 27 Jan., 24 Febr., 31
März, 28 April, 30 Juni, 28 Juli.
Sinsheim & 17 März, 17 Aug., 9 Nov.
Spaichingen (Württ.) & 24 Febr., 31 März, 13
Juni, 24 Aug., 16 Okt., 11 Nov., 16 März,
15 Mai, 27 Juli.
Speyer & 3 Mai, 1 Nov. (je 3).
Speyerbach & 4 Okt.
Stainen & 17 Febr. 17 Febr., 5 Mai, 5 Aug.,
11 Nov.
Stebach & 1 Mai.
Stein a. M. (Schweiz) & 20 April, 28 Okt.
Stein (M. Bretten) & 10 Febr., 26 Okt.
Steinbach (Bühl) & 25 Nov., 8 26 Nov.
Steinbach (Hals) & 26 April, 5 Juli.
Steinfeld & 19 Okt. (2).
Steinheim a. d. M. (Württ.) & 2 Febr., 3 Juni,
21 Sept., Holz 1 Febr., 14 April, 2 Juni, 19
Sept.
Steinwälden & 11 Okt.
Stetten a. S. (Württ.) & 24 Juni (2).

Stetten a. l. M. & 24 März, 9 Juni,
1 Sept., 10 Nov.
Stetten u. S. (Eigm.) & 30 Mai, 22 Juli, 25
Sept., 22 Okt.
Stettfeld & 5 Mai (2).
Stöckach & 24 April, 2 Juli, 15 Okt., 19
Nov., & Schw 13, 20 Jan., 3, 17 Febr., 3, 17 März,
7, 21 April, 5 Mai (a. H.), 19 Mai (auch Zug-
schiffen), 2, 16 Juni, 7, 21 Juli, 4, 18 Aug., 1,
15 Sept., 6, 20 Okt. (auch Zugschiffen), 3, 17
Nov., 1, 15 Dez., Zucht 4 Mai, 18 Sept.
Straßburg (Eig.) & 18 Dez. (7), Zucht 16
Sept.
Strümpfelbrunn & 5 Mai, 28 Juli, 19 Okt.
Stühlingen & 12 Jan., 2 März, 27 April, 1
Juni, 17 Aug., 5 Okt., 9 Nov., & Schw 9 Febr.,
11 Mai, 13 Juli, 14 Sept., 14 Dez.
Stuttgart (Württ.) & 25 Mai (6), 17 Dez.
(8), Möbel 25 Mai, 17 Dez. (je 3), Leder 3 Febr.,
16 April, 7 Juli, 20 Okt., 21 Dez. (je 2), Zucht
18 Aug., & 20 April (2), Pflanzen
Samen 10 März, 3 Nov.
Sulza. R. (Württ.) & 23 März, 4 Juni, 3 Sept.,
22 Okt., & 17 Dez., & 4 Juni, Schw 25 März,
3 Aug., 4 Sept., 23 Okt., 4 4 Febr., 6 Mai, 1
Juli, 5 Aug.
Sulzfeld & 11 März, 28 Sept., 2 Dez.
Tauberschlößchen & 24 April, 27 Apr., 19 Mai,
8 Juli, 24 Aug., 16 Nov., 21 Dez., Wein 22
Mai, & Schw 19 Jan., 16 Febr., 16 März, 20
April, 19 Mai, 15 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 21
Sept., 19 Okt., 16 Nov., 21 Dez.
Teinang (Württ.) & 11 Mai, 16 Sept., 18
Nov., 10 März, 20 Okt.
Thalheimweiler & 3 Mai, 25 Okt., 10 Aug.
Thann (Eig.) & 23 Aug. (28), & 28 Febr.,
4 Juli, 12 Sept., 7 Nov.
Thiesbergstegen & 27 Sept.
Thüngen & 16 März, 20 April, 23 Juni, 21
Sept., 28 Okt., & Schw 30 Jan., 27 Febr., 29
Mai, 31 Juli, 28 Aug., 27 Nov., 18 Dez.
Thüngen & 3 Febr., 6 April, 12 Mai, 24 Juni,
24 Aug.
Thiesbrunn & 11 Mai, 25 Juli, 28 Okt.
Tettnoes & 19 Mai, 27 Juli, 17 Aug., 7 Sept.
Tettnang & 31 März, 24 Aug. (je 2).
Triburg & 21 März, 9 Mai, 3 Okt., 28 Nov., 28 Dez.
Trippstadt & 12 Juli.
Trochtelungen (Eigm.) & 9 März, 19 Mai, 21
Sept., 9 Nov., Schw 5 Jan., 3 Febr., 9 April,
1 Juni, 3 Aug., 7 Dez., & 23 Juli, 12 Okt.
Tübingen (Württ.) & 28 April, & Schw 17
Nov. (je 1 Woche), & Schw 10 Febr., 21 Juli.
Tuttlingen (Württ.) & 28 April, 5 Mai, 14
Juli, 13 Okt., 12 Nov., & 23 Dez., Wollm 16
Juni, 31 Aug. (je 3).
Überlingen & 11 März, 13 Mai, 26 Aug., 28 Okt.,
9 Dez. (agl. Dniffel), & 28 Jan., 25 Febr.,
28 März, 29 April, 27 Mai, 24 Juni, 29 Juli,
30 Sept., 25 Nov., 30 Dez.
Ulm & Schw 26 Jan., 28 Sept.
Ulm (Württ.) & 15 Juni, 7 Dez. (je 7), & 18
Juni (3), Leder 2 März, 21 Sept. (je 2), Zucht
in Gewehz und Strich 9 März, 12 Okt. (je
3), & 27 Jan., 17 Febr., 17 März, 16 Juni, 17
Nov. (je 2).
Ulmet & 16 Okt.
Unterweißheim & 11 Nov. (2).
Unterhäch & 11 Mai, 17 Aug., & Schw
2 März, 2 Nov., 8 3 März, 3 Nov.
Unterrödingen & 5 Jan., 9 Febr., 2 März,
6 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 3 Aug.,
7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez.
Urach (Württ.) & 19 Febr., 1 Mai, 25 Juli
(agl. Schäferlauf), 1 Okt., 5 Nov., Schw 27 Juli,
2 Okt., 6 Nov.
Vaihingen a. d. Gnz (Württ.) & 11 März, 13 Mai
15 Juli, 16 Sept., 11 Nov., 14 Jan., 11 Febr.,
15 April, 10 Juni, 12 Aug., 14 Okt., 16 Dez.
Veeringenstodt (Eigm.) & 24 Febr., 1 Mai, 29
Sept., 11 Nov., 7 Dez.
Villingen & 11 März, 31 März, 19 Mai, 25
Juli, 21 Sept., 28 Okt., 21 Dez.
Vöhrbach & 5 Okt., 16 Nov.
Vorderweidenbach & 8 März, 21 Juni, 18 Okt.
Wachsenheim & 26 April, 15 Nov. (je 2).
Waldingen (Württ.) & 14 April, 7 Juli, 21
Sept., 23 Febr., 9 Juni, 1 Dez., (Holz je
tag vor den 3 letzten Wärtten).
Waldbach & 18 Mai, 16 Nov.
Wald (Eigm.) & 17 März, 26 Mai, 18 Aug., 24
Nov.
Waldenbuch (Württ.) & 17 Febr., 18 Juni, 1 Okt.

Walzburg (Württ.) & 18 Mai, & 2 Febr., 24
Aug., 11 Nov., 8 7 April, 19 Mai.
Waldbischbach & 15 März, 23 Aug., 8 Nov.
Waldbirch & 9 Febr., 1 Mai, 14 Aug. (2), 26 Nov.
Waldbuch & 30 März, 7 Juni, 26 Juli, 25 Okt.
Waldbühl (Württ.) & 31 März, 19 Mai, 29 Sept.,
17 Nov., & 3 März, 2 Juni, 29 Sept., 8 2
Jan., 6 Febr., 6 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni,
3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez.
Waldbühl & Schw 5 Febr., 18 März, 1 Mai,
4 Juni, 29 Juli, 21 Sept., 16 Okt., 9 Dez.
(auch Juni), 23 Dez. (auch Juni), Jaren 15 Sept.
Walldorf & 19 Okt.
Walldürn (Waldfahrtsmesse) & 26 Mai (20), & 12
März, 13 Okt.
Walldürn & 1 Febr., 3 Mai, 19 Juli, 27 Sept.,
8 Nov.
Wangen i. Allgäu (Württ.) & 19 Mai, 21 Sept.,
11, 25 Nov., 8 7 Jan., 4, 25 Febr., 4 März,
1, 29 April, 6, 27 Mai, 3, 24 Juni, 1, 29 Juli,
5, 26 Aug., 2, 30 Sept., 7, 28 Okt., 4, 25 Nov.,
2, 30 Dez.
Wehr & 10 Febr., 12 Mai, 11 Aug., 10 Nov., 8
13 Jan., 10 März, 14 April, 9 Juni, 14 Juli,
15 Sept., 13 Okt., 15 Dez.
Weikersheim (Württ.) & 24 Febr., 25 März, 24
Juni, 24 Aug., 28 Okt., 30 Nov., 21 Dez., 8
Jaren 16 April.
Weiß die Stadt (Württ.) & 9 März, 9 März, 6
April, 25 Mai, 24 Aug., 19 Okt., 14 Dez., & Schw
12 Jan., 9 Febr., 27 April, 27 Juli, 14
Sept., 16 Nov.
Weilerbach & 27 Sept.
Weingarten & 26 Febr., 4 Juni, 29 Okt.
Weingarten-Altendorf (Württ.) & 6 Mai, 24 Juni,
(je 3), & 9 Febr., 12 März.
Weinheim & 17 März, 5 Mai, 17 Aug., 3 Nov.,
9 Dez. (auch Juni), Wein 20 Mai.
Weinsberg (Württ.) & 24 Nov.
Weinburg (Eig.) & 19 Febr., 21 Mai, 17 Sept.,
17 Dez.
Weißlingen & 20 März, 8 Okt.
Weilerbach & 11 Okt.
Weilheim (Württ.) & 24 März (2), 24 Juni,
27 Okt. (2), 21 Dez., & 24 Aug., Holz 25 März,
St. Wendel (Eig.) & 5 Febr., 19 März, 20 Mai,
28 Juli, 20 Okt., 3 Dez., & 3 Sept., 8 5 Nov.
Weinheim & 19 März, 29 Juni, 8 Sept., 21 Nov.,
Schw 13 Jan., 10 Febr., 10 März, 14 April, 12
Mai, 9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 1 Sept., 13
Okt., 10 Nov., 1 Dez.
Weilbach & 20 Jan., 21 Sept.
Weilbach & 25 März, 5 Mai, 24 Aug., 25 Nov.,
6 Okt. (3), Schw 11 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 17
Sept., 1 Okt., 5 Nov.
Weinheim (Württ.) & 30 März, 28 Okt.
Weinstadt (Württ.) & 9 Febr., & 25 Mai,
& 12 Okt., 25 Nov., 8 6 April, 27 Juli.
Weinstadt & 31 März, 10 Aug., 3 Dez. (je 2),
8 5 Febr., 31 März, 4 Juni, 11 Aug., 1 Okt.,
3 Dez.
Weilbach (Württ.) & 20 März, 24 Aug., 30 Nov.
Weilheringen & 18 Febr., 12 Okt. (je 2), 8 17 Febr.,
13 Okt.
Weilgartweigen & 20 Sept.
Weilhart & Schw 13 Okt. (2)
Weilshausen & 5 Febr., & 27 April, 31 Aug.
Weinmenden (Württ.) & 11 Febr., 12 Aug., 4 Nov.,
8 13 Mai, 24 Juni, 7 Okt.
Weinweiler & 30 März, 21 Juni, 25 Okt.
Weisingen & 5 Juli (2).
Welfach & 4 März, 13 Mai, 5 Aug., 14 Okt.,
17 Dez.
Welfstein & 8 Febr., 10 Mai, & 19 Aug., 28 Okt.,
8 9 Febr., 11 Mai, 10 Sept., 12 Nov.
Wellenberg & 19 Juli, 26 Okt.
Wermes (Hessen) & 19 Mai, 2 Nov. (je 3).
Wesslingen & 19 Febr., 17 Sept.
Wurzach (Württ.) & 8 Febr., 5 März, 14 Mai, 1
Okt., 5 Nov., 8 Jan., 2 April, 4 Juni, 2 Juli,
6 Aug., 3 Sept., 3 Dez.
Zaisenhäuser & 8 Sept., 21 Febr.
Zell (Hals) & 13 Sept. (2)
Zell a. S. & 31 März, 19 Mai, 22 Juni, 24 Aug.,
14 Sept., 25 Okt.
Zell i. B. & 9 Febr., 19 Okt., & 19 Mai, 8 20
Jan., 17 Febr., 17 März, 21 April, 16 Juni,
21 Juli, 18 Aug., 15 Sept., 20 Okt., 17 Nov.,
15 Dez.
Zugenhausen & 1 Mai, 24 Aug.
Zweibrücken & 12 März, 12 Mai, 21 Juli, 22
Sept., 1 Dez. (Am ersten u. dritten Donners-
tag jeden Monats).

(Baden).



Mein Kochbuch.

Ein nützliches Buch — nach Art eines Albums —, das dazu dienen soll, sowohl ganz neue Kochrezepte als auch die fast in jeder Familie vorhandenen, oft so hochgeschätzten und sich traditionell von der ältern auf die jüngere Generation fortpflanzenden, bewährten Haus- und Familien-Küchenrezepte handschriftlich aufzunehmen. Mit 12 prächtigen, den verschiedenen Abteilungen wie I. Suppe, II. Fische, III. Fleischspeisen etc. voranstehenden Illustrationen. Mit linierten Blättern und mit einem Register. In elegantem Leinwandband mit originellem Deckenbild in Schwarzdruck.
Große Ausgabe 4 M. Kleine Ausgabe 2 M.

Familienchronik.

Gedenkbuch für Mädchen und Frauen
mit vielen Illustrationen.

Wie schon der Titel des Buches besagt, ist dasselbe bestimmt, die denkwürdigen Tage und Ereignisse der Familie handschriftlich aufzunehmen, Freud und Leid, wie es das Leben bietet in seinen mannigfachen Wandlungen. Und wer wäre zu dem Amte eines Chronisten des Familienlebens geeigneter und berufener als die Hüterinnen echten, reinen Familienstimm, unsere Frauen und Mädchen?
In elegantem Leinwandband mit originellem Deckenbild in Schwarzdruck 4 M. In feinem Kalblederband mit Schloß und Goldschnitt 12 M.

Kinder-Chronik.

Ein reizend ausgestattetes Büchlein mit farbigem Titelbilde sowie einer Anzahl künstlerisch ausgeführter Initialen. Die Blätter der „Kinder-Chronik“ sollen nach Anleitung der darin markierten Abteilungen dazu dienen, die Ereignisse im Kinderleben niederzuschreiben und zwar nach den Abteilungen: Geburtstage. — Taufstage und Paten. — Der erste Zahn und alle folgenden. — Die ersten Worte und Schritte. — Anekdoten aus der Kinderstube. — Unterrichtsbeginn. — Konfirmationstage. — Besondere Ereignisse. — Größe in jedem Jahr.
Elegant geb. 2 M 50 J.

Geschichte der deutschen Litteratur.

Von Dr. G. Brenning. 812 Seiten mit 170 Illustrationen und 15 Buchtiteln und Kopfleisten von Prof. Götz.
In Halbfrauzband geb. 12 M, geb. 10 M.

Ein Märchenstrauß.

Von Anna Bernhard-Schall. Sinnige, duftige Blüten einer zart empfindenden Frauenseele; der Märchenzauber des Büchleins umspinnst klein und groß.
Elegant geb. 2 M 50 J.

Gedenk- und Geburtstagsbuch.

Ein Notizkalender für alle Jahre mit Denksprüchen und Monatsbildern.
In eleg. Leinwandband mit Goldschnitt 2 M 25 J.
Neue Ausgabe mit neuen hochfeinen Monatsbildern in Chromolithographie und in

Kleines G

Mit Göttersprüchen. Kleines G
In feinem Lederband 1 M 75
wandband 1 M

Christliches Gedenkbuch.

Mit frommen Sentenzen. Kleines Oktavformat mit Goldschnitt.
In feinem Lederband 2 M. In elegantem Leinwandband
1 M 50 J.

Ähren und Blüten.

Eine Sammlung von Sprüchen der bedeutendsten Dichter und Denker in Poesie und Prosa.
Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 M

Haushaltsbuch,

enthält die Daten eines ganzen Jahres mit entsprechenden Raum- und Zahlenrubriken zum Eintragen täglicher Ausgaben.
Elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 1 M 50 J.

Mein Dichteralbum.

2 Bände.

Ein auf das feinste ausgestattetes Buch, mit je 15 ganzseitigen Bildnissen der hervorragenden deutschen lyrischen Dichter geschmückt, nach Originalzeichnungen des Professors Erdmann Wagner in München. Die leeren Seiten der Bände sind zu Aufzeichnungen von Lieblingsgedichten und Sentenzen unserer Dichter und Denker bestimmt. „Mein Dichteralbum“ macht einen äußerst vornehmen Eindruck und ist das passendste Geschenkwerk.

In feinem Kalblederband mit Schloß à 12 M. In elegantem Leinwandband mit originellem Deckenbild à 4 M.

Aus dem Schwarzwald.

Gedichte von Ludwig Auerbach. Herausgegeben von Friedrich Geßler und Ernst Scherenberg.
Elegant geb. 2 M.

Aus dem Kleinleben.

Erzählungen von G. Billinger. Mit vielen Holzschnitten
Zweite vermehrte Auflage. Elegant geb. 2 M 50 J.

Fröhlich Dalz, Gott erhalt's.

Gedichte in Pfälzer Mundart von Karl Gottfried Nadler, herausgegeben von Ludwig Eichrodt. Elegant geb. 2 M 25 J.

Der Lahrer Hinkende.

Kalendergeschichten von Ab. Bürlin. 3 Bände. Elegant geb. à 2 M 50 J, geb. à 2 M.

Sinniger Unsinn.

Von Wilhelm Raschinski, mit Illustrationen von A. Oberländer. Geheftet 1 M 50 J.

Regelbuch.

Dies Buch von sehr handlichem Format und gut ausgestattet entspricht unbedingt einem vorhandenen Bedürfnisse für jede Regelgesellschaft. Die äußerst praktische Einrichtung macht die Benutzung überall möglich, wo dem Regelspiel gehuldigt wird. Es enthält: 1) die Beschreibung der beliebtesten Regelspiele; 2) Raum zum Einschreiben der besonderen Bestimmungen und 3) sauber linierte Seiten zum Notieren Regelabend, zum jahregegelbuch, aus der Praxis berechnet, wird bald der Regelgesellschaft sein.
band 3 M.

BLB Karlsruhe



53 48859 0 031

Unsere Lieder.

Musikalischer Hausschatz, bearbeitet von Franz Abt, Vinzenz Lachner und Ludwig Liebe.

Das Werk erscheint in 24 Lieferungen à 75 S., oder in 4 Bänden à 4 M. 50 S. geheftet, à 5 M. 50 S. elegant in Leinwand gebunden.

Diese Liedersammlung wird mehr als 600 Nummern enthalten. Unter diesen befindet sich nicht allein eine Auswahl beliebter Volkslieder (worunter auch die Silberschen nicht unberücksichtigt geblieben sind), sondern auch das verebte Kunstlied (von Mozart, Beethoven, Franz Schubert, C. M. v. Weber, Fresca, Spohr, Mendelssohn, Schumann, Gurschum, Vorigi, Kreutzer u. a.) sowie eine große Anzahl bisher ungedruckter Originallieder (von Franz Abt, B. C. P. a. Hiermann, Kücken, V. Lachner, L. Liebe, Michaelis, Schlieben und Schotte) und einige fremdländische Volkslieder in d. darin Aufnahme. In dieser Zusammenfassung empfehlen sich „Unsere Lieder“ als eine bisher unübertroffene Liedersammlung von selbst.

Die außerordentliche Reichhaltigkeit und vorzügliche Auswahl bieten für alle gesellschaftlichen Verhältnisse den wünschenswerten sanglichen Stoff, so daß die Sammlung ein wahres, echtes Familien-Singbuch genannt werden kann. Alle Lieder sind für eine mittlere Stimme gesetzt und mit der denkbar größten Korrektheit wiedergegeben.

Über den Wert dieser Musterammlung herrscht in der ganzen Kritik nur eine Stimme des Lobes. Von zahlreichem der Verlagshandlung zugegangenen Zustimmungsschreiben mögen nachfolgende hervorgehoben werden:

Diese Liedersammlung ist eine der besten, schönsten und umfangreichsten gegenüber den vielen bisher erschienenen ähnlichen Werken. Neben den uns lieb gewordenen alten Liedern finden sich die neuern und neuesten klassischen und modernen Gesänge in reichster Auswahl. Insbesondere ist die Zusammenstellung von Liedern, die gleichen Text haben, jedoch von verschiedenen Meistern komponiert sind, für jeden Sachverständigen sehr interessant. Dabei ist die Ausstattung des Werkes eine schöne und der Preis ein billiger. Die Sammlung sollte in keinem Hause, wo gesungen und Klavier gespielt wird, fehlen, denn sie ist wahrlich ein echter musikalischer Hausschatz.

Karlsruhe.

A. Warner, Hoforganist und Seminar-Musikoberlehrer.

Die Idee, deren Ausführung dem sehr verdienstvollen Werke „Unsere Lieder“ zur Basis diente, ist als überaus gelungen zu betrachten. Alle andern Unternehmungen werden durch dieses **Universalwerk** überholt.

Stafa.

Brunner, Musiker.

„Unsere Lieder“, Musikalischer Hausschatz, ist vielleicht die gediegenste Liedersammlung, die wir besitzen. Dieses Werk macht zweifellos in Kürze seine Reise um die Welt.

Altötting.

Hof. Arnold, Kapellmeister.

Die „Neue Musikzeitung“ spricht sich wie folgt aus:

Nach der vor kurzem erschienenen ersten Lieferung zu schließen, dürfte dieses neue Unternehmen, das sich zur Aufgabe gestellt, eine sorgfältig gewählte Zusammenstellung der schönsten Lieder unserer Altmeister wie moderner beliebter Komponisten, die aufstigsten und zarresten Blüten des Volksliedes wie des Kunstliedes zu einem Ganzen zu vereinigen, in allen sangesfrohen Kreisen der freundlichsten Aufnahme sicher sein. Die Sammlung wird nicht weniger als 600 Nummern enthalten, davor soll die Hälfte dem Volkslied gewidmet sein. Bereits in dem ersten Hefte begegnen wir einer stattlichen Anzahl großer Meisternamen und bekanntester Lieder, auch einigen Originalkompositionen, die sämtlich für eine mittlere Stimme gesetzt und sich durch Korrektheit auszeichnen.

Kommers-Abende.

Die Lieder des Allgemeinen Deutschen Kommersbuches mit Klavierbegleitung.

18 Abende (Hefte). Preis à 1 M., je 6 Abende bilden einen Band. Preis geb. 6 M., geb. 7 M.

Separatausgaben der Kommers-Abende:

Baumbach-Lachner-Album.

Lieder von Rud. Baumbach, komp. von Vinz. Lachner. (Neunter Kommers-Abend.) Preis 1 M.

Badenstedt-Liebe-Album.

Lieder von Friedr. Badenstedt, komp. von Ludw. Liebe. (Eifter Kommers-Abend.) Preis 1 M.

Baumbach-Langer-Album.

Kommers- und Trinklieder von Rud. Baumbach, komp. mit Klavierbegleitung von F. Langer. (Vierzehnter Kommers-Abend.) Preis 1 M.

Zweites

Baumbach-Langer-Album.

Kommers- und Trinklieder von Rudolf Baumbach. Für eine mittlere Stimme oder allgemeinen Chorgesang mit Klavierbegleitung komponiert und der Kuperto Ca. Heibelsberg gewidmet von Ferdinand Langer. V.

Lebensblüten und Hapsendalder

Heitere Lieder für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung von D. E. Becker. (Sechzehnter Kommers-Abend.) Preis 1 M.